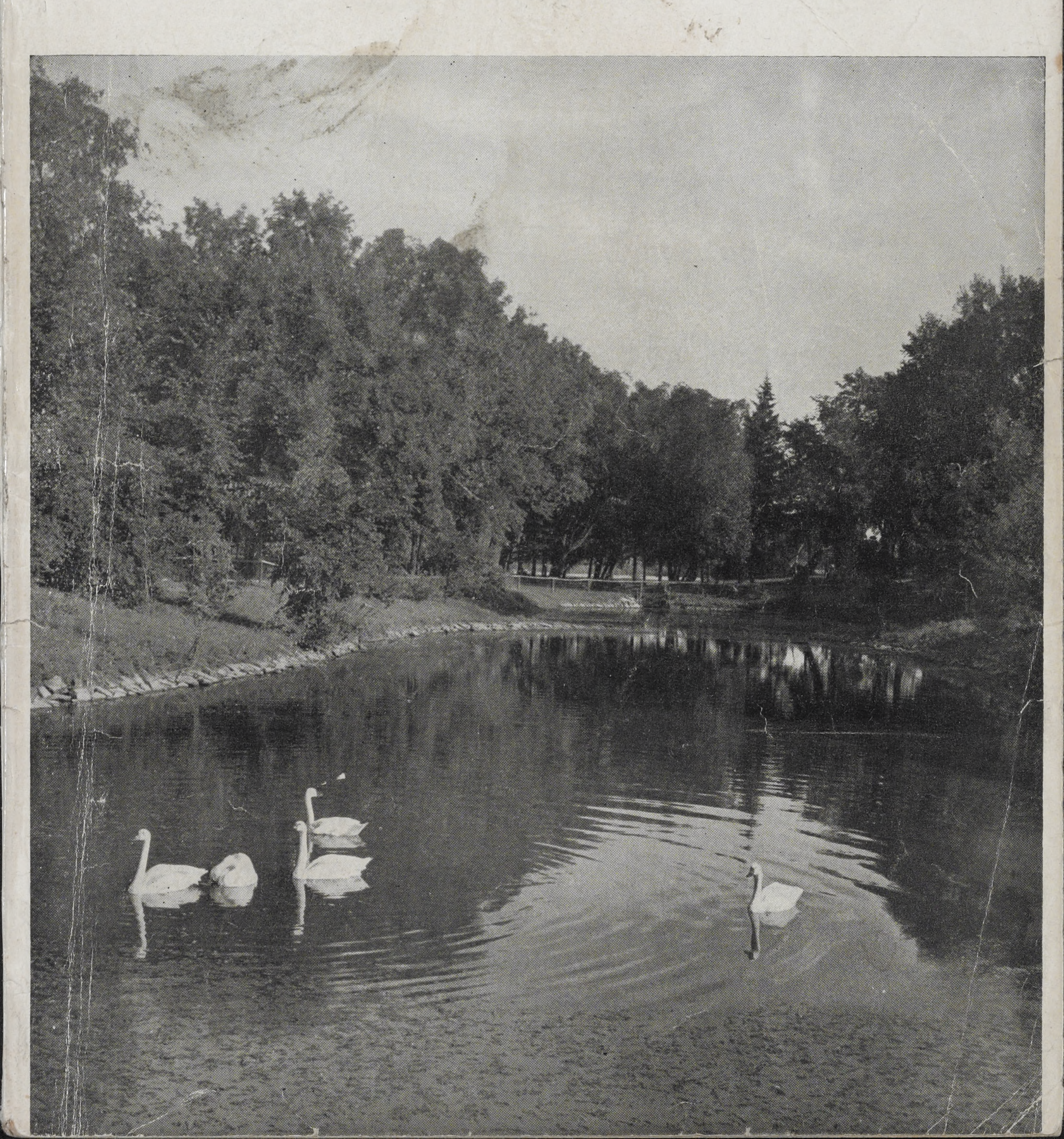
Der
Nordwesten-Kalender

für das Jahr 1950





Neue Geräte, Maschinen oder Ausrüstung?

Neues Nutz- oder Zuchtvieh?

Elektrischen Strom für die Farm?

Zäune, Drainage oder andere Verbesserungen?

Neue Farm- oder Wohngebäude?

Zubauten oder Verbesserungen bestehender Gebäude?

Farmverbesserungs-Anleihen für obige Zwecke sind bei jeder Zweigstelle der Royal Bank of Canada zu günstigen Bedingungen zu haben. Verlangen Sie von Ihrer nächsten Zweigstelle das aufklärende Büchlein und volle Einzelheiten.

THE ROYAL BANK OF CANADA

Der Nordwesten-Kalender

für das Jahr

1950

Fünfundfünfzigster Jahrgang



Druck und Verlag
NATIONAL PUBLISHERS LIMITED
Winnipeg, Manitoba,
Canada.



Inhalts-Verzeichnis

Anzeigen



Die Taufe des Prinzen Charles

Die Taufe von Seiner Königlichen Hoheit Prinz Charles von Edinburgh, des jungen Sohns Seiner Königlichen Hoheiten Prinzessin Elisabeth und dem Herzog von Edinburgh hat in den weißen und goldenen Sälen des Buckingham Palastes stattgefunden.

Dem kleinen Prinz wurden die Namen Charles Philip Arthur George gegeben. Die Zeremonie leitete Seiner Gnaden, der Erzbischof von Canterbury, die in Gegenwart Ihrer Majestäten König George und Königin Elisabeth, sowie den Mitgliedern der königlichen Familie und einigen der nächsten Freunde stattfand.

Diese Aufnahme zeigt den Prinzen sofort nach der Taufe im königlichen Taufkleid von weißer Seide und Honiton-Spitzen, das für die Königin Viktoria gemacht wurde und seitdem im Besitz und Gebrauch der königlichen Familie ist.

Zum neuen Jahr

Zum neuen Jahr den alten Vater,
Deß starker Arm die Welten hält!
Er hat sein Volk seit grauen Tagen
Auf Adlersflügeln treu getragen,
Ihm sei die Zukunft heimgestellt.
Zum neuen Jahr den alten Vater,
Deß starker Arm die Welten hält!

Zum neuen Jahr den neuen Segen,
Noch Wassers genug hat Gottes Born.
Harrt fröhlich sein, ihr Kreaturen,
Bald deckt Er die beschneiten Fluren
Mit grüner Saat und goldnem Korn.
Zum neuen Jahr den neuen Segen,
Noch Wassers genug hat Gottes Born!

Zum neuen Jahr den alten Glauben,
In diesem Zeichen siegen wir,
Glück zu, mein Volk, auf allen Bahnen
Entrolle kühn der Zukunft Fahnen,
Doch Christus bleibt das Reichspanier.
Zum neuen Jahr den alten Glauben,
In diesem Zeichen siegen wir!

Zum neuen Jahr ein neues Herze,
Ein frisches Blatt im Lebensbuch!
Die alte Schuld sei ausgestrichen,
Der alte Zwist sei ausgeglichen
Und ausgetilgt der alte Fluch.
Zum neuen Jahr ein neues Herze,
Ein frisches Blatt im Lebensbuch!

Das Jahr 1950

ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen und seit

Erschaffung der Welt nach Calvisius	das	5839ste
Christi Tod	„	1917te
Zerstörung Jerusalems	„	1880ste
Entdeckung Amerikas durch Columbus	„	467ste
Luthers Reformation	das	433ste
Unabhängigkeit der Ver. Staaten	„	175ste
Konstituierung der Dominion Canada	„	84ste
Der Regierung König Georg VI.	„	15te

Kalenderberechnungen für das Jahr 1950

Das Jahr 1950 entspricht dem Jahre 6663 der julianischen Zeitrechnung; dem Jahre 5711 der jüdischen Zeitrechnung, der am 11. September mit dem Sonnenuntergang beginnt; dem Jahre 2703 seit der Gründung Roms nach Marcus Terrentius Varro; dem Jahre 2610 der japanischen Zeitrechnung; dem Jahre 1369—70 der mohammedanischen Zeitrechnung, mit dem Anfang des Jahres am 12. Oktober.

Der 1. Januar 1950 ist der 2,433,283ste Tag seit Beginn der julianischen Zeitrechnung.

Finsternisse des Jahres 1950

Im Jahre 1950 wird es zwei Sonnen- und zwei Mondfinsternisse geben:

1. Eine jährliche Sonnenfinsternis am 18. März, hier unsichtbar.
2. Eine totale Mondfinsternis am 2. April, hier unsichtbar.
3. Eine totale Finsternis der Sonne am 12. September, hier unsichtbar.
4. Eine totale Mondfinsternis vom 25. zum 26. September, hier sichtbar. Im allgemeinen sichtbar im östlichen Pazifik, Nordamerika außer dem äußersten Teil des Nordwestens, Südamerika, arktische und antarktische Gegenden, Atlantischen Ozean und teilweise in Europa, Afrika und Asien.

Jahreszeiten für 1950

Das Frühjahr beginnt am 20. März 11 Uhr 36 Minuten abends.

Der Sommer beginnt am 21. Juni 6 Uhr 37 Minuten abends.

Der Herbst beginnt am 23. September 9 Uhr 44 Minuten morgens.

Der Winter beginnt am 22. Dezember 5 Uhr 14 Minuten morgens.

Chronologische Kennzeichen für das Jahr 1950

Sonntagsbuchstabe	A
Epakten	11
Goldene Zahl	13
Sonnenzirkel	27
Römer Zinszahl	3
Julianische Periode	6663

Morgen- und Abend-Sterne des Jahres 1950

Der Planet Venus ist Abendstern bis zum 31. Januar, dann Morgenstern bis zum 13. November und wieder Abendstern bis zum Ende des Jahres.

Der Planet Mars ist Morgenstern bis zum 23. März und Abendstern bis zum Ende des Jahres.

Der Planet Jupiter beginnt als Abendstern und bleibt solcher bis zum 3. Februar, wird dann Morgenstern bis zum 26. August und dann Abendstern bis zum Ende des Jahres.

Der Planet Saturn ist Morgenstern bis zum 7. März, dann Abendstern bis zum 15. September und nachher bleibt Morgenstern bis zum Ende des Jahres.

Quatember des Jahres 1950

März 1, 3 und 4.
Mai 31, Juni 2 und 3.
September 20, 22 und 23.
Dezember 20, 22 und 23.

Bewegliche und unbewegliche Feste für das Jahr 1950

Epiphanias	6. Januar
Sonntag Septuagesima	5. Februar
Sonntag Sexagesima	12. Februar
Sonntag Quin:uagesima	19. Februar
Fastnacht	21. Februar
Aschermittwoch	22. Februar
Sonntag Quadragesima	26. Februar
Palmsonntag	2. April
Karfreitag	7. April
Ostersonntag	9. April
Sonntag Rogate	14. Mai
Himmelfahrstag	18. Mai
Victoriatag	24. Mai
Pfingstsonntag	28. Mai
Trinitatis Sonntag	4. Juni
Fronleichnamstag	8. Juni
Dominiontag	1. Juli
Arbeitertag	1. Montag im September
Reformationsfest	31. Oktober
Erster Advent	3. Dezember
Weihnachten	25. Dezember
Silvester	31. Dezember

Widder, Aries, Kopf

Zwillinge
Gemini
Schulter

Löwe
Leo
Herz

Wage
Libra
Nieren

Schütze
Sagittarius
Schenkel

Wassermann
Aquarius
Beine



Stier
Taurus
Nacken

Krebs
Cancer
Brust

Jungfrau
Virgo
Gedärme

Skorpion
Scorpio
Lenden

Steinbock
Capricornus
Kniee

Fische, Pisces, Füße

Die in diesem Kalender angegebene Zeit ist die auf dem 50. Grad nördlicher Breite geltende Standard-Zeit zwischen dem 90. und 105. Meridian. Um die Durchschnittszeit für eine bestimmte Gegend zu erhalten, subtrahiere man vier Minuten für jeden Grad westlich und addiere vier Minuten für jeden Grad östlich von diesen Meridianen.

Januar — 31 Tage — 1950

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1. Woche.	**1. Sonntag nach Weihnachten.**		Tageslänge: Man. 8.11;		Sask. 7.31;		Alta. 7.52		
1	Sonntag	**Neujahrstag**	7 59	4 10	8 19	3 50	8 8	4 0	5 52
2	Montag	Abel und Seth	7 59	4 11	8 18	3 51	8 8	4 1	7 3
3	Dienstag	Enoch	7 59	4 12	8 19	3 52	8 8	4 2	8 7
4	Mittwoch	Methusalem	7 58	4 14	8 18	3 54	8 7	4 3	Aufg.
5	Donnerstag	Simeon	7 58	4 15	8 18	3 55	8 7	4 4	5 23
6	Freitag	**Epiphanias**	7 58	4 16	8 17	3 56	8 7	4 5	6 46
7	Sonnabend	Julian	7 58	4 17	8 16	3 58	8 6	4 7	8 9
2. Woche.	**1. Sonntag nach Epiphanias.**		Tageslänge: Man. 8.22;		Sask. 7.43;		Alta. 8.02		
8	Sonntag	Erhardt	7 57	4 19	8 16	3 59	8 6	4 8	9 32
9	Montag	Beatus	7 57	4 20	8 15	4 1	8 5	4 10	10 51
10	Dienstag	Thekla	7 56	4 21	8 15	4 2	8 5	4 11	Mrg.
11	Mittwoch	Hygenius	7 55	4 22	8 14	4 3	8 4	4 13	0 15
12	Donnerstag	Reinhold	7 55	4 23	8 14	4 4	8 4	4 15	1 40
13	Freitag	Hilarius	7 54	4 25	8 13	4 6	8 3	4 17	3 6
14	Sonnabend	Felix	7 53	4 26	8 12	4 8	8 2	4 19	4 35
3. Woche.	**2. Sonntag nach Epiphanias.**		Tageslänge: Man. 8.35;		Sask. 7.59;		Alta. 8.19		
15	Sonntag	Paul Einsiedler	7 53	4 28	8 11	4 10	8 1	4 20	5 58
16	Montag	Marzellus	7 52	4 29	8 10	4 12	8 0	4 21	7 11
17	Dienstag	Anton Einsiedler	7 50	4 30	8 10	4 14	7 59	4 23	8 9
18	Mittwoch	Priska	7 50	4 32	8 9	4 16	7 58	4 24	Untg.
19	Donnerstag	Sara	7 49	4 33	8 8	4 18	7 57	4 26	5 56
20	Freitag	Fabian u. Sebastian	7 48	4 35	8 6	4 20	7 56	4 28	7 14
21	Sonnabend	Agnes	7 47	4 36	8 4	4 21	7 55	4 30	8 30
4. Woche.	**3. Sonntag nach Epiphanias.**		Tageslänge: Man. 8.52;		Sask. 8.21;		Alta. 8.38		
22	Sonntag	Vinzenz	7 46	4 38	8 2	4 23	7 54	4 32	9 41
23	Montag	Emerentiana	7 45	4 40	8 1	4 25	7 53	4 33	10 51
24	Dienstag	Timoteus	7 43	4 42	7 59	4 27	7 51	4 35	11 59
25	Mittwoch	Pauli Bekehrung	7 42	4 44	7 58	4 29	7 50	4 37	Mrg.
26	Donnerstag	Polykarp	7 41	4 45	7 56	4 30	7 48	4 38	1 10
27	Freitag	Johann Chrysost.	7 40	4 47	7 54	4 32	7 46	4 40	2 21
28	Sonnabend	Karl der Große	7 39	4 48	7 53	4 34	7 45	4 42	3 33
5. Woche.	**4. Sonntag nach Epiphanias.**		Tageslänge: Man. 9.12;		Sask. 8.45;		Alta. 9.00		
29	Sonntag	Valerian	7 38	4 50	7 51	4 36	7 43	4 43	4 46
30	Montag	Adelgunde	7 36	4 52	7 49	4 38	7 42	4 45	5 53
31	Dienstag	Virgilius	7 35	4 54	7 47	4 40	7 41	4 47	6 49

Das Wetter: 1.—3. klar und kalt; 4.—5. bedrohlich; 6.—8. tobend und stürmisch; 9.—12. kalt und feucht; 13.—17. milder, schön; 18.—19. bedrohlich; 20.—23. stürmisch, starker Wind; 24.—28. Kältewelle; 29.—31. klar und kalt.

Tagebuch

Februar — 28 Tage — 1950

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Mittwoch	Brigitta	7 34	4 55	7 46	4 42	7 40	4 49	7 32
2	Donnerstag	Mariä Reinigung ○	7 32	4 57	7 44	4 44	7 38	4 51	Aufg.
3	Freitag	Blasius	7 30	4 59	7 42	4 46	7 36	4 53	5 49
4	Sonnabend	Veronika	7 28	5 0	7 40	4 48	7 34	4 55	7 15
6. Woche.	**Sonntag Septuagesima.**		Tageslänge: Man. 9.35;		Sask. 9.11;		Alta. 9.24		
5	Sonntag	Agatha	7 27	5 2	7 39	4 50	7 33	4 57	8 39
6	Montag	Dorothea	7 26	5 4	7 37	4 52	7 31	4 59	10 2
7	Dienstag	Richard	7 24	5 6	7 35	4 54	7 29	5 1	11 28
8	Mittwoch	Salomon	7 22	5 8	7 33	4 56	7 27	5 3	Mrg.
9	Donnerstag	Appollonia ☾	7 20	5 9	7 31	4 58	7 25	5 5	0 54
10	Freitag	Scholastika	7 19	5 11	7 30	5 0	7 24	5 6	2 19
11	Sonnabend	Euphrosine	7 18	5 13	7 28	5 2	7 22	5 8	3 43
7. Woche.	**Sonntag Sexagesima.**		Tageslänge: Man. 9.59;		Sask. 9.38;		Alta. 9.50		
12	Sonntag	Eudalia	7 16	5 15	7 26	5 4	7 20	5 10	5 3
13	Montag	Benignus	7 14	5 16	7 24	5 6	7 18	5 12	6 3
14	Dienstag	Valentin	7 12	5 17	7 22	5 8	7 16	5 14	6 47
15	Mittwoch	Justin	5 10	5 19	7 19	5 10	7 14	5 15	7 18
16	Donnerstag	Juliane ●	7 8	5 21	7 17	5 12	7 12	5 17	Untg.
17	Freitag	Kanstontia	7 6	5 23	7 14	5 14	7 10	5 19	6 10
18	Sonnabend	Konkordia	7 4	5 25	7 12	5 16	7 8	5 21	7 24
8. Woche.	**Sonntag Quinquagesima.**		Tageslänge: Man. 10.23;		Sask. 10.08;		Alta. 10.17		
19	Sonntag	Susanna	7 3	5 26	7 10	5 18	7 6	5 23	8 34
20	Montag	Eucharius	7 1	5 28	7 7	5 20	7 4	5 24	9 43
21	Dienstag	**Fastnacht**	7 0	5 30	7 5	5 22	7 2	5 26	10 53
22	Mittwoch	**Aschermittwoch**	7 58	5 31	7 3	5 24	7 0	5 28	Mrg.
23	Donnerstag	Serenus	6 56	5 33	7 1	5 26	6 58	5 30	0 5
24	Freitag	Matthias ☽	6 53	5 35	6 59	5 28	6 56	5 32	1 18
25	Sonnabend	Viktor	6 51	5 37	6 57	5 30	6 54	5 34	2 29
9. Woche.	**Sonntag Invocavit.**		Tageslänge: Man. 10.50;		Sask. 10.37;		Alta. 10.44		
26	Sonntag	Nestor	6 49	5 39	6 55	5 32	6 52	5 36	3 38
27	Montag	Leander	6 47	5 41	6 53	5 34	6 50	5 38	4 38
28	Dienstag	Romanus	6 45	5 43	6 50	5 36	6 48	5 40	5 26

Das Wetter: 1.—4. starke Winde und allgemein kalt; 5.—8. stürmisch; 9.—11. schön und wärmer; 12.—16. tobend; 17.—21. trüb, bewölkt; 22.—25. Schnee und Graupelregen; 26.—28. kalt und tobend.

Tagebuch

März — 31 Tage — 1950

Datum und Wochentage		Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man.		Sonnenaufg. und Unterg Sask.		Sonnenaufg. und Unterg. Alta.		Man. Mond Aufg. u. Untg.
				Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	
1	Mittwoch	Albin		6 43	5 45	6 48	5 38	6 46	5 42	6 3
2	Donnerstag	Simplicius		6 41	5 46	6 45	5 40	6 43	5 43	6 29
3	Freitag	Kunigunde		6 39	5 47	6 43	5 42	6 41	5 45	6 50
4	Sonnabend	Adrian	🌕	6 37	5 49	6 40	5 44	6 39	5 47	Aufg.
10. Woche.		**Sonntag Reminiscere.**		Tageslänge: Man. 11.15; Sask. 11.09; Alta. 11.12						
5	Sonntag	Friedrich		6 35	5 50	6 37	5 46	6 36	5 48	7 39
6	Montag	Fridolin		5 33	5 52	6 35	5 48	6 34	5 50	9 6
7	Dienstag	Felizitas		6 31	5 53	6 33	5 50	6 32	5 51	10 36
8	Mittwoch	Philemon		6 28	5 55	6 31	5 52	6 29	5 53	Mrg.
9	Donnerstag	Franziska		6 26	5 56	6 29	5 54	6 27	5 55	0 6
10	Freitag	Henrietta	🌗	6 24	5 58	6 27	5 56	6 25	5 57	1 35
11	Sonnabend	Rosina		6 22	5 59	6 24	5 58	6 22	5 59	2 56
11. Woche.		**Sonntag Oculi.**		Tageslänge: Man. 11.40; Sask. 11.38; Alta. 11.40						
12	Sonntag	Gregor		6 20	6 0	6 21	5 59	6 20	6 0	4 1
13	Montag	Ernst		6 18	6 2	6 19	6 1	6 18	6 2	4 49
14	Dienstag	Zacharias		6 16	6 4	6 17	6 3	6 16	6 4	5 22
15	Mittwoch	Christoph		6 14	6 6	6 15	6 5	6 14	6 6	5 45
16	Donnerstag	Cyriakus		6 11	6 8	6 12	6 7	6 11	6 8	6 2
17	Freitag	Gertrud		6 9	6 9	6 9	6 9	6 9	6 9	6 16
18	Sonnabend	Anselm	🌑	6 7	6 11	6 7	6 11	6 7	6 11	Untg.
12. Woche.		**Sonntag Laetare.**		Tageslänge: Man. 12.08; Sask. 12.08; Alta. 12.08						
19	Sonntag	Joseph		6 5	6 13	6 5	6 13	6 5	6 13	7 30
20	Montag	Hubert		6 3	6 15	6 3	6 15	6 3	6 15	8 39
21	Dienstag	Benedikt		6 1	6 16	6 0	6 17	6 1	6 16	9 50
22	Mittwoch	Kasimir		5 59	6 18	5 58	6 19	5 59	6 18	11 2
23	Donnerstag	Eberhard		5 56	6 20	5 55	6 21	5 56	6 20	Mrg.
24	Freitag	Gabriel		5 54	6 22	5 52	6 23	5 53	6 22	0 15
25	Sonnabend	Maria Verklärung		5 51	6 24	5 49	6 25	5 50	6 24	1 24
13. Woche.		**Sonntag Judica.**		Tageslänge: Man. 12.36; Sask. 12.39; Alta. 12.37						
26	Sonntag	Emmanuel	🌓	5 49	6 25	5 47	6 26	5 48	6 25	2 27
27	Montag	Hubert		5 47	6 26	5 44	6 28	5 46	6 27	3 20
28	Dienstag	Malchus		5 45	6 28	5 42	6 30	5 44	6 29	4 0
29	Mittwoch	Eustasius		5 43	6 29	5 39	6 32	5 42	6 30	4 30
30	Donnerstag	Guido		5 40	6 30	5 37	6 33	5 39	6 31	4 52
31	Freitag	Amos		5 38	6 31	5 35	6 35	5 37	6 33	5 10

Das Wetter: 1.—3. feucht und unangenehm; 4.—8. starke Winde; 9.—13. unbeständig, stürmisch; 14.—15. aufheiternd, wärmer; 16.—18. angenehm; 19.—22 veränderlich; 23.—27. wärmer; 28.—31. windig, Schauer.

Tagebuch

April — 30 Tage — 1950

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Sonnabend	Theodor	5 36	6 33	5 32	6 37	5 34	6 35	5 24
14. Woche.	**Sonntag Palmarum.**		Tageslänge: Man. 13.01; Sask. 13.09; Alta. 13.05						
2	Sonntag	**Palmsonntag** ○	5 34	6 35	5 30	6 39	5 32	6 37	Aufg.
3	Montag	Darius	5 32	6 36	5 27	6 41	5 29	6 39	8 4
4	Dienstag	Ambrosius	5 30	6 38	5 25	6 43	5 27	6 40	9 38
5	Mittwoch	Maximus	5 29	6 39	5 23	6 44	5 25	6 41	11 12
6	Donnerstag	**Gründonnerstag**	6 25	6 40	5 20	6 46	5 22	6 43	Mrg.
7	Freitag	**Karfreitag**	5 23	6 42	5 18	6 48	5 20	6 44	0 40
8	Sonnabend	Liborius	5 21	6 43	5 15	6 50	5 18	6 46	1 54
15. Woche.	**Ostersonntag.**		Tageslänge: Man. 13.26; Sask. 13.40; Alta. 13.33						
9	Sonntag	**Ostersonntag** ☾	5 19	6 45	5 12	6 52	5 15	6 48	2 49
10	Montag	Daniel	5 17	6 47	5 10	6 54	5 13	6 50	3 26
11	Dienstag	Adolph	5 14	6 48	5 7	6 56	5 10	6 52	3 52
12	Mittwoch	Julius	5 12	6 49	5 5	6 58	5 8	6 54	4 10
13	Donnerstag	Justinus	5 10	6 51	5 2	7 0	5 6	6 56	4 24
14	Freitag	Tiburtius	5 8	6 53	5 0	7 2	5 4	6 57	4 36
15	Sonnabend	Olympia	5 6	6 55	4 58	7 4	5 2	6 59	4 47
16. Woche.	**Sonntag Quasimodoginiti.**		Tageslänge: Man. 13.52; Sask. 14.09; Alta. 14.00						
16	Sonntag	Charitius	5 4	6 56	4 56	7 5	5 0	7 0	4 58
17	Montag	Rudolf ●	5 2	6 58	4 54	7 7	4.58	7 2	Untg.
18	Dienstag	Flavian	5 0	6 59	4 51	7 9	4 56	7 4	8 50
19	Mittwoch	Werner	4 58	7 1	4 49	7 11	4 53	7 6	10 3
20	Donnerstag	Sulpizius	4 56	7 3	4 46	7 13	4 51	7 8	11 13
21	Freitag	Adolar	4 54	7 4	4 44	7 14	4 49	7 9	Mrg.
22	Sonnabend	Soter und Cajus	4 52	7 5	4 41	7 16	4 47	7 11	0 19
17. Woche.	**Sonntag Misericordia.**		Tageslänge: Man. 14.17; Sask. 14.39; Alta. 14.28						
23	Sonntag	Albrecht	4 50	7 7	4 39	7 18	4 45	7 13	1 15
24	Montag	Georg	4 48	7 9	4 37	7 20	4 43	7 15	1 58
25	Dienstag	Markus ☽	4 46	7 10	4 35	7 21	4 41	7 16	2 31
26	Mittwoch	Kletus P.	4 44	7 12	4 33	7 23	4 39	7 17	2 55
27	Donnerstag	Anastasia	4 42	7 14	4 31	7 25	4 37	7 18	3 14
28	Freitag	Vitalis	4 40	7 16	4 28	7 27	4 35	7 20	3 28
29	Sonnabend	Sybilla	4 38	7 17	4 26	7 29	4 33	7 22	3 44
18. Woche.	**Sonntag Jubilate.**		Tageslänge: Man. 14.42; Sask. 15.07; Alta. 14.53						
30	Sonntag	Eutropius	4 37	7 19	4 24	7 31	4 31	7 24	3 57

Das Wetter: 1.—4. feucht, kühl; 5.—8. schön; 9.—11. bewölkt; 12.—17. unbeständig; 18.—21. schön, kühl; 22.—25. wärmer mit anhaltenden Winden; 26.—27. bedrohend; 28.—30. kühl, Rückfälle wahrscheinlich.

Tagebuch

Mai — 31 Tage — 1950

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Montag	Philippus u. Jak.	☺	4 35	7 20	4 22	7 33	4 29	7 26	Aufg.
2	Dienstag	Athanasius		4 33	7 22	4 20	7 35	4 27	7 28	8 35
3	Mittwoch	Kreuzauffindung		4 31	7 23	4 18	7 37	4 25	7 29	10 7
4	Donnerstag	Floria		4 29	7 24	4 16	7 39	4 23	7 31	11 33
5	Freitag	Gotthard		4 28	7 25	4 14	7 41	4 21	7 33	Mrg.
6	Sonnabend	Dietrich		4 27	7 27	4 12	7 43	4 20	7 34	0 40
19. Woche.	**Sonntag Cantate.**			Tageslänge: Man. 15.03;		Sask. 15.34;		Alta. 15.18		
7	Sonntag	Gottfried		4 25	7 28	4 10	7 44	4 18	7 36	1 25
8	Montag	Stanislaus	☾	4 23	7 30	4 8	7 46	4 16	7 38	1 56
9	Dienstag	Hiob		4 21	7 31	4 6	7 47	4 14	7 39	2 16
10	Mittwoch	Viktoria		4 20	7 33	4 4	7 49	4 12	7 41	2 32
11	Donnerstag	Adalbert		4 19	7 34	4 3	7 51	4 11	7 42	2 44
12	Freitag	Pankraz		4 18	7 36	4 1	7 53	4 9	7 44	2 56
13	Sonnabend	Servaz		4 16	7 38	3 59	7 55	4 7	7 46	3 7
20. Woche.	**Sonntag Rogate.**			Tageslänge: Man. 15.25;		Sask. 15.59;		Alta. 15.42		
14	Sonntag	Bonifaz		4 14	7 39	3 57	7 56	4 5	7 47	3 18
15	Montag	Sophia		4 12	7 41	3 55	7 58	4 3	7 49	3 30
16	Dienstag	Peregrin	●	4 11	7 32	3 54	7 59	4 2	7 50	Untg.
17	Mittwoch	Torpetus		4 9	7 43	3 52	8 1	4 0	7 52	9 3
18	Donnerstag	**Himmelfahrt**		4 8	7 45	3 50	8 3	3 59	7 53	10 10
19	Freitag	Potentiana		4 7	7 46	3 49	8 5	3 58	7 55	11 10
20	Sonnabend	Anastasius		4 6	7 47	3 47	8 6	3 57	7 56	11 59
21. Woche.	**Sonntag Exaudi.**			Tageslänge: Man. 15.43;		Sask. 16.21;		Alta. 16.01		
21	Sonntag	Prudentia		4 5	7 48	3 46	8 7	3 56	7 57	Mrg.
22	Montag	Helena		4 4	7 49	3 45	8 9	3 55	7 59	0 32
23	Dienstag	Desiderius		4 3	7 51	3 43	8 11	3 53	8 0	0 58
24	Mittwoch	Susanna	☽	4 2	7 53	3 42	8 13	3 52	8 2	1 18
25	Donnerstag	Urban		4 1	7 54	3 41	8 14	3 51	8 3	1 34
26	Freitag	Beda		4 0	7 55	3 40	8 15	3 50	8 4	1 48
27	Sonnabend	Luzian		3 59	7 56	3 38	8 17	3 49	8 6	2 2
22. Woche.	**Pfingstsonntag.**			Tageslänge: Man. 15.59;		Sask. 16.41;		Alta. 16.19		
28	Sonntag	**Pfingsten**		3 58	7 57	3 37	8 18	3 48	8 7	2 16
29	Montag	Maximus		3 57	7 58	3 36	8 20	3 47	8 8	2 32
30	Dienstag	Ferdinand		3 56	7 59	3 35	8 21	3 47	8 9	2 54
31	Mittwoch	Petronella	☺	3 55	8 0	3 34	8 22	3 46	8 10	Aufg.

Das Wetter: 1.—2. kühl; 3.—5. wärmer, schön; 6.—8. angenehm; .9—12. unbeständig; 13.—18. sonnige Tage und kühle Nächte; 19.—21. Schauer; 22.—27. Kältewelle; 28.—30. warm; 31. örtliche Schauer.

Tagebuch

Juni — 30 Tage — 1950

Datum und Wochentage		Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Donnerstag	Nikodemus		3 54	8 1	3 33	8 23	3 45	8 11	10 20
2	Freitag	Marzellus		3 53	8 2	3 32	8 24	3 44	8 12	11 17
3	Sonnabend	Erasmus		3 53	8 3	3 32	8 25	3 44	8 13	11 53
23. Woche.	Trinitatissonntag.			Tageslänge: Man. 16.12;		Sask. 16.55;		Alta. 16.31		
4	Sonntag	Carpasius		3 52	8 4	3 31	8 26	3 43	8 14	Mrg.
5	Montag	Bonifaz		3 52	8 5	3 31	8 27	3 43	8 15	0 19
6	Dienstag	Benignus		3 51	8 6	3 30	8 28	3 42	8 16	0 37
7	Mittwoch	Lukratia	☾	3 51	8 7	3 29	8 29	3 41	8 17	0 53
8	Donnerstag	Medardus		3 50	8 7	3 29	8 30	3 40	8 17	1 3
9	Freitag	Primus und Felix		3 50	8 8	3 28	8 31	3 40	8 18	1 14
10	Sonnabend	Onuphrius		3 50	8 9	3 28	8 32	3 39	8 19	1 25
24. Woche.	1. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 16.20;		Sask. 17.06;		Alta. 16.40		
11	Sonntag	Barnabas		3 50	8 10	3 27	8 33	3 39	8 19	1 37
12	Montag	Basilides		3 50	8 11	3 27	8 34	3 39	8 20	1 52
13	Dienstag	Tobia		3 50	8 11	3 27	8 35	3 39	8 21	2 10
14	Mittwoch	Elisäus		3 49	8 12	3 26	8 35	3 39	8 21	2 34
15	Donnerstag	Vitus	●	3 49	8 12	3 26	8 36	3 38	8 22	Untg.
16	Freitag	Justina		3 49	8 13	3 26	8 36	3 38	8 22	9 55
17	Sonnabend	Volkmar		3 49	8 13	3 26	8 36	3 38	8 23	10 34
25. Woche.	2. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 16.24;		Sask. 17.10;		Alta. 16.45		
18	Sonntag	Arnulf		3 49	8 13	3 26	8 36	3 38	8 23	11 3
19	Montag	Gervasius		3 49	8 14	3 26	8 37	3 38	8 24	11 24
20	Dienstag	Silverius		3 49	8 14	3 26	8 37	3 38	8 24	11 41
21	Mittwoch	Alban		3 49	8 14	3 26	8 37	3 38	8 24	11 55
22	Donnerstag	Achatius	☽	3 50	8 14	3 26	8 37	3 39	8 25	Mrg.
23	Freitag	Basilius		3 50	8 14	3 26	8 37	3 39	8 24	0 8
24	Sonnabend	Joh. der Täufer		3 50	8 14	3 27	8 37	3 39	8 24	0 22
26. Woche.	3. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 16.23;		Sask. 17.10;		Alta. 16.45		
25	Sonntag	Eligous		3 51	8 14	3 27	8 37	3 40	8 25	0 36
26	Montag	Jeremias		3 51	8 14	3 27	8 37	3 40	8 25	0 54
27	Dienstag	Sieben Schläfer		3 51	8 14	3 28	8 38	3 41	8 25	1 19
28	Mittwoch	Leo, Josua		3 52	8 14	3 28	8 38	3 42	8 25	1 55
29	Donnerstag	Peter und Paul	○	3 52	8 14	3 29	8 38	3 42	8 25	Aufg.
30	Freitag	Pauli Gedächtnis		3 53	8 14	3 30	8 37	3 43	8 24	9 48

Das Wetter: 1.—3. feucht und warm; 4.—6. warme Winde; 7.—8. bedrohend; 9.—12. stürmisch; 13.—17. aufheiternd und angenehm; 18.—20. heiß; 21.—22. bedrohend; 23.—26. sehr diesig; 27.—30. sehr heiß.

Tagebuch

Juli — 31 Tage — 1950

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Sonnabend	**Dominiontag**	3 54	8 14	3 30	8 37	3 44	8 24	10 19
27. Woche.	**4. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 16.19; Sask. 17.05; Alta. 16.39							
2	Sonntag	Maria Heimsuchung	3 55	8 14	3 31	8 36	3 44	8 23	10 40
3	Montag	Kornelius	3 56	8 13	3 32	8 35	3 45	8 23	10 56
4	Dienstag	Ulrich	3 56	8 13	3 33	8 35	3 45	8 23	11 10
5	Mittwoch	Anselm	3 57	8 12	3 34	8 34	3 46	8 22	11 21
6	Donnerstag	Jesaias ☾	3 58	8 12	3 35	8 34	3 47	8 22	11 31
7	Freitag	Willibald	3 59	8 11	3 36	8 33	3 48	8 21	11 43
8	Sonnabend	Kilian	4 0	8 10	3 37	8 32	3 49	8 20	11 57
28. Woche.	**5. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 16.09; Sask. 16.53; Alta. 16.29							
9	Sonntag	Cyrillus	4 1	8 10	3 38	8 31	3 50	8 19	Mrg.
10	Montag	Sieben Brüder	4 1	8 9	3 40	8 30	3 51	8 18	0 14
11	Dienstag	Pius	4 2	8 8	3 41	8 29	3 52	8 17	0 36
12	Mittwoch	Heinrich	4 3	8 7	3 42	8 27	3 53	8 16	1 7
13	Donnerstag	Margareta	4 4	8 6	3 44	8 26	3 55	8 15	1 48
14	Freitag	Bonaventura ●	4 5	8 5	3 45	8 25	3 56	8 14	Untg.
15	Sonnabend	Apostel-Teilung	4 6	8 4	3 46	8 24	3 57	8 14	9 6
29. Woche.	**6. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 15.56; Sask. 16.36; Alta. 16.15							
16	Sonntag	Ruth	4 7	8 3	3 47	8 23	3 58	8 13	9 29
17	Montag	Alexius	4 8	8 2	3 48	8 22	3 59	8 12	9 48
18	Dienstag	Rosina	4 9	8 1	3 50	8 21	4 1	8 11	10 3
19	Mittwoch	Rufina	4 11	8 0	3 51	8 20	4 3	8 10	10 15
20	Donnerstag	Elias	4 12	7 59	3 53	8 18	4 4	8 8	10 28
21	Freitag	Praxedes	4 13	7 58	3 54	8 16	4 5	8 7	10 42
22	Sonnabend	Maria Magdalena ☽	4 14	7 57	3 56	8 15	4 6	8 6	10 58
30. Woche.	**7. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 15.40; Sask. 16.15; Alta. 15.56							
23	Sonntag	Apollinaris	4 16	7 56	3 58	8 13	4 8	8 4	11 19
24	Montag	Christine	4 17	7 54	4 0	8 12	4 10	8 2	11 50
25	Dienstag	Jakob Apostel	4 19	7 53	4 1	8 11	4 11	8 1	Mrg.
26	Mittwoch	Anna	4 21	7 51	4 3	8 9	4 12	7 59	0 33
27	Donnerstag	Martha	4 23	7 50	4 5	8 7	4 14	7 58	1 35
28	Freitag	Pantaleon ○	4 24	7 49	4 6	8 5	4 15	7 56	Aufg.
29	Sonnabend	Beatrix	4 25	7 47	4 8	8 3	4 17	7 55	8 42
31. Woche.	**8. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 15.20; Sask. 15.53; Alta. 15.36							
30	Sonntag	Abdon	4 26	7 46	4 9	8 2	4 18	7 54	9 0
31	Montag	Ernestine	4 27	7 45	4 10	8 0	4 19	7 53	9 15

Das Wetter: 1.—2. bewölkt, örtliche Stürme; 3.—5. veränderlich; 6.—9. kühl, angenehm; 10.—14. wärmer, trocken; 15.—18. schön und warm; 19.—23. heiß; 24.—25. bedrohend; 26.—28. örtliche Regenfälle; 29.—31. feucht und heiß.

Tagebuch

August — 31 Tage — 1950

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Man. Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Sask. Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Alta. Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Dienstag	Petri Kettenfeier	4 28	7 44	4 12	7 58	4 20	7 52	9 26
2	Mittwoch	Gustav	4 30	7 42	4 14	7 56	4 22	7 50	9 37
3	Donnerstag	August	4 31	7 40	4 16	7 54	4 24	7 47	9 49
4	Freitag	Dominik	4 33	7 38	4 18	7 53	4 26	7 45	10 2
5	Sonnabend	Oswald ☾	4 35	7 36	4 19	7 51	4 27	7 43	10 18
32. Woche.	9. Sonntag nach Trinitatis.	Tageslänge: Man. 14.58; Sask. 15.28; Alta. 15.12							
6	Sonntag	Sixtus	4 36	7 43	4 21	7 49	4 29	7 41	10 37
7	Montag	Donatus	4 37	7 33	4 23	7 47	4 30	7 39	11 4
8	Dienstag	Cyriakus	4 39	7 31	4 25	7 45	4 32	7 37	11 40
9	Mittwoch	Roman	4 40	7 30	4 26	7 43	4 34	7 36	Mrg.
10	Donnerstag	Laurenz	4 42	7 28	4 28	7 41	4 36	7 34	0 30
11	Freitag	Hermann	4 44	7 26	4 30	7 39	4 38	7 32	1 35
12	Sonnabend	Klara	4 45	7 24	4 32	7 37	4 39	7 30	2 48
33. Woche.	10. Sonntag nach Trinitatis.	Tageslänge: Man. 14.37; Sask. 15.01; Alta. 14.47							
13	Sonntag	Hippolyt ●	4 46	7 23	4 34	7 35	4 41	7 28	Untg.
14	Montag	Eusebius	4 47	7 21	4 35	7 33	4 42	7 27	8 9
15	Dienstag	Mariä Himmelfahrt	4 48	7 19	4 37	7 31	4 44	7 24	8 22
16	Mittwoch	Isaak	4 50	7 17	4 39	7 29	4 46	7 22	8 36
17	Donnerstag	Bertram	4 52	7 15	4 41	7 26	4 47	7 20	8 50
18	Freitag	Agapetus	4 54	7 13	4 43	7 24	4 49	7 18	9 5
19	Sonnabend	Sebald	4 55	7 11	4 44	7 21	4 50	7 16	9 24
34. Woche.	11. Sonntag nach Trinitatis.	Tageslänge: Man. 14.12; Sask. 14.32; Alta. 14.22							
20	Sonntag	Bernhard ☽	4 57	7 9	4 46	7 18	4 52	7 14	9 50
21	Montag	Hartwig	4 58	7 7	4 48	7 16	4 54	7 12	10 28
22	Dienstag	Philibert	4 59	7 5	4 50	7 14	4 55	7 10	11 22
23	Mittwoch	Zachäus	5 1	7 3	4 52	7 12	4 57	7 8	Mrg.
24	Donnerstag	Bartholomäus	5 2	7 1	4 53	7 10	4 58	7 5	0 33
25	Freitag	Ludwig	5 4	7 0	4 55	7 8	5 0	7 3	1 55
26	Sonnabend	Samuel	5 5	6 58	4 57	7 6	5 1	7 1	3 20
35. Woche.	12. Sonntag nach Trinitatis.	Tageslänge: Man. 13.49; Sask. 14.04; Alta. 13.55							
27	Sonntag	Gebhard ○	5 7	6 56	4 59	7 3	5 3	6 58	Aufg.
28	Montag	Augustin	5 9	6 53	5 1	7 0	5 5	6 56	7 33
29	Dienstag	Joh. Enthauptung	5 10	6 50	5 2	6 58	5 6	6 54	7 44
30	Mittwoch	Benjamin	5 11	6 48	5 4	6 56	5 7	6 52	7 55
31	Donnerstag	Paulinus	5 13	6 46	5 6	6 53	5 9	6 50	8 8

Das Wetter: 1.—4. schön und angenehm; 5.—9. unbeständig, windig; 10.—13. heiß und bedrohend; 14.—17. sehr diesig; 18.—22. trocken; 23.—25. schön und kühler; 26.—28. angenehm; 29.—31. allgemein unbeständig.

Tagebuch

September — 30 Tage — 1950

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man.		Sonnenaufg. und Unterg. Sask.		Sonnenaufg. und Unterg. Alta.		Man. Mond Aufg. u. Untg.
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	
1	Freitag	Aegidius	5 15	6 44	5 8	6 50	5 11	6 48	8 22
2	Sonnabend	Absalom	5 17	6 42	5 10	6 48	5 13	6 45	8 39
36. Woche. 13. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 13.22; Sask. 13.35; Alta. 13.28									
3	Sonntag	Mansuet	5 18	6 40	5 11	6 46	5 15	6 43	9 3
4	Montag	**Arbeitertag** ☾	5 20	6 38	5 13	6 44	5 17	6 41	9 35
5	Dienstag	Herkules	5 22	6 36	5 15	6 42	5 19	6 39	10 18
6	Mittwoch	Magnus	5 23	6 34	5 17	6 40	5 20	6 36	11 16
7	Donnerstag	Regina	5 24	6 32	5 19	6 37	5 22	6 33	Mrg.
8	Freitag	Maria Geburt	5 25	6 29	5 20	6 34	5 23	6 31	0 27
9	Sonnabend	Bruno	5 26	6 27	5 22	6 32	5 25	6 29	1 45
37. Woche. 14. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 12.57; Sask. 13.05; Alta. 13.00									
10	Sonntag	Sosthenes	5 28	6 25	5 24	6 29	5 27	6 27	3 7
11	Montag	Protus ●	5 30	6 23	5 26	6 26	5 29	6 25	Untg.
12	Dienstag	Syrus	5 31	6 20	5 28	6 23	5 30	6 22	6 43
13	Mittwoch	Maternus	5 32	6 18	5 29	6 21	5 31	6 20	6 55
14	Donnerstag	Kreuzerhöhung	5 33	6 16	5 31	6 19	5 33	6 18	7 11
15	Freitag	Nikodemus	5 35	6 14	5 33	6 16	5 35	6 16	7 29
16	Sonnabend	Euphemia	5 37	6 12	5 35	6 14	5 37	6 14	7 53
38. Woche. 15. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 12.31; Sask. 12.34; Alta. 12.33									
17	Sonntag	Lambert	5 38	6 9	5 37	6 11	5 38	6 11	8 27
18	Montag	Titus ☽	5 40	6 7	5 38	6 9	5 39	6 8	9 16
19	Dienstag	Januarius	5 42	6 5	5 40	6 7	5 41	6 6	10 22
20	Mittwoch	Fausta	5 44	6 3	5 42	6 4	5 43	6 4	11 40
21	Donnerstag	Matthäus Evang.	5 45	6 1	5 44	6 1	5 45	6 1	Mrg.
22	Freitag	Moritz	5 47	5 58	5 46	5 58	5 46	5 58	1 3
23	Sonnabend	Hoseas	5 48	5 56	5 47	5 56	5 47	5 56	2 26
39. Woche. 16. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge; Man. 12.04; Sask. 12.05; Alta. 12.05									
24	Sonntag	Gerhard	5 50	5 54	5 49	5 54	5 39	5 54	3 44
25	Montag	Kleophas ○	5 51	5 52	5 51	5 51	5 51	5 51	Aufg.
26	Dienstag	Cyprian	5 53	5 50	5 53	5 49	5 53	5 49	6 4
27	Mittwoch	Kosmos und Damian	5 54	5 47	5 55	5 46	5 55	5 46	6 15
28	Donnerstag	Wenzel	5 55	5 45	5 56	5 44	5 56	5 44	6 28
29	Freitag	Michael	5 56	5 43	5 58	5 42	5 58	5 42	6 44
30	Sonnabend	Hyronymus	5 58	5 41	6 0	5 40	6 0	5 40	7 5

Das Wetter: 1.—5. anhaltend unbeständig; 6.—9. klar und kühl; 10.—13. veränderlich; 14.—18. fucht und kühl; 19.—23. windig; 24.—26. örtliche Stürme; 27.—30. schön und ziemlich kühl.

Tagebuch

Oktober — 31 Tage — 1950

Datum und Wochentage		Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
40. Woche. 17. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 11.39; Sask. 11.35; Alta. 11.36										
1	Sonntag	Remibius		6 0	5 39	6 2	5 37	6 2	5 38	7 33
2	Montag	Leodegar		6 2	5 36	6 4	5 34	6 3	5 35	8 11
3	Dienstag	Dairus		6 3	5 34	6 5	5 32	6 4	5 33	9 2
4	Mittwoch	Franz	☾	6 5	5 32	6 7	5 30	6 6	5 31	10 6
5	Donnerstag	Fides		6 7	5 30	6 9	5 27	6 8	5 29	11 21
6	Freitag	Friederike		6 9	5 28	6 11	5 24	6 10	5 26	Mrg.
7	Sonnabend	Amalia		6 10	5 26	6 13	5 21	6 11	5 24	0 39
41. Woche. 18. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 11.12; Sask. 11.05; Alta. 11.10										
8	Sonntag	Pelagia		6 11	5 23	6 14	5 19	6 12	5 22	2 1
9	Montag	Dionysius		6 13	5 21	6 16	5 17	6 14	5 20	3 24
10	Dienstag	Gereon		6 15	5 19	6 18	5 14	6 16	5 18	4 49
11	Mittwoch	Burkhard	●	6 16	5 17	6 20	5 11	6 17	5 16	Untg.
12	Donnerstag	Maximiliam		6 17	5 15	6 22	5 9	6 19	5 13	5 33
13	Freitag	Koloman		6 18	5 13	6 24	5 6	6 21	5 10	5 54
14	Sonnabend	Kallistus		6 19	5 11	6 26	5 4	6 23	5 8	6 26
42. Woche. 19. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 10.48; Sask. 10.34; Alta. 10.40										
15	Sonntag	Theresia		6 21	5 9	6 28	5 2	6 25	5 5	7 10
16	Montag	Gallus		6 23	5 7	6 30	5 0	6 27	5 3	8 12
17	Dienstag	Florentius	☽	6 25	5 5	6 32	4 58	6 29	5 1	9 28
18	Mittwoch	Lukas Ev.		6 27	5 3	6 34	4 56	6 30	4 59	10 51
19	Donnerstag	Ferdinand		6 29	5 1	6 36	4 54	6 32	4 57	Mrg.
20	Freitag	Wendelin		6 30	4 59	6 38	4 51	6 33	4 55	0 13
21	Sonnabend	Ursula		6 32	4 57	6 40	4 49	6 35	4 53	1 33
43. Woche. 20. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 10.21; Sask. 10.05; Alta. 10.14										
22	Sonntag	Kordula		6 34	4 55	6 42	4 47	6 37	4 51	2 49
23	Montag	Severin		6 35	4 53	6 43	4 45	6 38	4 49	4 01
24	Dienstag	Salome		6 37	4 51	6 45	4 43	6 40	4 47	5 13
25	Mittwoch	Wilhelmine	○	6 38	4 49	6 47	4 40	6 42	4 45	Aufg.
26	Donnerstag	Amandus		6 40	4 47	6 49	4 38	6 44	4 43	4 51
27	Freitag	Sabina		6 41	4 45	6 51	4 36	6 46	4 41	5 9
28	Sonnabend	Simon und Juda		6 43	4 44	6 53	4 34	6 48	4 39	5 35
44. Woche. 21. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 9.58; Sask. 9.37; Alta. 9.47										
29	Sonntag	Engelhardt		6 45	4 43	6 55	4 32	6 50	4 37	6 9
30	Montag	Klaudius		6 47	4 41	6 57	4 30	6 52	4 35	6 55
31	Dienstag	**Reformationsfest**		6 49	4 39	6 59	4 28	6 54	4 33	7 54

Das Wetter: 1.—3. veränderlich, stürmisch; 4.—8. wolkig bis schön; 9.—12. schön, wärmer; 13.—17. unbeständig; 18.—23. periodisch mild; 24.—25. starke Winde; 26.—27. unangenehm und stürmisch; 28.—31. kalt.

Tagebuch

November — 30 Tage — 1950

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Man. Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Sask. Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Alta. Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Mittwoch	Allerheiligen		6 50	4 37	7 1	4 26	6 55	4 31	9 4
2	Donnerstag	Allerseelen	☾	6 51	4 35	7 3	4 24	6 57	4 30	10 18
3	Freitag	Gottlieb		6 53	4 33	7 5	4 22	6 59	4 28	11 37
4	Sonnabend	Charlotte		6 55	4 31	7 7	5 20	7 1	4 26	Mrg.
45. Woche.	22. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 9.32; Sask. 9.09; Alta. 9.21						
5	Sonntag	Blandine		6 57	4 29	7 9	4 18	7 3	4 24	0 56
6	Montag	Leonhard		6 59	4 28	7 11	4 16	7 5	4 22	2 14
7	Dienstag	Engelbert		7 0	5 27	7 12	4 14	7 6	4 21	3 34
8	Mittwoch	Gottfried		7 2	4 25	7 14	4 12	7 8	4 19	5 5
9	Donnerstag	Theodor	●	7 4	4 23	7 16	4 10	7 10	4 17	Untg.
10	Freitag	Martin Luther		7 6	4 22	7 18	4 9	7 12	4 16	4 21
11	Sonnabend	Martin B.		7 7	4 21	7 20	4 7	7 13	4 14	5 0
46. Woche.	23. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 9.12; Sask. 8.44; Alta. 8.59						
12	Sonntag	Jonas		7 8	4 20	7 22	4 6	7 14	4 13	5 56
13	Montag	Briccius		7 10	4 19	7 24	4 4	7 16	4 11	7 10
14	Dienstag	Levinus		7 12	4 17	7 26	4 2	7 17	4 9	8 35
15	Mittwoch	Leopold		7 14	4 16	7 28	4 1	7 19	4 8	9 59
16	Donnerstag	Othmar	☽	7 15	4 15	7 30	4 0	7 21	4 7	11 22
17	Freitag	Hilda		7 16	4 14	7 32	3 58	7 23	4 6	Mrg.
18	Sonnabend	Gelasius		7 18	4 12	7 34	3 56	7 25	4 4	0 38
47. Woche.	24. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 8.51; Sask. 8.19; Alta. 8.36						
19	Sonntag	Elisabeth		7 20	4 11	7 36	3 55	7 27	4 3	1 52
20	Montag	Amos		7 21	4 10	7 38	3 54	7 29	4 2	3 3
21	Dienstag	Mariä Opfer		7 23	4 9	7 40	3 52	7 31	4 1	4 14
22	Mittwoch	Cäcilia		7 24	4 8	7 41	3 51	7 32	4 0	5 26
23	Donnerstag	Klemens		7 26	4 7	7 43	3 50	7 34	3 59	6 38
24	Freitag	Chrysogamus	○	7 28	4 6	7 45	3 49	7 36	3 58	Aufg.
25	Sonnabend	Katharina		7 29	4 5	7 47	3 48	7 38	3 57	4 9
48. Woche.	25. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 8.34; Sask. 7.58; Alta. 8.18						
26	Sonntag	Konrad		7 30	4 4	7 49	3 47	7 39	3 57	4 52
27	Montag	Otto		7 31	4 4	7 50	3 46	7 40	3 56	5 46
28	Dienstag	Günther		7 33	4 3	7 52	3 45	7 42	3 55	6 54
29	Mittwoch	Eberhard		7 35	4 2	7 54	3 44	7 44	3 54	8 6
30	Donnerstag	Andreas		7 36	4 2	7 55	3 44	7 45	3 54	9 22

Das Wetter: 1.—4. anhaltend kalt; 5.—9. allgemein unbeständig; 10.—14. schöne Tage, kalte Nächte; 15.—18. bedrohend kalt; 19.—22. feucht, kalt; 23.—27. stürmisch; 28.—30. aufheiternd und milder.

Tagebuch

Dezember — 31 Tage — 1950

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Man. Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Sask. Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Alta. Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Freitag	Longinus	7 37	4 1	7 56	3 43	7 46	3 53	10 38
2	Sonnabend	Aurelia ☾	7 38	4 1	7 57	3 42	7 47	3 52	11 55
49. Woche.	**1. Sonntag im Advent.**		Tageslänge: Man. 8.21;		Sask. 7.42;		Alta. 8.04		
3	Sonntag	Kassian	7 39	4 0	7 59	3 41	7 48	3 52	Mrg.
4	Montag	Barbar	7 41	4 0	8 0	3 41	7 49	3 51	1 14
5	Dienstag	Abigail	7 42	3 59	8 1	3 40	7 50	3 51	2 36
6	Mittwoch	Nikolaus	7 43	3 59	8 3	3 40	7 51	3 51	4 1
7	Donnerstag	Agathon	7 44	3 59	8 4	3 39	7 53	3 50	5 32
8	Freitag	Mariä Empf.	7 45	3 59	8 5	3 39	7 54	3 50	7 7
9	Sonnabend	Joachim 🌑	7 46	3 59	8 6	3 39	7 55	3 50	Untg.
50. Woche.	**2. Sonntag im Advent.**		Tageslänge: Man. 8.10;		Sask. 7.31;		Alta. 7.53		
10	Sonntag	Judith	7 48	3 58	8 8	3 39	7 57	3 50	4 43
11	Montag	Damasus	7 49	3 58	8 9	3 39	7 58	3 50	6 7
12	Dienstag	Epimachus	7 50	3 58	8 10	3 38	7 59	3 49	7 35
13	Mittwoch	Luzia	7 51	3 58	8 11	3 38	8 0	3 49	9 2
14	Donnerstag	Nikasius	7 52	3 58	8 12	3 38	8 1	3 49	10 23
15	Freitag	Johanna ☽	7 53	3 59	8 13	3 38	8 2	3 49	11 40
16	Sonnabend	Ananias	7 53	3 59	8 14	3 38	8 2	3 49	Mrg.
51. Woche.	**3. Sonntag im Advent.**		Tageslänge: Man. 8.05;		Sask. 7.23;		Alta. 7.46		
17	Sonntag	Lazarus	7 54	3 59	8 15	3 38	8 3	3 49	0 53
18	Montag	Wunibald	7 54	3 59	8 16	3 38	8 3	3 50	2 3
19	Dienstag	Abraham	7 55	3 59	8 16	3 38	8 4	3 50	3 15
20	Mittwoch	Amon	7 55	3 59	8 17	3 39	8 5	3 51	4 27
21	Donnerstag	Thomas	7 56	4 0	8 17	3 39	8 6	3 51	5 39
22	Freitag	Beata	7 56	4 0	8 18	3 40	8 6	3 52	6 49
23	Sonnabend	Dagobert	7 56	4 1	8 18	3 40	8 6	3 52	7 55
52. Woche.	**4. Sonntag im Advent.**		Tageslänge: Man. 8.05;		Sask. 7.23;		Alta. 7.46		
24	Sonntag	Adam und Eva 🌕	7 57	4 2	8 18	3 41	8 7	3 53	Aufg.
25	Montag	**Weihnachten**	7 57	4 3	8 18	3 42	8 7	3 54	4 45
26	Dienstag	Stephanus	7 57	4 4	8 18	3 43	8 7	3 54	5 56
27	Mittwoch	Johannes	7 58	4 5	8 19	3 44	8 8	3 55	7 11
28	Donnerstag	Unschuldige Kinder	7 58	4 6	8 19	3 45	8 8	3 56	8 27
29	Freitag	Jonathan	7 58	4 7	8 19	3 46	8 8	3 57	9 43
30	Sonnabend	David	7 59	4 9	8 19	3 47	8 8	3 58	11 0
53. Woche.	**Sonntag nach Weihnachten.**		Tageslänge: Man. 8.11;		Sask. 7.30;		Alta. 7.51		
31	Sonntag	Silvester ☾	7 59	4 10	8 19	3 49	8 8	3 59	Mrg.

Das Wetter: 1.—3. windig; 4.—8. schön, kälter; 9.—10. bedrohlich; 11.—13. Graupelregen oder Schnee; 14.—17. Kältewelle; 18.—21. veränderlich, bewölkt; 22.—25. Stürme; 26.—27. naß, kalt; 28.—31. Wind, Schnee.

Tagebuch

Postverordnungen für Canada

Briefe für Canada, nach Großbritannien und allen anderen Plätzen im britischen Reich, den Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich und allen Plätzen in Nord- und Süd-Amerika 4 Cents für die erste Unze oder einen Bruchteil derselben und 3 Cents für jede weitere Unze. Stadtbriefe 3 Cents. Bei nicht genügend frankierten Briefen hat der Empfänger das Doppelte des fehlenden Portos zu entrichten. Ist der Brief ganz unfrankiert auf die Post gegeben, so wird er nach der Dead Letter Office zu Ottawa und dem Aufgeber unter Anrechnung von Strafporto zurück geschickt.

Briefe nach allen im ersten Abschnitt nicht genannten Ländern 5 Cents für die erste Unze und 3 Cents für jede weitere Unze oder Bruchteil derselben.

Wünscht man, daß ein Brief, im Falle er nicht abgeliefert werden kann, an den Absender zurückgeschickt werde, so schreibe oder drucke man auf das Kuvert etwa folgendes: If not delivered within ten days return to .... (hier folgt Name und Adresse des Absenders).

Postkarten nach Canada, den Vereinigten Staaten, nach allen Plätzen in Nord- und Süd-Amerika, Großbritannien und allen anderen Plätzen im britischen Reiche und nach Frankreich 3 Cents.

Postkarten nach allen anderen Ländern 4 Cents.

Privat-Postkarten kann sich jeder selbst verfertigen, indem er ein steifes Stück Papier, nicht größer als 3½ bei 6 Zoll groß, nimmt und auf die für die Adresse bestimmte Seite die notwendigen Marken klebt.

Zeitungen und Zeitschriften, die von anderen als Herausgebern versandt werden, für Canada, Großbritannien, die Vereinigten Staaten und Mexiko 1 Cent für 4 Unzen, nach allen anderen Ländern 1 Cent für je 2 Unzen oder einen Bruchteil derselben.

Handelspapiere in Canada kosten dasselbe wie Briefe, nach allen anderen Ländern 10 Cents für die ersten 10 Unzen, 2 Cents für jede weiteren 2 Unzen.

Empfangsbescheinigung (nur für registrierte Gegenstände) nach Canada und allen anderen Ländern 10 Cents, falls bei der Aufgabe des Artikels verlangt.

Muster ohne Wert (Warenproben) nach Canada, den Vereinigten Staaten und Mexiko 1 Cent für 2 Unzen; nach allen anderen Ländern 2 Cents für die ersten 4 Unzen; 1 Cent für jede weitere 2 Unzen.

Registrierung irgend einer Postsendung kostet nach dem Inland und Ausland 10 Cents; man kann auch Postpakete innerhalb Canadas, der Ver. Staaten und Englands versichern.

Post-Anweisungen (Money Orders) für Canada und die Vereinigten Staaten kosten:

Bis zu $5	10 Cents
Von $5 bis $10	12 „
Von 10 bis 20	16 „
Von 30 bis 40	18 „
Von 60 bis 80	23 „
Von 80 bis 100	27 „

Will man mehr als 100 Dollar per Post senden, so muß man mehrere Money Orders lösen, da an eine Order nicht mehr als 100 Dollar geschickt werden können.

Die Gebühren für Money Orders, zahlbar im britischen Reich, und in fremden Ländern (mit einige Ausnahmen, für die der erste Tarif gilt) betragen:

Diese Raten schließen die besondere Steuer ein.

Bis zu $5	10 Cents
Bis zu 10	15 „
Bis zu 30	23 „
Bis zu 50	33 „

Da die Wechselrate des Geldes der Vereinigten Staaten stets wechselt, können für Postanweisungen nach den Vereinigten Staaten, Cuba, Hawaii, Panama Zone, den Philippinen usw. keine festen Raten angegeben werden. Jede Poststation, die Postanweisungen ausgibt, kann im gegebenen Fall über die jeweilige Rate Auskunft geben.

Eine Person, die **Briefe anderer Leute** öffnet oder zurückhält, oder auch findet und nicht abliefert, macht sich eines schweren Vergehens schuldig welches mit Geld- und Gefängnisstrafen geahndet wird.

Die Postal-Noten eignen sich ganz besonders, um kleinere Beträge durch die Post zu versenden. Sie werden in Beträgen von 1 Cent bis 10 Dollar in jedem Postamte ausgestellt und zwar zu den folgenden Raten:

20 bis 40 Cents	3 Cents
50 Cents bis $1.50	3 Cents
$2.00 bis $4.50	6 Cents
$4.50 bis $6.00	8 Cents
$6.00 bis $10.00	9 Cents

Ungerade Cente können durch aufkleben von Postmarken hinzugefügt werden. Wer eine Postal Note kauft, sollte, ehe er sie aufgibt, den Namen des Empfängers und den des Postamtes, wo der Betrag auszuzahlen ist, sowie seinen Namen als Käufer einfüllen und den Abschnitt lostrennen und aufheben. Diese Postal-Noten gelten nur in Canada und Neufundland.

Spezialablieferung von Briefen an ein canadisches Postamt adressiert, wo man freie Ablieferung durch Briefträger hat, kann man haben, wenn man dem Briefe eine sogenannte Special Delivery-Marke, die 10 Cents kostet, aufklebt, außer dem gewöhnlichen Porto.

Briefe nach Deutschland — 1 Unze 5 Cents und 3 Cents für jede weitere Unze. **Luftpost** — 15 Cents per ¼ Unze.

Postpakete

Die Paketpost befördert Postpakete bis zum Höchstgewicht von 25 Pfund durch ganz Canada. Ausgeschlossen von der Beförderung sind feuergefährliche Gegenstände, leicht verderbliche Nahrungs- und Genußmittel sowie Sprengstoffe. Auf den Versand von Sprengstoffen und feuergefährliche Gegenstände durch die Post stehen hohe Strafen.

Nachnahmepakete (C.O.D.) sind jetzt eingeführt. Man kann per Post Pakete mit Nachnahme bis zum Werte von hundert Dollar schicken nach allen Postämtern; abschicken dagegen nur von solchen, die Postanweisungen ausgeben und empfangen. Pakete mit Nachnahme können, nachdem abgeliefert, nicht wieder zurückgegeben werden. Die Kosten belaufen sich auf 15 Cents bis zum Wertbetrage von $50 und 30 Cents bis zum Betrage von $100. Diese Kosten hat der Absender zu tragen außer der Versandgebühr für das Paket selbst.

Für die einzelnen Provinzen gelten für gewöhnliche Pakete die folgenden Tarife:

Paketpost-Tarif für die Provinz Manitoba

Adressiert an eine Post-Office	1 lb $ c.	2 lb $ c.	3 lb $ c.	4 lb $ c.	5 lb $ c.	6 lb $ c.	7 lb $ c.	8 lb $ c.	9 lb $ c.	10 lb $ c.	11 lb $ c.	12 lb $ c.	13 lb $ c.	14 lb $ c.	15 lb $ c.	16–21 lb $ c.	21–25 lb $ c.
Innerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	0.05	0.07	0.09	0.11	0.13	0.15	0.17	0.18	0.19	0.20	0.21	0.22	0.23	0.24	0.25	0.30	0.35
Außerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	.11	.16	.21	.26	.31	.36	.41	.46	.51	.56	.61	.66	.71	.76	.81	.85	.90
In Ontario oder Saskatchewan....	.12	.20	.28	.35	.42	.49	.56	.63	.69	.75	.80	.85	.90	.95	1.00	1.15	1.25
In Quebec oder Alberta..........	.13	.22	.31	.40	.49	.58	.67	.75	.83	.90	.97	1.04	1.11	1.18	1.25	1.50	1.75
In den See-Provinzen oder Br. Col.	.14	.26	.38	.50	.62	.74	.86	.98	1.09	1.20	1.31	1.42	1.53	1.64	1.75	2.00	2.25
Im Yukon	.15	.28	.41	.54	.67	.80	.92	1.04	1.16	1.28	1.40	1.52	1.63	1.74	1.85	2.20	2.50

Paketpost-Tarif für die Provinz Saskatchewan

Adressiert an eine Post-Office	1 lb $ c.	2 lb $ c.	3 lb $ c.	4 lb $ c.	5 lb $ c.	6 lb $ c.	7 lb $ c.	8 lb $ c.	9 lb $ c.	10 lb $ c.	11 lb $ c.	12 lb $ c.	13 lb $ c.	14 lb $ c.	15 lb $ c.	16–21 lb $ c.	21–25 lb $ c.
Innerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	0.05	0.07	0.09	0.11	0.13	0.15	0.17	0.18	0.19	0.20	0.21	0.22	0.23	0.24	0.25	0.30	0.35
Außerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	.11	.16	.21	.26	.31	.36	.41	.46	.51	.56	.61	.66	.71	.76	.81	.85	.90
In Manitoba oder Alberta.........	.12	.20	.28	.35	.42	.49	.56	.63	.69	.75	.80	.85	.90	.95	1.00	1.15	1.25
In Ontario oder Brit. Columbia...	.13	.22	.31	.40	.49	.58	.67	.75	.83	.90	.97	1.04	1.11	1.18	1.25	1.50	1.75
In Quebec oder Yukon...........	.14	.26	.38	.50	.62	.74	.86	.98	1.09	1.20	1.31	1.42	1.53	1.64	1.75	2.00	2.25
In den östlichen Seeprovinzen	.15	.28	.41	.54	.67	.80	.92	1.04	1.16	1.28	1.40	1.52	1.63	1.74	1.85	2.20	2.50

Paketpost-Tarif für die Provinz Alberta

Adressiert an eine Post-Office	1 lb $ c.	2 lb $ c.	3 lb $ c.	4 lb $ c.	5 lb $ c.	6 lb $ c.	7 lb $ c.	8 lb $ c.	9 lb $ c.	10 lb $ c.	11 lb $ c.	12 lb $ c.	13 lb $ c.	14 lb $ c.	15 lb $ c.	16–21 lb $ c.	21–25 lb $ c.
Innerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	0.05	0.07	0.09	0.11	0.13	0.15	0.17	0.18	0.19	0.20	0.21	0.22	0.23	0.24	0.25	0.30	0.35
Außerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	.11	.16	.21	.26	.31	.36	.41	.46	.51	.56	.61	.66	.71	.76	.81	.85	.90
In Saskatchewan oder Brit. Col. ..	.12	.20	.28	.35	.42	.49	.56	.63	.69	.75	.80	.85	.90	.95	1.00	1.15	1.25
In Manitoba oder Yukon	.13	.22	.31	.40	.49	.58	.67	.75	.83	.90	.97	1.04	1.11	1.18	1.25	1.50	1.75
In Ontario....................	.14	.26	.38	.50	.62	.74	.86	.98	1.09	1.20	1.31	1.42	1.53	1.64	1.75	2.00	2.25
In Quebec oder den östl. Seeprov...	.15	.28	.41	.54	.67	.80	.92	1.04	1.16	1.28	1.40	1.52	1.63	1.74	1.85	2.20	2.50

Paketpost-Tarif für die Provinz Britisch Columbia

Adressiert an eine Post-Office	1 lb $ c.	2 lb $ c.	3 lb $ c.	4 lb $ c.	5 lb $ c.	6 lb $ c.	7 lb $ c.	8 lb $ c.	9 lb $ c.	10 lb $ c.	11 lb $ c.	12 lb $ c.	13 lb $ c.	14 lb $ c.	15 lb $ c.	16–21 lb $ c.	21–25 lb $ c.
Innerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	0.05	0.07	0.09	0.11	0.13	0.15	0.17	0.18	0.19	0.20	0.21	0.22	0.23	0.24	0.25	0.30	0.35
Außerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	.11	.16	.21	.26	.31	.36	.41	.46	.51	.56	.61	.66	.71	.76	.81	.85	.90
In Alberta oder Yukon	.12	.20	.28	.35	.42	.49	.56	.63	.69	.75	.80	.85	.90	.95	1.00	1.15	1.25
In Saskatchewan................	.13	.22	.31	.40	.49	.58	.67	.75	.83	.90	.97	1.04	1.11	1.18	1.25	1.50	1.75
In Manitoba....................	.14	.26	.38	.50	.62	.74	.86	.98	1.09	1.20	1.31	1.42	1.53	1.64	1.75	2.00	2.25
In Ont., Que., den östl. Seeprov...	.15	.28	.41	.54	.67	.80	.92	1.04	1.16	1.28	1.40	1.52	1.63	1.74	1.85	2.20	2.50

Paketpost-Tarif für die Provinz Ontario

Adressiert an eine Post-Office	1 lb $ c.	2 lb $ c.	3 lb $ c.	4 lb $ c.	5 lb $ c.	6 lb $ c.	7 lb $ c.	8 lb $ c.	9 lb $ c.	10 lb $ c.	11 lb $ c.	12 lb $ c.	13 lb $ c.	14 lb $ c.	15 lb $ c.	16–21 lb $ c.	21–25 lb $ c.
Innerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	0.05	0.07	0.09	0.11	0.13	0.15	0.17	0.18	0.19	0.20	0.21	0.22	0.23	0.24	0.25	0.30	0.35
Außerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	.11	.16	.21	.26	.31	.36	.41	.46	.51	.56	.61	.66	.71	.76	.81	.85	.90
In Quebec oder Manitoba.........	.12	.20	.28	.35	.42	.49	.56	.63	.69	.75	.80	.85	.90	.95	1.00	1.15	1.25
In Sask. oder den östl. Seeprov...	.13	.22	.31	.40	.49	.58	.67	.75	.83	.90	.97	1.04	1.11	1.18	1.25	1.50	1.75
In Alberta.....................	.14	.26	.38	.50	.62	.74	.86	.98	1.09	1.20	1.31	1.42	1.53	1.64	1.75	2.00	2.25
In Britisch Columbia oder Yukon..	.15	.28	.41	.54	.67	.80	.92	1.04	1.16	1.28	1.40	1.52	1.63	1.74	1.85	2.20	2.50

Man kann Pakete gegen Verlust versichern. Die Gebühr beträgt bis zum Werte von $5.00: 3 Cents; Versicherung bis $25.00: 6 Cents; bis $50.00: 12 Cents; bis $100.00: 30 Cents.

Gestörte Trauung

In Kopenhagen stellte man, als alle Gäste zu einer Trauung erschienen waren, fest, daß der Bräutigam fehlte. Er hatte am Abend zuvor zu viel Aquavit getrunken, sodaß er das Bett nicht verlassen konnte. Als die Hochzeit erneut angesetzt und wiederum alles vorbereitet war, war diesmal die Braut nicht anwesend. Die Pferde waren beim Vorbeifahren eines Treckers scheu geworden und durchgegangen. Nach einer abenteuerlichen Fahrt fiel die Braut in ein Kornfeld und blieb ohnmächtig dort liegen. Am nächsten Tag war sie jedoch wieder soweit hergestellt, daß ein neuer Termin für die Hochzeit festgelegt werden konnte. Dieses Mal fehlte der Pfarrer. Er war mit seinem Auto zu einer Kindstaufe gefahren und infolge einer Reifenpanne auf der Strecke liegengeblieben. Beim vierten Anlauf jedoch konnte die hindernisreiche Hochzeit zu Ende geführt werden.

In Obing hat sich der Gemeinderat in einer Sitzung mit aller Schärfe gegen das Tanzen im Badeanzug gewandt, wie es im dortigen Strandbad zur Sitte geworden ist.

Getreide-Gewichtstabelle

Nachstehende Tabelle wird an der Chicagoer Börse zur schnelleren Berechnung benützt. Hat also z. B. Kommissionshändler 243,600 Pfund Weizen und will wissen, wie viel das in Buschel ausmacht, so hat er der Tabelle die Zahlen aus der Weizen-Kolonne, welche neben 200,000, neben 40,000, neben 3,000, neben 6 Pfund stehen, herauszuziehen und zusammenzuzählen, und er hat die genaue Zahl der Buschel; also:

200,000 = 3,333 20
40,000 = 666 40
3,000 = 50 ....
600 = 10 ....

Buschel 4,059 .... 60 Pfund

Da aber 60 Pfund gerade ein Buschel ausmachen, so sind die 243,000 Pfund Weizen gleich 4,060 Busch

Pfund.	Weizen. 60 Pfd.		Korn und Roggen. 56 Pfd.		Hafer. 32 Pfd.		Gerste. 48 Pfd.		Malz. 34 Pfd.	
	Bu.	Pfd.	Bu.	Pfd.	Bu.	Pfd.	Bu.	Pfd.	Bu.	Pfd
100	1	40	1	44	3	04	2	04	2	32
200	3	20	3	32	6	08	4	08	5	30
300	5	00	5	20	9	12	6	12	8	28
400	6	40	7	08	12	16	8	16	11	26
500	8	20	8	52	15	20	10	20	14	24
600	10	00	10	40	18	24	12	24	17	22
700	11	40	12	28	21	28	14	28	20	20
800	13	20	14	16	25	00	16	32	23	18
900	15	00	16	04	28	04	18	36	26	16
1,000	16	40	17	48	31	08	20	40	29	14
2,000	33	20	35	40	62	16	41	32	58	28
3,000	50	00	53	32	93	24	62	24	88	08
4,000	66	40	71	24	125	00	83	16	117	22
5,000	83	20	89	16	156	08	104	08	147	02
6,000	100	00	107	08	187	16	125	00	176	16
7,000	116	40	125	00	218	24	145	40	205	30
8,000	133	20	142	48	250	00	166	32	235	10
9,000	150	00	160	40	281	08	187	24	264	24
10,000	166	40	178	32	312	16	208	16	294	04
20,000	333	20	357	08	625	00	416	32	588	08
30,000	500	00	535	40	937	16	625	00	882	12
40,000	666	40	714	16	1,250	00	833	16	1,176	16
50,000	833	20	892	48	1,562	16	1,041	32	1,470	20
60,000	1,000	00	1,071	24	1,875	00	1,250	00	1,764	24
70,000	1,166	40	1,250	00	2,187	16	1,458	16	2,058	28
80,000	1,333	20	1,428	32	2.500	00	1,666	32	2,352	32
90,000	1,500	00	1,607	08	2,812	16	1,875	00	2,647	02
100.000	1,666	40	1,785	40	3,125	00	2,083	16	2,941	06
200,000	3,333	20	3,571	24	6,250	00	4,166	32	5,882	12
300,000	5,000	00	5,357	08	9,375	00	6,250	00	8,823	18

Sie hatten gestohlen

Als eine Einwohnerin von Leer kürzlich zwei Zigeuner unter verdächtigen Umständen in ihrer Küche antraf und sie nun des Diebstahls einer Brieftasche beschuldigte, stand sie plötzlich zwei „nackten Tatsachen" gegenüber, als die beiden Zigeuner unter entrüsteter Beteuerung ihrer völligen Unschuld sich blitzschnell auszogen, um die nackten Körper und die Kleidung zur Durchsuchung anzubieten. Die nackten Tatsachen entsprachen allerdings nicht der nackten Wahrheit, denn als es endlich gelungen war, die beiden au dem Haus zu vertreiben, fand sich die Brieftasch unter einer Fußmatte, wo sie die beiden vor de Entblößung ihrer Unschuld versteckt hatten.

Im Londoner Stadtviertel Kensington hat de Bezirksrat an allen Laternenpfählen eine Mal nung für die Hundebesitzer anbringen lassen „Gewöhnen Sie Ihren Hund daran, daß er de Rinnstein anstelle des Laternenpfahls benutzt."

Maße und Gewichte

A. Maße

Längenmaße

Zoll (inch) = 0,0254 m = 2,54 cm.
Fuß (foot) = 12 Zoll = 0,3048 m = 30,48 cm.
Yard = 3 Fuß = 36 Zoll = 0,9144 m = 91,44 cm.
Rod = 1 Perch = 5½ Yard = 16½ Fuß = 5,0292 m.
Meile = 1760 Yard = 5280 Fuß = 1609,34 m.
Kilometer = 1092,22 Yard = 0.62 Meile.
Meter = 39.32 Zoll = 1 Yard × 3.32 Zoll.
Dezimeter = 3,932 Zoll, nicht ganz 4 Zoll.
Zentimeter = .3932 Zoll = nicht ganz ⅖ Zoll.

Praktisches Längenmaß

Eine Handbreit 4 Zoll, ausgereckte Hand 7 Zoll, mit Ellbogen 8 Zoll; militärischer Schritt 2 Fuß 6 Zoll, geometrischer Schritt Fuß; ein Klafter 6 Fuß; Kabellänge 120 Klafter; Schiffsknoten 080 Fuß oder eine Seemeile; 1 Grad 30 Seemeilen.

Flächenmaße

1 Quadrat-Zoll (square inch) = 0,0006452 m. = 6,45 qcm.
1 Quadrat-Fuß = 144 Quadrat-Zoll = 0,0929 qm.
1 Quadrat-Yard = 9 Quadrat Fuß = 1296 Quadrat-Zoll = 0,8361 qm.
1 Quadrat-Yard = 1 Perch = 30¼ Quadrat-Yard = 0,2529 Are.
1 Acker = 160 Perches = 0,4047 Hektar (oder 43,559,99 Quadratfuß; 7⅝ deutscher Morgen).
1 Quadrat-Acker mißt an jeder Seite 208,71 Fuß.
1 Quadrat-Meile = 640 Acker = 1 Sektion = 259 Hektar.
1 Are = 3,953 Quadrat-Rods.
1 Hektar = 2,471 Acker.

Körpermaß

1 cubic foot = 1728 cubic inches.
1 cubic yard = 27 cubic feet.
1 cord = 128 cubic feet.
1 Liter = 61.022 cubic inches.
1 Hektoliter = 3,531 cubic feet.
1 cubic inch = ,01639 Liter.
1 cubic foot = ,2832 Hektoliter.

1 Cord Holz ist 4 Fuß hoch, 4 Fuß breit und 8 Fuß lang.
Bauholz wird nach dem Fuß verkauft. Unter einem Fuß Bauholz versteht man ein Stück 1 Fuß lang, 1 Fuß breit und 1 Zoll dick.

Flüssigkeitsmaße

1 Quart = 2 Pints.
1 Gallone = 4 Quarts.
1 Barrel = 31½ Gallonen.
1 Hogshead = 2 Barrels.
1 Liter = 33,81 fluid ounces.
1 Liter = 1,0567 Quarts.
1 Liter = ,26417 Gallonen.
1 Hektoliter = 2.837 Buschel.
1 Fluid oz. = ,02956 Liter.
1 Quart = ,9465 Liter.
1 Gallone = 3,786 Liter.
1 Buschel = ,3524 Hektoliter.
1 Pint Wasser wiegt etwa 1 Pfd.
1 Keg Bier enthält 8 Gallonen.
1 Peck = 8 Quarts.
1 Buschel = 4 Pecks.

Das Pint des Trockenmaßes ist größer als das des Flüssigkeitsmaßes; dieses enthält 28¾, jenes aber 33⅗ Kubikzoll.

Maschinenkraftmaß

1 Pferdekraft (P.S. oder HP, horse-power) ist gleich 75 Kilogramm-Meter, d. i. 75 Kilogramm in 1 Sekunde 1 Meter hoch gehoben.

Wärmeerzeugungsmaß

1 Kalorie (Wärmeeinheit) erhöht den Wärmegrad von 1 kg. Wasser um 1 Grad Celsius.

B. Gewichte

Kaufmannsgewicht

1 Unze = 16 Drams.
1 Pfund = 16 Unzen.
1 Hundredweight (cwt.) = 100 Pfund.
1 Ton = 2000 Pfund.
1 Grain = ,0648 Gramm.
1 Unze = ,0283 Kilogramm.
1 Pfund = ,4536 Kilogramm.
1 Ton = ,9071 Tonne.
1 Gramm = 15.432 Grains.
1 Kilogramm = 35.27 Unzen.
1 Kilogramm = 2.2046 Pfund.
1 Tonne = 1,1023 Tons.

Apotheker und Goldschmiede gebrauchen das Troygewicht, dessen Pfund nur 12 Unzen hat.

Hausgewichte etc.

1 Quart Weizenmehl = 1 Pfund.
1 Quart Maismehl = 1 Pfund 2 Unzen
1 Quart Butter = 1 Pfund.
1 Quart Stückzucker = 1 Pfund.
1 Quart weißer Zucker = 1 Pfund 1 Unze.
1 Quart brauner Zucker = 1 Pfd. 2 Unzen.
10 Eier = 1 Pfund.
4 große Eßlöffel = ½ Gill.
1 gewöhnliches Trinkglas = ½ Gill.
1 gewöhnliches Weinglas = ½ Gill.
1 Teetasse = 1 Gill.
1 großes Weinglas = 2 Gill.
1 großes Weinglas = 2 Unzen.
1 Eßlöffel = ½ Unze.

Gewicht von Getreide und Samen per Buschel

	Pfd.
Weizen	60
Hafer	34
Gerste	48
Roggen	56
Flachssamen	56
Erbsen	60
Bohnen	60
Welschkorn (Mais)	56
Malz	36
Kleesamen	60
Timothy	48
Blaugras	14
Wurzeln, Rüben, Beete, Kartoffeln, Mohrrüben, Rotrüben	60

Heu, wenn es sich gesetzt hat, mißt per Tonne (2000 Pfund) im Schober (stack) 7×7×7 Fuß oder 343 Quadratfuß.

Ein Eisenbahn-Frachtwaggon hält 60,000—80,000 Pfund. Die höchste Last, die in eine Car geladen wird, ist wie folgt: Weizen 1470 Buschel, Hafer 2200 Buschel, Gerste 1700 Buschel, Kartoffeln 1350 Buschel, Aepfel 270 Fässer, Zucker 270 Fässer.

Es gibt nur sehr wenige kleine Waggons von 40,000 Pfund und diese werden nur auf besondere Applikation geliefert.

Immerwährende Trächtigkeits-Tabelle.

Anfang der Trächtigkeit		Ende der Trächtigkeit: Pferde		Rinder		Schafe		Schweine	
Januar	1	Dezember	6	Oktober	12	Juni	3	April	30
"	6	"	11	"	17	"	8	Mai	5
"	11	"	16	"	22	"	13	"	10
"	16	"	21	"	27	"	18	"	15
"	21	"	26	November	1	"	23	"	20
"	26	"	31	"	6	"	28	"	25
"	31	Januar	5	"	11	Juli	3	"	30
Februar	5	"	10	"	16	"	8	Juni	4
"	10	"	15	"	21	"	13	"	8
"	15	"	20	"	26	"	18	"	13
"	20	"	25	Dezember	1	"	23	"	18
"	25	"	30	"	6	"	28	"	23
März	2	Februar	4	"	11	August	2	"	28
"	7	"	9	"	16	"	7	Juli	4
"	12	"	14	"	21	"	12	"	9
"	17	"	19	"	26	"	17	"	14
"	22	"	24	"	31	"	22	"	19
"	27	"	29	Januar	5	"	27	"	24
April	1	März	6	"	10	September	1	"	29
"	6	"	11	"	15	"	6	August	3
"	11	"	16	"	20	"	11	"	8
"	16	"	21	"	25	"	16	"	13
"	21	"	26	"	30	"	21	"	18
"	26	"	31	Februar	4	"	26	"	23
Mai	1	April	5	"	9	Oktober	1	"	28
"	6	"	10	"	14	"	6	September	2
"	11	"	15	"	19	"	11	"	7
"	16	"	20	"	24	"	16	"	12
"	21	"	25	"	29	"	21	"	17
"	26	"	30	März	6	"	26	"	22
"	31	Mai	5	"	11	"	31	"	27
Juni	5	"	10	"	16	November	5	Oktober	2
"	10	"	15	"	21	"	10	"	7
"	15	"	20	"	26	"	15	"	12
"	20	"	25	"	31	"	20	"	17
"	25	"	30	April	5	"	25	"	22
"	30	Juni	4	"	10	"	30	"	27

Anfang der Trächtigkeit		Ende der Trächtigkeit: Pferde		Rinder		Schafe		Schweine	
Juli	5	Juni	9	April	15	Dezember	5	November	1
"	10	"	14	"	20	"	10	"	6
"	15	"	19	"	25	"	15	"	11
"	20	"	24	"	30	"	20	"	16
"	25	"	29	Mai	5	"	25	"	21
"	30	Juli	4	"	10	"	30	"	26
August	4	"	9	"	15	Januar	4	Dezember	1
"	9	"	14	"	20	"	9	"	6
"	14	"	19	"	25	"	14	"	11
"	19	"	24	"	30	"	19	"	16
"	24	"	29	Juni	4	"	24	"	21
"	29	August	3	"	9	"	29	"	26
September	3	"	8	"	14	Februar	3	"	31
"	8	"	13	"	19	"	8	Januar	5
"	13	"	18	"	24	"	13	"	10
"	18	"	23	"	29	"	18	"	15
"	23	"	28	Juli	4	"	23	"	20
"	28	September	2	"	9	"	28	"	25
Oktober	3	"	7	"	14	März	5	"	30
"	8	"	12	"	19	"	10	Februar	4
"	13	"	17	"	24	"	15	"	9
"	18	"	22	"	29	"	20	"	14
"	23	"	27	August	3	"	25	"	19
"	28	Oktober	2	"	8	"	30	"	24
November	2	"	7	"	13	April	4	"	29
"	7	"	7	"	18	"	9	März	1
"	12	"	17	"	23	"	14	"	6
"	17	"	22	"	28	"	19	"	11
"	22	"	27	September	2	"	24	"	16
"	27	November	1	"	7	"	29	"	21
Dezember	2	"	6	"	12	Mai	4	"	26
"	7	"	11	"	17	"	9	"	31
"	12	"	16	"	22	"	14	April	5
"	17	"	21	"	27	"	19	"	10
"	22	"	26	Oktober	2	"	24	"	15
"	27	Dezember	1	"	7	"	29	"	20

Festtagstabelle des laufenden Jahrhunderts

Jahr	Ostern	Pfingsten	Weihnachten
1950	9. April	28. Mai	Montag
1951	25. März	13. Mai	Dienstag
1952	13. April	1. Juni	Donnerstag
1953	5. April	24. Mai	Freitag
1954	18. April	6. Juni	Sonnabend
1955	10. April	29. Mai	Sonntag
1956	1. April	20. Mai	Dienstag
1957	21. April	9. Juni	Mittwoch
1958	6. April	25. Mai	Donnerstag
1959	29. März	17. Mai	Freitag
1960	17. April	5. Juni	Sonntag
1961	2. April	21. Mai	Montag
1962	22. April	10. Juni	Dienstag
1963	14. April	2. Juni	Mittwoch
1964	29. März	17. Mai	Freitag
1965	18. April	6. Juni	Sonnabend
1966	10. April	29. Mai	Sonntag
1967	26. März	14. Mai	Montag
1968	14. April	2. Juni	Mittwoch
1969	6. April	25. Mai	Donnerstag
1970	29. März	17. Mai	Freitag
1971	11. April	30. Mai	Sonnabend
1972	2. April	21. Mai	Montag
1973	22. April	10. Juni	Dienstag
1974	14. April	2. Juni	Mittwoch
1975	30. März	18. Mai	Donnerstag
1976	18. April	6. Juni	Sonnabend
1977	10. April	29. Mai	Sonntag
1978	26. März	14. Mai	Montag
1979	15. April	3. Juni	Dienstag
1980	6. April	25. Mai	Donnerstag
1981	19. April	7. Juni	Freitag
1982	11. April	30. Mai	Sonnabend
1983	3. April	22. Mai	Sonntag
1984	22. April	10. Juni	Dienstag
1985	7. April	26. Mai	Mittwoch
1986	30. März	18. Mai	Donnerstag
1987	19. April	7. Juni	Freitag
1988	3. April	22. Mai	Sonntag
1989	26. März	14. Mai	Montag
1900	15. April	3. Juni	Dienstag
1991	31. März	19. Mai	Mittwoch
1992	19. April	7. Juni	Freitag
1993	11. April	30. Mai	Sonnabend
1994	3. April	22. Mai	Sonntag
1995	16. April	4. Juni	Montag
1996	7. April	26. Mai	Mittwoch
1997	30. März	18. Mai	Donnerstag
1998	12. April	31. Mai	Freitag
1999	4. April	23. Mai	Sonnabend
2000	23. April	11. Juni	Montag

Privathotel „Zur prächtigen Witwe"

Gelsenkirchen. — Nur die Hälfte eines jener kleinen 1½-geschossigen Siedlungsbauten mit zwei Eingängen für zwei Parteien ist Besitz der Witwe eines Bergmannes. Die Frau hatte bereits vor Monaten fünf Untermieter aufgenommen. Aus den erzielten Einnahmen wurde das Dachgeschoß ausgebaut. Einrichtungsgegenstände wurden auf einer Versteigerung erstanden.

Als sich nunmehr fünf weitere Leute auf dem Wohnungsamt meldeten — „wir haben glücklich ein Zimmer bei Frau X gefunden" — setzten sich die Beamten in einen Wagen und fuhren hinaus, sich das Wunder zu besehen. „Wir dachten, die Frau hätte ein Hochhaus errichtet."

Bei ihr wohnen: im Erdgeschoß neben der Küche, drei Jungbergleute. Die Betten stehen, kasernenmäßig, übereinander. Das Wohnzimmer mit Schlafcouch erhielt ein Lieferant für Gärtnereiartikel. Ihr eigenes Schlafzimmer teilt sie mit der 29jährigen Tochter und einem kleinen Enkel.

Ueber die schmale, steile Treppe sind in der ersten Etage zu erreichen: rechts ein Ehepaar aus Berlin und links ein schreibender und musizierender Junggeselle. Darüber, im ausgebauten Obergeschoß, wohnt ein Steiger. Sein Nachbar ist ein Berufsschullehrer aus der Ostzone mit seinem ersten Schwiegervater. Hier war zehn Tage lang die Nichte zu Besuch. Sie hatte auf der Reise ein Baby bekommen.

Federvieh, ein eigenes Schwein und ein kleiner Garten vervollständigen das einzigartige Wohnidyll. Die Frau sorgt rührend für ihre Junggesellenbewohner. Die Wäsche wird erledigt, die Zimmer sind stets sauber, die Jungbergleute wohnen mit voller Kost. Das Frühstück wird auf Wunsch ans Bett gebracht. „Gestern bestand es aus Bohnenkaffee, gekochtem Schinken und Ei," sagte mir der Mieter der ersten Etage.

Die Hausgemeinschaft fühlt sich nicht beengt, sie fühlt sich wohl. „Wie in einem kleinen Privathotel." Die Nachbarn machen Stielaugen, weil die Frau — nicht allein auf die kleine, bescheidene Rente angewiesen — Anschaffungen machen kann. Daß sie vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein heftig arbeitet, sehen sie nicht. „Eines der wenigen Häuser, in dem auf engstem Raum Frieden und Eintracht herrschen," meint das Wohnungsamt. „Wir wünschen uns, wir hätten mehr solcher Frauen. Die Junggesellen kämen dann bald alle unter."

Zinstabelle I (Auf 1 Jahr)

Kapital Doll.	3 Proz. Doll.	3 Proz. Cts.	3½ Proz. Doll.	3½ Proz. Cts. Mills	4 Proz. Doll.	4 Proz. Cts.	4½ Proz. Doll.	4½ Proz. Cts. Mills	5 Proz. Doll.	5 Proz. Cts.	6 Proz. Doll.	6 Proz. Cts.
1	—	3	—	3 5	—	4	—	4 5	—	5	—	6
2	—	6	—	7	—	8	—	9	—	10	—	12
3	—	9	—	10 5	—	12	—	13 5	—	15	—	18
4	—	12	—	14	—	16	—	18	—	20	—	24
5	—	15	—	17 5	—	20	—	22 5	—	25	—	30
6	—	18	—	21	—	24	—	27	—	30	—	36
7	—	21	—	24 5	—	28	—	31 5	—	35	—	42
8	—	24	—	28	—	32	—	36	—	40	—	48
9	—	27	—	31 5	—	36	—	40 5	—	45	—	54
10	—	30	—	35	—	40	—	45	—	50	—	60
20	—	60	—	70	—	80	—	90	1	—	1	20
30	—	90	1	05	1	20	1	35	1	50	1	80
40	1	20	1	40	1	60	1	80	2	—	2	40
50	1	50	1	75	2	—	2	25	2	50	3	—
60	1	80	2	10	2	40	2	70	3	—	3	60
70	2	10	2	45	2	80	3	15	3	50	4	20
80	2	40	2	80	3	20	3	60	4	—	4	80
90	2	70	3	15	3	60	4	05	4	50	5	40
100	3	—	3	50	4	—	4	50	5	—	6	—
200	6	—	7	—	8	—	9	—	10	—	12	—
300	9	—	10	50	12	—	13	50	15	—	18	—
400	12	—	14	—	16	—	18	—	20	—	24	—
500	15	—	17	50	20	—	22	50	25	—	30	—
600	18	—	21	—	24	—	27	—	30	—	36	—
700	21	—	24	50	28	—	31	50	35	—	42	—
800	24	—	28	—	32	—	36	—	40	—	48	—
900	27	—	31	50	36	—	40	50	45	—	54	—
1000	30	—	35	—	40	—	45	—	50	—	60	—
2000	60	—	70	—	80	—	90	—	100	—	120	—
3000	90	—	105	—	120	—	135	—	150	—	180	—
4000	120	—	140	—	160	—	180	—	200	—	240	—
5000	150	—	175	—	200	—	225	—	250	—	300	—

Zinstabelle II (Auf 1 Monat)

Kapital Doll.	3 Proz. Doll.	3 Proz. Cts. Mills	3½ Proz. Doll.	3½ Proz. Cts. Mills	4 Proz. Doll.	4 Proz. Cts. Mills	4½ Proz. Doll.	4½ Proz. Cts. Mills	5 Proz. Doll.	5 Proz. Cts. Mills	6 Proz. Doll.	6 Proz. Cts. Mills
1	—	0 25	—	0 291	—	0 33	—	0 375	—	0 416	—	0 5
2	—	0 5	—	0 583	—	0 66	—	0 75	—	0 833	—	1
3	—	0 75	—	0 875	—	1	—	1 125	—	1 25	—	1 5
4	—	1	—	1 166	—	1 33	—	1 5	—	1 66	—	2
5	—	1 25	—	1 458	—	1 66	—	1 875	—	2 083	—	2 5
6	—	1 5	—	1 75	—	2	—	2 25	—	2 5	—	3
7	—	1 75	—	2 041	—	2 33	—	2 625	—	2 916	—	3 5
8	—	2	—	2 33	—	2 66	—	3	—	3 33	—	4
9	—	2 25	—	2 625	—	3	—	3 375	—	3 75	—	4 5
10	—	2 5	—	2 916	—	3 33	—	3 75	—	4 166	—	5
20	—	5	—	5 33	—	6 66	—	7 5	—	8 33	—	10
30	—	7 5	—	8 75	—	10	—	11 25	—	12 5	—	15
40	—	10	—	11 66	—	13 33	—	15	—	16 66	—	20
50	—	12 5	—	14 583	—	16 66	—	18 75	—	20 833	—	25
60	—	15	—	17 5	—	20	—	22 5	—	25	—	30
70	—	17 5	—	20 416	—	23 33	—	26 25	—	29 166	—	35
80	—	20	—	23 33	—	26 66	—	30	—	33 33	—	40
90	—	22 5	—	26 25	—	30	—	33 75	—	37 5	—	45
100	—	25	—	29 166	—	33 33	—	37 5	—	41 66	—	50
200	—	50	—	58 33	—	66 66	—	75	—	83 33	1	—
300	—	75	—	87 5	1	—	1	12 5	1	25	1	50
400	1	—	1	16 66	1	33 33	1	50	1	66 66	2	—
500	1	25	1	45 833	1	66 66	1	87 5	2	08 83	2	50
600	1	50	1	75	2	—	2	25	2	50	3	—
700	1	75	2	04 166	2	33 33	2	62 5	2	91 66	3	50
800	2	—	2	33 33	2	66 66	3	—	3	33 33	4	—
900	2	25	2	62 5	3	—	3	37 5	3	75	4	50
1000	2	50	2	91 66	3	33 33	3	75	4	16 66	5	—
2000	5	—	5	83 33	6	66 66	7	50	8	33 33	10	—
3000	7	50	8	75	10	—	11	25	12	50	15	—
4000	10	—	11	66 66	13	33 33	15	—	16	66 66	20	—
5000	12	50	14	58 33	16	66 66	18	75	20	83 33	25	—

☞ Handelt es sich um 7 Prozent, so multipliziert man die unter 3½ Prozent angegebene Zahl mit 2; ebenso für 8 Prozent, die unter 4 Prozent angegebene Zahl; für 9 Prozent, die Zahl unter 4½ Prozent; für 10 Prozent, die Zahl unter 5 Prozent.

Durch Klippen

Erzählung von Olga Alsen

Erstes Buch.

Die großen Räume des neuerbauten Kunstauktionshauses waren mit Besuchern angefüllt. Die Gegenstände, die heute zum Verkauf gelangten, hatten doppelte Anziehungskraft.

In weiten Kreisen Berlins war bekannt, daß die Sammlung Meisenbach hervorragend schöne und wertvolle Stücke aufwies. In dem Hause des Geheimrats Meisenbach waren stets viel Menschen aus und ein gegangen. Sein Aufsehen erregendes Ende, sein Tod in der Elbe nach großen Verlusten hatte viel Staub aufgewirbelt. Niemand war jedoch überrascht.

Der geistvolle, liebenswürdige Mann mit dem bestrickenden Auftreten besaß einen unseligen Hang — er war leidenschaftlicher Spieler. Jedermann wußte es, jedermann wußte auch, daß ihm gute Freunde verschiedene Male aus der Not geholfen hatten.

Er führte unbekümmert sein Haus verschwenderisch weiter, und daß er sein gegebenes Wort wie alle leidenschaftlichen Spieler brach, störte die wenigsten. Von seiner Persönlichkeit ging ein solcher Reichtum bezaubernder Liebenswürdigkeit aus, daß seine Freunde niemals ernstlich daran dachten, ihn wegen seiner beklagenswerten Leidenschaft zu meiden.

Gelehrte von bedeutendem Ruf verkehrten im Hause des Geheimrats. An seinen musikalischen Abenden traten hervorragende Künstler auf. Seine zierliche, schlanke, lebhafte Gattin verstand es ihrerseits, die Gäste zu fesseln.

Jetzt waren die unzähligen wertvollen Kleinigkeiten, die kostbaren alten Möbel, die Brokate, Teppiche und die Kronen, die sonst eine Fülle gleißenden Lichts in die weiten gastlichen Räume gestrahlt hatten, hierher zum Verkauf gebracht worden.

Der Versteigerer hielt lange Stück für Stück in die Höhe, rückte die Möbel hin und her, ließ die Teppiche ausbreiten und nahm sich viel Zeit. Dennoch erzielte er keine hohen Preise. Es waren viele Neugierige in die Auktionsräume geströmt, viele, die früher nur mit schlecht verhehltem Neid die auserlesenen Kostbarkeiten des Hauses Meisenbach bewundert hatten und die es nun mit Befriedigung erfüllte, daß diese mühevoll gesammelten Kunstgegenstände auseinandergerissen und in alle Winde verstreut wurden.

Die Sammlung der Kostbarkeiten aus dem achtzehnten Jahrhundert, die in glücklichen Tagen den Stolz der Geheimräte ausgemacht hatten, wurde von dem Versteigerer zurückgestellt. Trotzdem die Gegenstände tagelang vorher zur Besichtigung freigegeben worden waren, fand ein lächerlich geringes Angebot statt.

Wundervolle Kleinmalereien, Puderdosen und wertvolle Behälter zum Aufbewahren von Gegenständen des täglichen Bedarfs reizten die Bewunderung mehr als die Kauflust. Auch ein kunstvoll eingelegter echter Bouleschreibtisch, von dem das Gerücht ging, daß er eins der wenigen Stücke sei, die der Künstler aus dem Brande rettete, der in seiner Werkstatt wütete, ging zu einem unerhört billigen Preise in andere Hände über.

Ein schlanker, großer Mann mit einem scharf geschnittenen Gesicht und dunklen, ernst blickenden Augen begrüßte einen älteren Herrn.

„Ah, Herr Direktor, Sie auch hier?"

Direktor Hilger reichte dem Jüngeren verbindlich die Hand.

„Natürlich, Herr Doktor. Die Sammlung ist doch etwas ganz Bedeutendes. Sie kennen ja meine Leidenschaft, die mich immer wieder hierher zurückzieht."

Der Angeredete nickte ernst.

„Ja, mich interessiert der heutige Verkauf auch ungemein. Sie wissen, ich verkehrte viel und gern im Hause Meisenbach, deshalb verursacht es mir geradezu einen körperlichen Schmerz, diese auserwählt wertvollen und schönen Gegenstände so verschleudert zu sehen. So gern ich auch einiges gekauft hätte, besonders verschiedene Radierungen reizten mich — ich kann mich nicht dazu entschließen. Es ist ein peinlicher Gedanke, sich jetzt, da der Geheimrat tot ist, als Eindringling in seine Erbschaft zu teilen."

„Aber die Witwe muß auf den Erlös Wert legen. Wie man sagt, ist sie gänzlich mittelos zurückgeblieben."

Doktor Herten nickte zustimmend.

„Aber dennoch, es widerstrebt mir, zu kaufen."

„Die niedrigen Preise locken Sie auch nicht, Herr Doktor?" fragte der andere, der entschieden

weniger feinfühlig war. „Es ist geradezu verblüffend, daß diese erstklassigen Kunstwerke nicht höhere Preise erreichen, besonders da alte Möbel augenblicklich solch hohen Kunstwert haben. — Aber die Zeit ist ungünstig gewählt. Bei den jetzigen schlechten Geldverhältnissen," fuhr er lebhaft fort, „hat kein Mensch Lust, sein Geld in Luxusgegenständen anzulegen."

„Natürlich, natürlich," pflichtete der Doktor bei. „Sehen Sie doch nur, wie viel elegante Damen sich hier eingefunden haben, von denen der größte Teil gar nicht an das Kaufen denkt. Eine Versteigerung ist für sie eine Zerstreuung wie eine Teegesellschaft."

Direktor Hilger lächelte.

„Aber selbstverständlich, lieber Doktor, es macht unseren Frauen Freude, sich die schönsten Sachen ungestört betrachten zu können, und der Kampf der Steigerer bedeutet für sie einen prickelnden Reiz. Sehen Sie dort den hübschen Biedermeierschreibtisch? Ich habe ihn für mein Töchterchen gekauft. Sie hat eine Vorliebe für die schlichten Möbel der Biedermeierzeit und ich bin überzeugt, daß ihr dieser Schreibtisch viel Freude machen wird. Es ist reizend ausgeführt."

Er trat auf das Tischchen zu, das an die Seite gerückt war und öffnete die Klappe. Das Innere erinnerte an die Vorderansicht eines Hauses, die Treppenstiegen bildeten den Zug eines Schubkastens und hinter den angedeuteten Fenstern waren niedliche Geheimfächer.

„Ein hübsches Ding," bestätigte Doktor Herten.

„Sie müßten nur das reizende Zimmerchen sehen, für das ich ihn gekauft habe," plauderte Hilger weiter.

„Ich verstehe vollkommen, daß es einem Mädel Freude macht, sich diese Stücke zu sammeln. Sie gefallen mir auch weit besser wie die steifen, gradlinigen weißen Möbelchen, die sich die meisten jungen Damen von heute wünschen."

„Wie lange ist Ihr Fräulein Tochter aus dem Töchterheim zurück?" fragte Herten.

„Fast ein ganzes Jahr. Aber ich verbrachte einen Teil des Winters mit ihr und unserer Gesellschaftsdame, Fräulein Gebhard, in Wiesbaden. Seitdem Ilse aus dem Töchterheim zurückgekehrt, ist Fräulein Gebhard bei uns im Hause. Sie ist selbst noch jung, aber äußerst gescheit und vielseitig gebildet und versteht es ausgezeichnet, mein Töchterchen anzuregen und ihre weitere Fortbildung zu leiten. Wir pflegen wieder mehr Geselligkeit. Vielleicht machen Sie uns auch bald wieder einmal das Vergnügen, Herr Doktor. Sie haben seit Ihrem letzten Besuch eine lange Frist verstreichen lassen. Wir wohnen jetzt Kaiserin Augustastraße Nummer fünfzehn."

„Gewiß, sehr gern, Herr Direktor. Darf ich Sie inzwischen bitten, mich Ihrer Fräulein Tochter zu empfehlen."

Die Herren reichten sich die Hand und Herten verließ den Raum. Er schlenderte langsam die Potsdamerstraße hinunter und bog in die Lützowstraße ein. — Fräulein Gebhard! Der Name erweckte seltsame Erinnerungen in ihm.

Else Gebhard hieß die junge Dame, die er während seiner Studienzeit auf der Bonner Universität kennen gelernt und der seine jugendliche Begeisterung viele Jahre hindurch gehört hatte. Durch seinen Freund Zeising war er in das Haus des Professors Levermann eingeführt worden. Wie viel Gutes dankte er der alten Dame mit den sanften Zügen unter dem schlicht gescheitelten weißen Haar.

Mit mütterlicher Güte und Sorgfalt hatte sie es verstanden, den schüchternen, unbeholfenen Studenten aufzumuntern und gesellschaftlich ein wenig zurechtzustutzen. Er war wirklich recht unbeholfen gewesen. So unsicher und ungelenk. Wie hätte das auch anders sein können. Er war aus den kleinsten Verhältnissen hervorgegangen. In seinem Elternhause hatte man nichts von gewandtem, gesellschaftlichem Auftreten verstanden.

Der Vater, ein kleiner kaufmännischer Angestellter, ging Morgen für Morgen still und geduldig an sein Pult im Geschäft, bis man ihn eines Tages tot nach Hause brachte. Ein Herzschlag hatte seinem stillen Leben ganz unerwartet ein Ende gemacht. Die Mutter hatte während all der Jahre nur Sorgen und Arbeit gekannt. Er begriff, daß es vieler Umsicht und großen Fleißes bedurfte, um mit dem geringen Gehalt des Mannes den Haushalt zu leiten, ihn und die zwei Mädel zu kleiden und auf die höhere Schule zu schicken.

Er kannte die Mutter nur als emsige Frau, entweder am Kochherd beschäftigt oder mit einer Näharbeit in der Hand. Untätig hatte er die Mutter nie gesehen. Aber sie war lebendig und lebenslustig; deshalb verzagte sie auch nie und trug ihr ernstes Los heiter und zufrieden.

Für ihn hatte, so lange er denken konnte, Onkel Franz gesorgt. Das war der einzige Bruder der Mutter, der ganz jung nach Amerika gegangen war und dort als Schlächter seine Laufbahn begonnen hatte. Als tüchtiger, fleißiger Kaufmann hatte er es schließlich zum Besitzer einer Riesenschlächterei in Chicago gebracht. Er besaß ein beträchtliches Vermögen, blieb aber unbefriedigt und unzufrieden. Und, da er zu Wohlstand gekommen war, schien ihm Bildung das erstrebenswerteste Ziel. In allen Briefen, die er an seine Schwester schrieb, beklagte er sich über seinen Mangel an Wissen.

Er hatte es sich deshalb in den Kopf gesetzt, daß

sein einziger Neffe unbedingt sehr gebildet werden müsse und bat, daß man ihm die Kosten seiner Ausbildung überlasse. Die Eltern willigten gern ein. So konnte Ernst Herten das Gymnasium besuchen und später mit einem recht ansehnlichen Wechsel in der Tasche auf die Universität ziehen.

Ernst Herten stand mit seinem Onkel in regem Briefwechsel. Dieser machte ihn auch darauf aufmerksam, daß es für ihn zweckmäßig sei, das elterliche Haus für eine Weile zu verlassen und sich draußen in der Welt umzusehen. So ging er nach Bonn und lernte in dem Hause des Professors Levermann dessen Nichten kennen.

Sie waren Waisen und hatten bei dem greisen Ehepaar eine Zuflucht gefunden.

Else Gebhard war bei weitem nicht so hübsch wie ihre um drei Jahre jüngere Schwester Hedda. Sie war ernst und schien unter dem Drucke der Heimatlosigkeit zu leiden. Obgleich ihre Tante alles tat, ihr dieses Gefühl zu nehmen, konnte Else nie den Gedanken loswerden, ihrem eigenen Boden entrissen zu sein. Sie bewahrte ihren Eltern glühende Liebe und Anhänglichkeit.

Ihr ernstes Wesen und ihr nur auf tiefe Dinge gerichteter Sinn, ihr stürmischer Bildungsdrang und das auf die Erkenntnis der höchsten Werte zielende Streben brachte sie dem jungen Studenten nahe. Sie lasen zusammen philosophische Werke und besprachen wissenschaftliche Fragen; er führte sie in die lateinische Sprache ein und durch diese Gemeinsamkeit verbanden sich allmählich Fäden, die von Mensch zu Mensch gingen.

Alles, was der junge Ernst Herten an Bewunderung, Verehrung und jugendlicher Begeisterung für eine Frau zu fühlen imstande war, legte er Else Gebhard zu Füßen.

Auch ihr keuscher und spröder Sinn wandte sich ihm mehr und mehr zu. Er kehrte immer wieder in die liebliche Universitätsstadt zurück, bis ihn ein Brief seines Onkels, der als erfahrener Mann den Grund der Anziehung zu ahnen schien, aus seinen Träumen riß.

Wahrhaftig, wie die Natur des jungen Herten war, schrieb er seinem Onkel über seine Liebe zu der jungen Else Gebhard, verhehlte nicht, daß sie vollkommen mittellos sei und sich, wie er, auf einen Beruf vorbereite. Sie wollte Lehrerin, Bildnerin der Jugend werden, und da er sich das Unterrichtsfach zum Ziele gesetzt hatte, sie in ihrem Streben und Wünschen viel Gemeinsames verbunden.

Ernst Herten, durch die Güte des Onkels verwöhnt, las mit steigendem Schrecken die nüchternen Auseinandersetzungen, die auf seinen von Begeisterung und Bewunderung erfüllten Brief folgten.

Kühl erwägend schrieb ihm der Onkel, daß er wohl begriffe, wie man sich in seinen Jahren für eine junge Dame begeistere, sie liebe und glaube, sie sei die einzige liebenswerte Frau, die uns in diesem Leben begegne. So dächten alle jungen Leute, um diese Jugendliebe in reiferen Jahren zu belächeln. Nichts sei aber unzweckmäßiger für einen jungen Mann als sich früh zu binden, um mit einer Fessel beladen durchs Leben zu gehen.

„Lerne erst das Leben kennen, lebe erst im wahren Sinne des Wortes, sieh Dir die Welt an, und wenn Du reif geworden und imstande bist, einen Haushalt zu gründen, wenn Du einen Beruf und einen festen Wohnsitz hast, dann erst darfst Du auch die Kühnheit haben, ein anderes Wesen an Dein Schicksal zu ketten," schrieb ihm der Onkel.

Was ihn zuerst als roh und gefühllos abschreckte, leuchtete ihm ein, je häufiger er die Worte des erfahrenen Mannes las.

Ein fremdes Schicksal an das seine ketten, glich es nicht einer Verwegenheit?

Er hatte noch lange nicht sein Studium beendet und wollte von einem anderen Wesen verlangen, an ihn zu glauben, ihm seine Zukunft anzuvertrauen.

Was bisher nur seine Empfindungen berührt hatte, begann seine Gedanken zu beschäftigen. Ihn ergriff eine innere Unruhe, die ihn zu ernstem Nachdenken zwang. Stundenlang ging er den Rhein entlang spazieren.

Er liebte den Weg, der an den in gepflegten Gärten gebetteten Villen, an den prächtigen Besitzungen vorbeiführte. Ihm gefielen die stillen, vornehmen Häuser mit den zierlichen Aufbauten und den hohen Bogenfenstern, die rosenumsponnenen Wandelgänge, die schattenspendenden alten Bäume und die großen Rasenflächen. Der Weg endete in einsamen Wiesen, auf denen hier und da unter breiten Nußbäumen Ruhebänke standen. Hier hatte man einen weiten Blick über den Strom und die Berge.

Das Gefühl, eine schwere Verantwortung auf sich zu laden, peinigte ihn. Häufig ging er mit Else zusammen spazieren. Dann fiel alles Quälende von ihm ab. Dann verließen ihn diese schweren Gedanken und sie waren wieder gute, treue Kameraden wie ehedem, bevor des Onkels ernster Brief ihn aus seinen Träumen gerüttelt.

Ein Nachmittag stand noch deutlich vor seiner Seele. Allerseelentag. Else hatte ihn gebeten, sie zum Friedhof zu begleiten. Es war ein kühler Herbsttag. Reif schimmerte auf den braun gewordenen Efeublättern, die in dichtem Rankengewirr die Gräber umspannten. Es dämmerte und die unzähligen flackernden Wachskerzen warfen einen geheimnisvollen Schein über die in reichem Blumenflor prangenden Gräber.

Allerseelentag! Heute schmückte selbst der Aermste die Ruhestätte seiner Lieben. Hier und

da leuchteten kleine buntfarbige Laternen in den Reihen auf.

Sie gingen gemeinsam durch die entlaubten Alleen des Friedhofs und waren beide von dem Zauber des Friedens umfangen. Auf ihnen lastete der Schmerz der vielen, die heute, am Festtag der Toten, voll tiefen Wehs an ihren Gräbern knieten und vergangenes Glück und begrabene Hoffnungen beweinten.

Else Gebhard litt heute noch schmerzhafter als sonst an ihrer Verlassenheit. Vor den Gräbern ihrer Eltern blieben sie lange wortlos stehen. Er wagte nicht, ihre im Schmerz verschlungenen Hände zu berühren.

Wie wohl hätte es ihr in ihrem Leid getan, hätte er ihr gesagt: „Du bist nicht verlassen, es steht jemand neben dir, der alles mit dir teilen, alles mit dir tragen will."

Aber eine gebieterische Macht in ihm lehnte sich gegen ein Versprechen auf.

Nur wenige Schritte von der Friedhofsmauer entfernt, jagte polternd und schnaubend ein Zug. Stampfend fuhr er hinaus in die Welt.

Lichter blickten und zuckten auf — gleißend — verheißend und verschwanden wieder. Und kein Wort des Trostes, das eine gemeinsame Zukunft als Ziel verlangte, kam über seine Lippen.

Als Ernst Herten jetzt nach vielen Jahren durch die lebhaften Straßen der Großstadt ging, als er sich gewohnheitsgemäß durch die drängende Menge schob, unbekümmert um den Straßenlärm und die vielen gleichgültigen Menschen, die an ihm vorbeihasteten, trat jenes Bild vom Friedhof deutlich vor seine Seele.

Er grübelte. War es Lebenshunger gewesen, stürmender Drang nach Erlebnissen, nach dem Leben da draußen, nach Unbekanntem, das ihm den Mund verschlossen hatte?

War es Schwäche, Mangel an Selbstvertrauen oder Mangel an Liebe gewesen? Oder nur Mitleid mit einer von ihm verehrten Frau, trotzig traurige Sehnsucht nach Liebe?

Hatte er also geliebt?

Er versuchte, heute noch die Wesensart dieses Gefühls zu ergründen.

Er zuckte die Achseln. Das kraftvoll treibende, das unbezwingliche Element der Liebe mußte gefehlt haben. Aber bis heute, da er schon lange ein reifer Mann, in Amt und Brot war, hatte er nie das wahrhaft beglückende Gefühl empfunden, wonach ein jeder sich sehnt.

Frauen waren ihm genug begegnet. Frauen aller Arten, jedes Berufes, jeder Sinnesart.

Er war mit mancher ein Stück Weges gegangen, hatte manch kosendes Glück genossen, mit mancher an Liebe geglaubt. Und dennoch — er war ein Suchender, im letzten Sinne ein Einsamer geblieben.

Er beschleunigte seine Schritte. Im großen und ganzen hatte es das Schicksal mit ihm besonders gut gemeint. Als er seine Prüfung abgelegt, ließ er sich auf Wunsch seines Onkels beurlauben. Er lebte eine Weile in Paris, ging dann nach Italien und widmete sich dort ausschließlich dem Studium der Kunst.

Seine ernste Liebe zur Kunst hatte er dort empfangen. Er hatte Monate in Florenz zugebracht und ihm fiel jetzt wieder ein, er hatte auch dort einmal in der Galerie Pitti Else Gebhard flüchtig wiedergesehen. Sie hatte aber eine so starke Zurückhaltung zur Schau getragen, daß es ihm an Mut fehlte, sie aufzusuchen. — Er hatte von Freunden gehört, daß sie dort an einer deutschen Schule als Lehrerin ihren Beruf ausübte. Ihm war ihre wenig sorgfältige Art der Kleidung aufgefallen, die ihre scharf gewordenen Züge nicht mildern konnte.

Während er gerade im Begriffe stand, nach Rom überzusiedeln, traf ihn die Todesnachricht seines Onkels, der ihn zum Alleinerben einsetzte. Trotzdem er dadurch vollständig unabhängig wurde, kehrte er, nachdem sein Urlaub abgelaufen war, nach Berlin zurück.

Er hatte sich den Beruf, Gymnasiallehrer zu werden, im besten Sinne ein Führer der Jugend zu sein, als höchstes Lebensziel gesteckt. Nichts sollte dieser Begeisterung Abbruch tun, und nun, da er sechs Jahre im Amte war, fühlte er sich von tiefer innerlicher Befriedigung erfüllt.

Er verstand es, sich die Zuneigung und das Vertrauen seiner Schüler zu erringen. Er war vielen in den Jahren mehr als ein Lehrer, er war ihnen ein guter Freund und Berater geworden. Seine Schüler fühlten, daß er den Wunsch hatte, ihnen mehr zu geben, als der Lehrplan vorschrieb, wenn nicht an Weisheit, so doch der Fülle lebendigen Wissens vom Leben.

Er lebte mit seinen Schülern und versuchte, in ihre Seelen einzudringen. Dafür begegneten sie ihm mit Vertrauen und offenkundiger Zuneigung, die ihm seine Amtsgenossen neideten. Flüchtig gedachte er eines Zwischenfalles vor wenigen Monaten, als er für einen seiner Lieblingsschüler, den aufrechten, verschlossenen Franz Weidinger eine Lanze brach. Das hatte ihm die Zuneigung vieler Kollegen und auch des Direktors gekostet.

Er kannte den Jungen als durchaus gutartig und nur das hämische Wesen des Mathematiklehrers konnte ihn zu der ungehörigen Antwort gereizt haben. Diese rein geistige Wissenschaft lag dem sonst sehr begabten, fleißigen und strebsamen Schüler nicht — der Lehrer peinigte ihn mehr als notwendig und forderte durch überflüssige und unangebrachte Bemerkungen eine unbotmäßige Antwort heraus. Als der Lehrer eine Entschuldigung verlangte, lehnte sie Weidinger

mit Festigkeit ab — er hätte sie als Erniedrigung empfunden.

In der beratenden Sitzung kam der Fall zur Sprache. Der Direktor war ob der Zuchtlosigkeit empört, er schlug eine strenge Strafe vor. Der gesamte Lehrkörper schloß sich ihm an.

Dagegen lehnte sich Hertens Gerechtigkeitssinn auf. Er vertrat gegen den Leiter der Schule, gegen seine Amtsgenossen gelassen die Ansicht, Weidinger, ein ruhiger, ernster Schüler, habe es an der nötigen Ehrerbietung fehlen lassen, weil er gereizt worden sei. Seine Weigerung, sich zu demütigen, zeuge von achtungswertem Charakter. Daß er ein sogenanntes „schlechtes Element" sei, durch dessen Einfluß die Ordnung der Schule leide, scheine ihm unwahrscheinlich. Ihm war das Aufbauschen dieser Sache geradezu widerwärtig gewesen.

Da er allein gegen die Stimmen der gesamten Lehrerschaft stand, konnte er zwar Weidinger vor der ihm zuerkannten Strafe nicht schützen, indessen legte er seine abweichende Ansicht schriftlich nieder, und der Direktor benutzte die Gelegenheit, als bald darauf zur Prüfung der Schulrat erschien, diesen in einer für Herten wenig schmeichelhaften Weise über den Vorfall „aufzuklären". Herten wußte, daß er infolge der Sache „oben" nicht gut angeschrieben war, aber die Befriedigung, die er über seine Handlungsweise empfand, tröstete ihn über das herabgeminderte Wohlwollen seines Vorgesetzten.

Mit eiligen Schritten strebte er jetzt seiner Wohnung in Charlottenburg zu.

Er ging gerne den Kurfürstendamm entlang. Ihn fesselte das bewegte Leben, das hier pulsierte. Er kannte die Art Frauen, die hier spazieren gingen, er kannte Berlin jetzt genau. Es machte ihm Freude, in den verschiedensten Kreisen zu verkehren; man suchte seine Gesellschaft, selbst in jenen Kreisen, in denen sonst der Beruf des Oberlehrers nicht gerade beachtenswert erschien. Die Erbschaft des amerikanischen Onkels erregte die Neugier und das Gerede steigerte die Höhe derselben ins Unermeßliche.

Er fühlte deutlich, daß er die vielen Liebenswürdigkeiten, mit denen er in den Gesellschaften überhäuft wurde, hauptsächlich diesen Gerüchten verdankte.

Als ihn die Leitung einer höheren Mädchenschule überdies noch aufforderte, Vorträge über Kunstgeschichte für Damen zu halten und er dies Angebot annahm, zollte man ihm eine geradezu fabelhafte Bewunderung. Auch diese Tätigkeit wurde von seinem Schulvorsteher, der zwar sein Gesuch nicht abschlägig beschied, doch nur mit geringer Freude aufgenommen.

Hertens Hörsaal war bis zum letzten Platz gefüllt und während er, an seinem Pulte stehend,

von der Kunst eines Fragonard, eines Boucher sprach und das Bild jener lebensfrohen Zeit vor die Augen seiner gespannt lauschenden Zuhörerinnen zauberte, betrachtete er die verschiedenen Gesichter seiner Hörerinnen. Er wußte recht gut, daß einem großen Teil von ihnen die Kunst Mittel zum Zweck war; was galt ihnen Fragonard oder Boucher, was die gepuderten Köpfchen jener zierlichen Frauen, die das Leben in tändelndem Spiel verbrachten. Sie sahen auf allen Bildern Gott Amor, der stets tatbereit die Pfeile in dem Köcher bereit hielt und den die Maler jener Zeit mit Grazie auf ihren Bildern festhielten.

Aber nicht nur leicht plaudernd, nur mit schnellen Strichen die Zeit und ihre Kunst malend, sprach Herten zu seinen Zuhörerinnen. Er grub tief und immer tiefer in den reichen Kunstschätzen, und wenn er diesen anmutigen Zeitabschnitt zu seinem Thema gewählt hatte, war dieser Entschluß einer reifen Erkenntnis entsprungen.

Er kannte den Geschmack seiner Zuhörer und erriet mit Scharfsinn, daß ihnen eine Zeit, in der der Luxus auf allen Gebieten den Höhepunkt erreichte und sich Kunst und die feinste Blüte der Kultur paarten, näher lag als die Größe der Antike. Er wußte, wie oberflächlich sie alles betrieben, daß sie die Stunden, die sie in Hörsalen verbrachten, meist nicht ernster nahmen, als eine Anprobe bei ihrem Schneider.

Kunst gehörte in diesen Kreisen satter Wohlhabenheit zum guten Ton. Es kennzeichnete eine gewisse gesellschaftliche Schicht, über Kunst zu reden. Was wirkliche Kunst bedeutete, war diesen Leuten vollkommen fremd. Sie gingen in die Museen und hörten Vorträge über Rubens, Rembrandt und Botticelli.

Ihnen war der Stoff des Vortrags vollkommen gleichgültig. Da ihnen auch jeglicher Zusammenhang zu der Zeit fehlte, da sie sich weder mit dem Leben noch mit den Werken der Meister außerhalb der Vortragsstunden beschäftigten, fanden sie keinerlei Beziehungen zu dem Gehörten.

Aber sie begannen über alles zu reden. Verwegen formten sie selbständige Urteile. Auf jeden Fall gab das Gehörte Gesprächsstoffe für die Tischunterhaltungen des Winters.

Ernst Herten lachte vergnügt vor sich hin. Mit welchen Unterhaltungen hatte man ihn schon während eines Abendbrotes zu entzücken versucht.

Er konnte natürlich auch nicht von jeder Tischdame verlangen, daß sie wisse, wer Doktor Herten sei.

Er hatte festgestellt, daß es weniger die jungen Damen waren, die die Hörsäle zum Zeitvertreib besuchten. Ihm waren die unverheirateten Zuhörerinnen weitaus die liebsten. Da war ein großer Teil, der es mit dem Lernen ernst nahm, gründlich arbeitete und sich mit den Aufgabe angelegentlich beschäftigte.

Nach den Vorträgen hatte er häufig Gelegenheit gesucht und gefunden, sich mit seinen Zuhörerinnen noch ein wenig zu unterhalten. Ma hatte ihm reichliches Entgegenkommen gezeigt un er hatte diese Gelegenheit gern wahrgenommen Es reizte ihn, mit dieser Gesellschaftsschicht in Fühlung zu treten.

Ihm hatten jene Mädchen tiefes Interesse eingeflößt, die allen Dingen auf den Grund gingen die auf der Grundlage einer Gymnasialbildung ihre Studien fortsetzten, wenn sie auch keinem Beruf entgegenstrebten. Wie vielen wurde durc ein unüberwindbares Vorurteil der Eltern di Befriedigung genommen, die wirklicher Arbei entströmt.

Vor einem großen, modernen Mietshause de Schlüterstraße blieb Doktor Herten stehen und zog den Hausschlüssel aus der Tasche. Zufriedenhei erfüllte ihn immer wieder aufs neue, wenn er durch den geschmackvoll ausgestatteten Hausflur ging, um mit dem Fahrstuhl in seine Wohnung zu gelangen.

Er hatte mit seiner Mutter und Schwester eine hübsche Wohnung inne. Die Räume, die besonders zu seiner Benutzung bestimmt waren, zeigten einen ruhigen, feinen Geschmack.

Seine Mutter hatte ihre alten Möbel behalten. Sie wollte sich von Dingen, in deren Umgebung sich ihr Leben abgespielt hatte, nicht trennen. Sie hatte sich schnell an die sorglosen Tage gewöhnt, die ihr durch die Erbschaft ihres Sohnes beschert wurden. Es war ihm selbstverständlich, daß sie zusammen blieben.

Als er die Tür des Vorflurs aufschloß, klang ihm Stimmengewirr entgegen.

Ein Schatten flog über seine Stirn.

„Schon wieder da," sagte er leise vor sich hin, indem er seinen Hut und Ueberzieher ablegte. Er wäre jetzt viel lieber für sich allein gewesen und hätte in seinem Zimmer gearbeitet.

Nun, da Doktor Conze sich eingefunden hatte, verlangte es die Höflichkeit, daß er ihm wenigstens einen guten Abend bot. Ihn beunruhigte die Freundschaft, die zwischen seiner Schwester und Doktor Conze entstanden war. Er kannte ihn als berechnenden Menschen, der seine Freundschaft stets mit Rücksicht auf seine eigenen Vorteile wählte.

„Ich warte schon eine geraume Weile auf Sie, Herten," rief Conze ihm entgegen. „Na, was gab's? Haben Sie etwas Schönes gekauft?"

Herten reichte dem Rechtsanwalt die Hand, die dieser mit lauem Druck erwiderte.

„Was hast du gekauft, Ernst?" fragte seine Schwester neugierig.

„Nichts, gar nichts!"

„War nichts dir Zusagendes dabei? Du erzähltest doch immer so viel von Meisenbachs Schätzen, oder waren die Preise so hoch?“

„Die Kunstschätze sind einwandfrei, wie ich dir immer sagte.“

„Und warum kauftest du nichts?“

„Es paßte mir nicht.“

„Ich verstehe dich nicht, es paßte dir nicht?“

Herten zuckte unwillig mit den Schultern.

„Jetzt muß ich dir zum zweiten Male die Erklärung geben, daß es mir nicht paßt, Dinge zu kaufen, weil der Besitzer starb und sich seine Witwe von allem trennen muß, bloß um noch das kärglichste Restchen Leben notdürftig fristen zu können.“

„Merkwürdige Empfindsamkeit,“ warf Anna Herten in ihrer spitzen Weise hin. „Es sollen reizende Sachen dabei sein, wertvolle Kleinodien, auf die die Geheimräten so stolz gewesen ist.“ In ihre Augen trat ein Ausdruck von Gier.

Sie war stolz auf den Reichtum ihres Bruders, auf den Glanz des Besitzes, der von ihm auf sie herabstrahlte. Sie bemühte sich, die Rolle der wohlhabenden Haustochter zu spielen. Ihres Bruders Gutmütigkeit hatte sie von den Lasten des Broterwerbers befreit. An die Zeit, da sie Tag für Tag an die Bücher des im Osten Berlins gelegenen Geschäftes gehen mußte, dachte sie mit Grausen.

„Der Fall Meisenbach hat immer sehr meine Teilnahme erweckt,“ fuhr Herten fort; „dieser feingebildete Mann, der dem Spiel seine ganze Existenz, zum Schluß sein Leben opferte, tut mir aufrichtig leid.“

„Dieses Schicksal ist doch keineswegs selten,“ warf Conze trocken ein. „Wie viele vernichten mit dem Spiel am grünen Tisch oder gewagten Geschäften an der Börse ihr Glück und das Ansehen der Familie.“

Er stierte vor sich hin.

„Uebrigens, mein Schicksal war ein ähnliches. Wissen Sie noch, Herten, wie Sie früher zu uns kamen in das schöne Haus in der Keithstraße? Kein Wunsch ist uns Kindern jemals versagt worden. In welch verschwenderischer Weise lebten meine Eltern. Wir reisten stets mit Kinderfräulein oder Kammerjungfern; das Beste war gerade gut genug für uns. Dann kam der Krach. Tagelang vorher hatte schon das Unheil um unser Haus geschwirrt. Der Vater kam nicht zu Tisch, er blieb nachmittags fort. Die ganze Familie saß mit verstörten Gesichtern bei uns herum und meine Mutter weinte.

„Ich sah nur an einem Abend meinen Vater wieder. Er war ein vollkommen anderer geworden. Er sah verstört, vollkommen geistesabwesend aus. Man hatte ihn vor der Haustür eines gegenüberliegenden Hauses aufgefunden, wie er zu den Fenstern unserer Wohnung hinaufstierte. Sie hatten ihn heraufgeholt und ihn gezwungen, sich niederzulegen. In derselben Nacht nahm er sich in einem unbewachten Augenblick mit Gift das Leben.“

Eine qualvolle Pause entstand.

„Damals verfluchte ich das Spiel mit dem Geld. Ich schwor mir, nie leichtsinnig mit Geld zu spielen, überhaupt ich verachtete für Jahre hinaus das Geld, verachtete in dumpfer Wut Wohlleben und sorgloses Dasein. Ich verschloß mich geradezu gegen alle Vergnügungen. Wissen Sie noch, Herten, welch stumpfer Geselle ich als Student war? Ich konnte mich von diesem Schlag, der meine Familie und mich traf, nicht erholen. Und jetzt,“ — er seufzte tief, — „ist es mir als ob mich meine ersten Knabenjahre — ich war höchstens fünfzehn Jahre alt, als das Unglück kam — immer wieder zu den Schönheiten des Lebens zögen. Ich habe jetzt eine quälende Sehnsucht nach Genuß, Sorglosigkeit, Wohlleben. Ich verstehe die Sehnsucht der Spieler nach Geld.“

Herten legte Conze die Hand auf den Arm.

„Sie übertreiben, Sie reden sich in diesen Wunsch hinein. Geld gibt doch keine Befriedigung, Verschwendung noch weniger. Sie haben eine einträgliche Praxis; was wollen Sie mehr?“

Conze lachte hart auf.

„Philister über dir. Immer gesammelt, immer erwägend, immer leidenschaftslos. — Aber Ihnen ist es auch leicht, so gelassen zu reden. Sie sind doch geradezu vom Glücke verfolgt.“

Herten machte eine abwehrende Handbewegung.

„Beschwören Sie das Schicksal nicht, lieber Conze. Ja, ich bin zufrieden! Aber ich glaube, um zufrieden zu sein, darf man nicht die Hand nach Unerreichbarem ausstrecken.“

„Na, sagen Sie mal, was fehlt Ihnen denn nun noch? Erst fällt Ihnen eine großartige Erbschaft in den Schoß, dann konnten Sie Studienreisen machen, haben einen Beruf, der Sie erfreut und dann“ — er lächelte ein wenig boshaft und scheine schmalen, bartlosen Lippen zogen sich nach unten — „haben Sie riesiges Glück bei Frauen. Liebling der Berliner Damenwelt zu sein, ist wahrlich keine Kleinigkeit.“

Herten zwang sich zu einem Scherzwort.

„Spotten Sie, Conze, mir ist das Leben, wie ich Ihnen sagte, so recht, aber daß ich Liebling der Berliner Frauenwelt sei, ist nicht Ihr Ernst. Um dies Ziel zu erreichen, darf man nicht Oberlehrer sein.“

„Steht dieser Beruf nicht in hoher Gunst?“

„Sie sehen zweifellos mehr in dir als den Lehrer der Kunstgeschichte,“ warf Anna Herten ein. Sie hatte den Tee hereingebracht und begann, die Herren zu bedienen. Sie goß ihnen den Tee ein,

bot ihnen Sahne und Zucker an und nötigte sie, von den kleinen Teekuchen zu nehmen.

„Eigenes Gebäck," sagte sie stolz.

„Ich verstand Ihre letzte Bemerkung nicht ganz, Herten," nahm Conze das Gespräch wieder auf und rührte gedankenvoll mit dem Löffel in seiner Tasse. „Sie sagen, der Beruf des Oberlehrers ist in dieser Gesellschaftsklasse nicht geschätzt?"

„Das ist meine Meinung. Es wäre natürlich Ueberhebung, würde ich behaupten, es ist überall so. In jedem Hause herrschen bestimmte Grundsätze und je mehr Köpfe, desto mehr verschiedene Ansichten. Der eine wird von diesem, der andere von jenem Ehrgeiz gequält. Vergessen Sie nicht, daß gerade hier draußen in diesen neuen Steinpalästen, die ihren Reichtum gar zu deutlich in die Welt schreien, Menschen wohnen, die in äußerlichem Glanz ihre Befriedigung zu finden hoffen. Der Mann im schlichten Rock gilt ihnen nichts, oder über diesen Rock müssen mindestens Künstlerlocken hängen."

Herten lachte.

„Ich habe reiche Erfahrungen auf diesem Gebiet, Conze."

Er lehnte sich in dem weitausladenden Sessel zurück und langte seine Zigarettendose aus dem Rock. Eilfertig sprang Anna Herten hinzu, um ihm Feuer zu geben. Er winkte ab. Ihm war ihre ergebene Dienstbereitschaft unangenehm.

„Wenn Sie meine Erfahrungen, die ich als Oberlehrer habe, hören wollen, will ich sie gerne auftischen. Auf der einen Seite sind sie erheiternd, aber die Kehrseite der Medaille stimmt mich ernst. Führe ich eine verheiratete Frau zu Tisch und bin ihr fremd, so versucht sie zuerst mit weiblicher Schlauheit zu ergründen, wen sie vor sich hat. Früher machte es mir häufig Spaß, sie lange im Dunkel tappen zu lassen. Ich spannte ihre Neugier an, um sie nachher mit meinem nüchternen Beruf zu enttäuschen. Sobald ich jetzt merke, daß man wieder auf dieses Ziel lossteuert, komme ich schon mit Laufschritten entgegen.

„Habe ich es mit einer Mutter zu tun, die ein Söhnchen oder ein Töchterchen auf der Schule hat, brauche ich mich kaum mehr an der Unterhaltung zu beteiligen. Man ist entweder so des Lobes voll ob der Klugheit, der Eigenart und des Fleißes seiner Sprößlinge, daß ich immer wieder aufs neue überzeugt bin, daß diese Erde nur mit Wunderkindern gesegnet ist.

Dies ist die eine Art. Die andere ergeht sich in Wehklagen über die Anforderungen, die an die armen Kinder gestellt werden, über den Mangel an Verständnis seitens der Lehrer, über die geringe Rücksicht auf die Veranlagung in der Behandlung. Man verlangt von mir, ich solle während einer kurzen Tischzeit meine Ansichten über das Schulwesen von heute niederlegen und behandelt die für die Kinder wichtigen Fragen mit einer Oberflächlichkeit, die mich mit Widerwillen erfüllt."

Herten richtete sich lebhaft auf.

„Aber sehen Sie, Conze, gerade die Beobachtung dieser Menschen macht mir die Gesellschaft wertvoll, und wenn ich am anderen Tage wieder durch den Schulhof gehe und mir die Knirpse anschaue, die in solcher Umgebung aufwachsen, dann fühle ich mich den Jungen ein gut Stück näher. Sie haben's wirklich nicht so gut wie man bei oberflächlicher Betrachtung annehmen muß. Haben denn ihre Mütter oder gar ihre Väter Zeit für sie? Der größte Teil der Männer ist gezwungen, von früh bis spät in strenger Fron zu verdienen, was ihr Haushalt verschlingt. Morgens früh stürzen sie in die Bahnen, um in ihre Geschäfte, an die Börse oder an die Gerichte zu fahren; es ist ganz einerlei, welchen Beruf sie haben, der schwere Kampf um das Brot fordert von jedem das Einsetzen seiner ganzen Kraft. Mittags hasten sie nach Hause, nach kurzer Rast wieder fort, und des Abends — ja, am Abend müssen sie für die Zerstreuung ihrer Frauen sorgen. Wo bleibt die Zeit, sich mit dem Sohne zu beschäftigen? Und die Mütter, werden Sie jetzt einwerfen," fuhr Herten lebhaft fort, „die Mütter haben doch nichts zu tun, als sich um ihre Kinder zu kümmern. Wer das sagt, kennt die Mütter des Berliner Westens schlecht. Ich sage Ihnen, Conze, niemand ist so beschäftigt wie sie. Sie sind überreizt, haben tausend Verabredungen, Wohltätigkeitssitzungen, gesellschaftliche Verpflichtungen, aber nie Zeit für ihre Kinder."

„Du siehst alles zu schwarz, du übertreibst, Ernst," warf Anna ein. „Du siehst gerade hier draußen eine Unmenge Mütter mit ihren Kindern spazieren gehen." — Herten wehrte ab.

„Die Ausnahmen bestätigen die Regel. Zuerst kommt die Amme, dann die Kinderfrau, dann das Kinderfräulein, zum Schluß der Hauslehrer. Das ist die richtige Reihenfolge. Die Mütter, die sich hier eingehend mit ihren Kindern beschäftigen, die ihnen innerlich nahestehen, bedeuten Ausnahmen. Ich habe oft mit Müttern über diese Sache gesprochen; sie gaben es auch unumwunden zu. Aber die Vergnügungssucht, die Eitelkeit sind solch starke Triebfedern, daß selbst das natürliche Muttergefühl darunter leidet."

„Für Sie sind also die Gesellschaften gleichsam eine Arbeit, ein Eindringen in Gedankenkreise, die mit Ihrem Berufe eng verwandt sind."

„Ganz recht," sagte Herten. „Ich muß sagen, mich fesseln diese Menschen ungemein und für mein Empfinden ist es geradezu ein Bedürfnis, mit der Gesellschaftsschicht in Fühlung zu sein, der unsere Schüler entstammen."

Conze stand auf und warf den Rest seiner Zigarette in die Aschenschale.

„Sie wollen schon fortgehen?" fragte Anna mit einem leichten Unterton der Enttäuschung in der Stimme.

Herten bemerkte erst jetzt, daß Anna mit besonderer Sorgfalt gekleidet war. Sie hatte eine ausgesprochene Vorliebe für alles Grelle, das ihre dunklen Farben unvorteilhaft unterstrich. Herten hielt den Besuch nicht auf, ihm waren jetzt ein paar ruhige Arbeitsstunden angenehm. Er hatte Verlangen nach Einsamkeit. Er begleitete Conze auf den Vorflur und half ihm, seinen dunklen, pelerinenartigen Kragen über die Schultern zu legen. Als dieser noch seinen schwarzen, breiten, weich fallenden Hut auf seinen schmalen, blassen, von roten Haaren umgebenen Kopf setzte, konnte Herten einen Vergleich mit einem Mephisto nicht unterdrücken.

Plötzlich unruhig geworden, nahm Conze hastig Abschied.

Was ihn wohl immer hertreiben mag, dachte Herten. Er muß einen besonderen Grund dafür haben, denn freundschaftlich haben wir doch nie zusammen verkehrt. Herten ging in sein Schlafzimmer und wechselte die Jacke seines Straßenanzuges mit einem Hausrock aus blauem Samt. Er fühlte sich abgespannt.

Der nächste Raum war sein Arbeitszimmer. Er trat ein und drehte das elektrische Licht unter dem grünen Seidenschirm an. Er wollte ein wenig ausruhen, ehe er mit seiner Arbeit begann.

Auf der mit schwarzem Leder bezogenen Schreibtischplatte lagen die für ein eingegangenen Briefe. Er kannte meist die Handschrift der Absender, deshalb erregte der Inhalt sein Interesse.

„Lotte Bracht," sagte er erfreut vor sich hin und überflog eilig die wenigen Zeilen.

„Ich bedarf dringend Ihres Rates und weiß, daß ich mich niemals vergebens an Sie wende."

Sie hatte recht.

Herten legte sich auf den breiten, niederen, mit einem persischen Teppich bedeckten Liegesessel und verschränkte die Arme unter seinem Kopf.

Er richtete sich nochmals auf, um die Lampe weiter auf den Tisch zu schieben, damit ihr Schein ihn nicht belästige.

Seine Gedanken waren ganz bei der Frau, die ihn zu sich rief.

Sie waren seit vielen Jahren gute Freunde, durch gemeinsame Erlebnisse miteinander verbunden. Erwin Bracht, ihr Gatte, war Hertens Freund gewesen. Sie kannten sich schon seit der Gymnasialzeit und hatten als Studenten miteinander verkehrt. Erwin Bracht war ein stiller Träumer, ein überempfindlicher, leicht erregbarer Mensch, dabei scharf prüfend und unduldsam, nicht nur in Bezug auf Lebensanschauungen, sondern auch in rein äußerlichen Dingen.

Auch in der Beurteilung von Frauen unterschieden sich seine Ansichten wesentlich von denen der Kameraden. Er hatte nichts für das Wesen des süßen blonden Mädels übrig. Er suchte, wie Herten, in jeder Beziehung einen tieferen Kern. Er gab von seinem Innersten zu viel und mußte naturgemäß erkennen, daß er den Kürzeren zog bei der Abwägung dessen, was er eintauschte.

Das leichte, zärtliche, tändelnde Geplauder von anschmiegungsbedürftigen jungen Geschöpfen konnte seine heiße Sehnsucht nach mehr selbst in Stunden der Hingabe nicht befriedigen. Er hatte eine merkwürdige Vorliebe für Jüdinnen. Auf ihn wirkten ihre in schmerzlicher Sehnsucht leuchtenden dunklen Augen wie die verheißungsvolle Erfüllung seiner Sehnsucht.

Herten fiel ein Abend im Theater ein, an dem Bracht auch auf diesem Gebiete eine schmerzliche Enttäuschung erlitten. Sie waren beide von der dem Leben abgelauschten Wirklichkeit und der Größe der Hauptmannschen „Weber" erschüttert und schritten in den Wandelgängen auf und ab, Bracht erwartete Ruth Mischel. Sie sah eigenartig aus und trug ihren schmalen, von dunklen schwarzen Haaren eng umrahmten Kopf immer ein wenig stolz zurückgebogen. Sie hatte die tiefen schwarzen Augen, die Bracht so liebte, eine schmale, wenig gebogene Nase und dünne Lippen, die dem Gesicht einen etwas bitteren Ausdruck gaben. Ihre Gestalt war von rührender Schlankheit, ein wenig haltlos und nach vornüber geneigt.

Ruth trug ein weißes, nur von einem silbernen Band umgürtetes Kleid, das gut zu ihrer Erscheinung paßte. Trotzdem sie den eigenartigen Reiz dieses Mädchens empfanden, waren ihre Gedanken bei dem Gesehenen. Sie sprachen mit ihr, ohne auf ihre Antworten zu achten. Sie fühlte sich übersehen und überflüssig und sagte zu Bracht wie ein eigensinniges, verwöhntes Kind:

„Und für mich haben Sie heute gar keine Augen, über mich haben Sie noch gar nichts gesagt."

Als das Schauspiel beendet war, eilte Bracht fort, ohne sich um Ruth Mitschel zu kümmern.

„Hast du die nichtssagenden Worte gehört, in denen die ganze Flachheit ihrer Anschauungen liegt?" sagte er später. „Ich kann sie nicht mehr ertragen."

Und doch kehrte er wieder zu dieser Art Frauen zurück. Auf einem Ball lernte er Lotte Eisner kennen und verlobte sich mit ihr innerhalb weniger Tage.

Auch sie hatte die schwermütigen Augen ihrer Rasse, aber um die energische Nase und um den frischen roten Mund lag ein Zug lebensstarker Entschlossenheit. Sie war groß und kraftvoll.

Die Weichheit ihrer Stimme entfachte in Erwin Bracht glühende Liebe, er machte sie zu seiner Gattin.

Lotte Eisner war die Tochter eines Arztes. Ohne große Mittel zu besitzen, hatten die Eltern es verstanden, ihr Hauswesen angenehm und anregend zu gestalten.

Bracht selbst verfügte über ein großes Vermögen. Es machte ihn glücklich, seine Frau mit allem Schönen und Guten zu umgeben, sie wie eine Königin zu schmücken und ihre geheimen Wünsche zu erraten. Er hätte vollkommen glücklich sein können, wenn nicht seine unselige Veranlagung zur Eifersucht sein Leben mit Pein erfüllt hätte.

Er fürchtete selbst von der Frau seiner Liebe Verrat, witterte hinter jedem Wort, hinter jeder Handlung Betrug, so daß sie es bald vermied, sich mit ihm in Gesellschaften zu begeben. Sie durfte nie allein ausgehen, jeder Brief, den sie empfing, wurde von ihm gelesen. Sie vermied es tunlichst, Telephongespräche zu führen, weil er mit nervös erregtem Gesicht neben ihr stand. Was sie auch tat, ihn zu beruhigen, blieb nutzloses Mühen. Seine krankhaft erregten Nerven spiegelten ihm Trugbilder vor.

Hertens Blick suchte den tiefen, schwarzen Ledersessel, in dem Bracht so oft gesessen hatte, müde den blassen, schmalen Kopf zurückgelehnt und die Augen nach erregter Schilderung seines vermeintlichen Unglücks geschlossen.

Herten verstand es, in seiner ruhigen, sachlichen Weise ihm die Haltlosigkeit des Argwohns klar zu machen, ihn zu überzeugen, daß die Dinge, die er gehört und gesehen haben wollte, lediglich in seiner Einbildung bestanden. Bracht hörte ihn still an, dankbar wie ein Kind, das man von der Gespensterfurcht befreit.

„Ich liebe diese Frau so sehr," murmelte er dann fast wie sich entschuldigend.

„Und gerade deine Liebe sollte dich vor diesen falschen Verdächtigungen schützen, die das Leben deiner Frau zur Hölle machen müssen."

Bracht nickte dann zustimmend mit dem Kopfe.

„Du hast recht, ganz recht, Herten, aber es packt mich immer wieder; ich glaube, von ihrer Schuld überzeugt zu sein, und dann sitze ich wieder als ihr Ankläger bei dir."

Es war Herten seit langem klar, daß dieser Zustand seines Freundes krankhaft geworden war und er sah das trostlose Schicksal dieser stolzen, feinen und klugen Frau voraus.

Eines Tages hatte sich Bracht in einem erneuten Eifersuchtsanfall das Leben genommen.

Herten war der jungen Frau in dieser schweren Zeit ein guter Berater und treuer Freund geworden. Er hatte sie vor den boshaften Angreifern geschützt, die nur allzubereit waren, aus dem Schein, der für den Uneingeweihten gegen sie sprach, häßliche Nachreden zu ersinnen.

Wie oft hatte Herten gedankenvoll wie jetzt auf dem Liegestuhl gelegen und in den stillen Frieden seines Zimmers geschaut. Er liebte die Behaglichkeit der Möbel, die er hierher zusammengetragen hatte. Dunkelgrüner Stoff umspannte die Wände, ein weicher, in mattem Bronzeton gehaltener Teppich deckte den Boden. Schräg in der Ecke stand sein großer Schreibtisch aus edlem Ebenholz. Diesem paßten sich die Schränke an, in denen er seinen Reichtum an Büchern bewahrte.

Nach einer Weile stand Herten auf und ging an den Schreibtisch, um sich in seine Arbeiten zu vertiefen. — Zuerst jedoch schrieb er wenige Zeilen an Lotte Bracht, um ihr sein Kommen für den nächsten Abend mitzuteilen. Als ihn seine Schwester zum gemeinsamen Abendbrot rief, nahm er den Brief mit in das Eßzimmer mit der Weisung, daß das Mädchen ihn zum Kasten bringe.

Das Eßzimmer war der Mutter Zimmer geblieben. Eine stille, beschauliche Anspruchslosigkeit, eine durch Jahrzehnte errungene Wohnlichkeit lag über den alten Möbeln, die den nach hinten gehenden Raum füllten. Eine alte Nußbaumkommode mit einer weißen, gehäkelten Decke ersetzte den modernen Porzellanschrank. Ein großes Sofa mit hoher, dreiteiliger gebogener Rücklehne, mit braunrotem Rips bezogen, nahm fast eine ganze Wand ein. Hier war der Lieblingsplatz der alten Frau Herten.

An der anderen Wand stand ein alter, kunstlos geschnitzter Schrank mit Eisenbeschlägen, den sie von ihrer Mutter geerbt und schon mit in die Ehe gebracht hatte. Darin hatte sie während ihrer Ehe ihre Schätze an Wäsche aufbewahrt und die wenigen Stücke gesammelt, die sie ihren Töchtern mit in ihren Hausstand geben wollte. Den Anspruch darauf hatte nur ihre Aelteste, Käthe, gemacht, die wieder einen kleinen Beamten heiratete und ihr Leben zwischen der Wiege, dem Waschfaß und dem Kochherd verbrachte. Aber sie war zufrieden und wollte nicht über ihre Verhältnisse hinaus.

Das Abendbrot verging ziemlich wortkarg. Die drei Menschen, die sich regelmäßig unter der altmodischen Hängelampe zusammenfanden, hatten sich wenig zu sagen. Das gute Verhältnis zwischen Mutter und Sohn verlangte nicht nach Worten.

Nach dem Essen ging Herten in sein Arbeitszimmer zurück.

Die Mutter setzte sich mit dem Strickstrumpf in ihre Sofaecke und stellte sich die hohe Holzbank mit dem gepolsterten Kissen unter den Füßen zu-

recht. Unermüdlich klapperten die Stricknadeln in ihren runzeligen Händen.

Anna Herten saß mißlaunig auf ihrem Stuhl und schlang die Arme um die Knie.

„Wozu strickst du denn eigentlich ohne Unterlaß?" fragte sie geringschätzig die Mutter. „Kein Mensch trägt die groben Strümpfe. Bei Ernst liegen sie im Schubkasten, er sucht sich nur immer die dünnen Strümpfe heraus, und ich," — sie verzog den Mund, — „ich lege sie mir noch nicht einmal in den Kasten."

„Aber Käthe und ihr Mann und die Kinder sind mir dankbar dafür," sagte die alte Frau. „Wenn Ernst sie nicht tragen will, so mag er ja seine Gründe dafür haben. Aber du, Anna, solltest nicht so hochmütig sein. Wenn man nur von der Güte anderer lebt, darf man nicht so hoch hinaus wollen. Denke doch mal daran, wenn Ernst heiratet, dann haben für dich," — sie sprach ein wenig zögernd, — „dann haben für uns die goldenen Tage ein Ende. Wir wissen ja, daß die Erbschaft vom Onkel nicht gar so groß war und Ernsts Einkommen ist auch nicht so bedeutend. Wenn ich denke, wie einfach die Frauen seiner Berufsgenossen sind. Meist wohnen sie vier Stock hoch und müssen sich recht einrichten; besonders wenn noch Kinder da sind, wird manche Anforderung an ihre hausfrauliche Tüchtigkeit gestellt."

„Ach, Ernst wird nicht heiraten," warf Anna überlegen hin.

„Das sagst du immer mit solcher Bestimmtheit. Wie kannst du das wissen?"

„Er denkt doch nur an seine Bücher und an seinen Beruf."

„Eines Tages wird es anders kommen."

„Ach, laß mich nur dafür sorgen," sagte Anna, und ein schlaues Lächeln zog über ihr Gesicht.

„Wie kannst du dafür sorgen wollen," antwortete die Mutter. „Wenn er eines Tages eine Frau findet, die ihm gefällt, wird es uns nicht fragen. Ich werde mich freuen, wenn er mit einer guten Frau verheiratet ist, und mich in einer kleinen Gartenwohnung genau so wohl fühlen, wie in diesem vornehmen Hause."

„Ich nicht, ich nicht!" stieß Anna heftig hervor.

„Du darfst nicht so anspruchsvoll sein, Mädchen. Warum heiratest du nicht, wie es dir zukommt? Wir sind doch arme Leute. Daß dein Bruder die Erbschaft gemacht hat, kann für deine Lebensansprüche nicht maßgebend sein."

„Mutter, davon verstehtst du nichts. Meinst du, ich möchte mich plagen, wie Käthe es tut? Gräßliches Dasein!"

Die alte Frau ließ sorgenvoll den Strickstrumpf in den Schoß gleiten und ihre sonst so fleißigen Hände lagen untätig.

„Ich verstehe dich nicht, Kind," seufzte sie, „ich begreife dich nicht. Man findet doch auch sein Glück in stiller Pflichterfüllung."

Sie nahm die Brille ab und putzte sie sorgfältig. Gedankenvoll blickte sie vor sich hin. Dann nahm sie die Arbeit wieder auf und betrachtete den Fuß des Strümpfchens.

„Glaubst du, daß er Fritz passen wird?"

Frau Herten wartete gar nicht die Antwort der Tochter ab und sagte still vor sich hin: „Ja, ja, die freuen sich noch über Großmutters Strümpfe," und ängstlich von der Seite Anna ansehend, fragte sie: „Meinst du nicht, daß wir sie am Sonntag alle zum Mittagessen einladen sollten? Da wir die schöne Gans haben, könnten sie sich doch mit uns dran freuen."

„Nein, nein," wehrte Anna ab. „Ich will mir nicht den ganzen Sonntagnachmittag von dem langweiligen Schwager verderben lassen! Und dann der Lärm der Kinder, und denke dir nur, wenn fremder Besuch käme, das wäre doch zu peinlich."

Die alte Frau seufzte bedrückt.

„Immer denkst du nur an fremde Leute, aber deiner armen Schwester mal eine kleine Freude zu machen, das kommt dir nicht in den Sinn. Jetzt sitzest du wieder den ganzen Abend müßig da. Willst du dich nicht beschäftigen?"

Anna stand mürrisch auf.

„Wenn dich mein Anblick stört, kann ich auch gehen." Ohne der alten Frau gute Nacht zu wünschen, verließ sie das Zimmer.

* * *

Als Ernst Herten am nächsten Mittag aus der Schule nach Hause kam und gerade im Begriff war, Hut und Mantel an dem Kleiderständer aufzuhängen, öffnete Anna die Türe des Eßzimmers und kam zu ihm heraus.

„Guten Tag, Ernst," sagte sie. „Vor kurzem war das Mädchen von Frau Bracht hier. Sie wollte gern wissen, ob sie dich heute zum Abendbrot erwarten darf."

Herten sah erstaunt auf.

„Ich habe doch gestern Abend einen Brief geschrieben und dich gebeten, ihn dem Mädchen zu geben, damit er noch in den Kasten käme. Ist das nicht geschehen?"

„O Gott, das habe ich wohl ganz vergessen," antwortete Anna. „Ich glaube, er liegt noch auf dem Küchentisch. Aber," fügte sie lebhaft hinzu, „das macht doch wohl nichts. Du gehst ja doch nicht zu der Frau mit dem schlechten Ruf."

Eine jähe Röte zog über Hertens Gesicht.

„Wie oft habe ich dir gesagt, daß an diesem Gerücht nicht ein Schimmer von Wahrheit ist, und daß es lediglich durch ihres Mannes Krankheit, durch Brachts nervöse Gereiztheit entstehen konnte. Du, Anna, die du doch von mir über den wahren Sachverhalt unterrichtet bist, solltest

die törichten Verleumdungen der klatschsüchtigen Leute nicht wiederholen."

„Du denkst von jedem zu gut, Ernst, du bist ein leichtgläubiger Freund. Wo Rauch ist, ist auch immer Feuer."

„Ich wünsche diese verletzenden Reden in meiner Gegenwart nicht," gab Herten kurz zur Antwort. Dann griff er wieder nach seinem Mantel und setzte den Hut auf. Mißgestimmt warf er die Tür hinter sich ins Schloß.

Er ging eilig die Treppe hinunter, um auf dem nächsten Postamt Frau Lott durch die Rohrpost seinen Besuch für den Abend anzuzeigen. Es war ihm peinlich, einen Menschen, besonders eine Frau, zweimal um etwas bitten zu lassen, was der andere als eine Vergünstigung auffassen mußte. Die gehässige Bemerkung seiner Schwester hatte ihn unruhig, gereizt gemacht.

Er fuhr sich über die Stirn, drehte ein wenig ungeduldig an seinem Füllfederhalter, um dann in seiner kleinen, aber festen Schrift in kurzen Worten seine Ankunft für acht Uhr mitzuteilen.

Das Mittagessen verlief noch schweigsamer als gewöhnlich, denn Herten konnte seiner Mißstimmung nur mühsam Herr werden.

Am Abend kleidete er sich mit besonderer Sorgfalt an, die er Frau Lotte schuldig zu sein glaubte. Die klare Luft des Winterabends erfrischte ihn und er legte den Weg zur Kaiserallee zu Fuß zurück.

Lotte Bracht hatte die Wohnung beibehalten, in der sie mit ihrem Gatten gelebt hatte. Sie lag in einer der Prachtbauten der schattigen, breiten Allee, die nach Wilmersdorf hinaus führt. Herten betrat die weiße, von Licht überflutete Marmorhalle und stieg in den Aufzug.

Frau Bracht erwartete ihn in dem Studierzimmer ihres Mannes, in dem sie nach alter Gewohnheit zu plaudern pflegten. Als Herten eintrat, kam sie ihm einige Schritte entgegen und reichte ihm beide Hände.

Herten lächelte.

Die große, schlanke Frau, von einem amethystfarbenen Samtkleid umschlossen, schien nicht zu wissen, wie gern Herten zu ihr kam. Ihre Frische erquickte ihn immer wieder aufs neue. Heute schien Frau Lotte bedrückt zu sein.

Als sie sich in den tiefen Klubsesseln gegenübersaßen, bemerkte er einen ihm bisher fremden kummervollen Zug in ihrem Gesicht. Ihre großen, dunklen, schwermütigen Augen waren umflort.

„Was macht Ihnen Sorgen, Frau Lotte," fragte Herten, gerade auf das Ziel losgehend. „Sie verlangten meinen Rat, womit kann ich Ihnen helfen?"

„Das ist nicht so leicht zu sagen, Herr Doktor," sagte Frau Bracht, ihren schmalen, von tiefen, dunklen Wellen umgebenen Kopf an das grüne Leder lehnend.

„Ich brauche einen Rat, ja — — aber es ist nicht ganz einfach, Ihnen die Angelegenheit klar und sachlich vorzutragen. Es wird eine Beichte werden, alter Freund," — sie versuchte zu scherzen, — „ja, es wird eine regelrechte Beichte. Können und wollen Sie dieselbe anhören?"

Herten fühlte, daß hinter dem gewollten Scherz tiefer Ernst lag.

„Wenn Sie mir die Ehre zuteil werden lassen, Ihre Beichte anzuhören, so bin ich mit tausend Freuden bereit, Ihnen zu lauschen und ich will nur wünschen, daß Sie aus diesem Vertrauen wenigstens Nutzen ziehen."

„Ich weiß, Sie sind ein treuer Freund," antwortete Frau Bracht ernst und überzeugt. „Wüßte ich das nicht, hätte ich Sie nicht zu mir gebeten. Also —" sie zögerte ein wenig, „die Beichte ist nicht leicht. — Es handelt sich um das Testament meines Mannes. Aber ich will nicht nach Frauenart mit dem Ende beginnen, sondern versuchen, Ihnen ein klares Bild zu geben: Ich lernte diesen Sommer einen jungen Oberstleutnant kennen, und wenn es Liebe auf den ersten Blick gibt, so traf sie uns beide. Er ist der älteste Sohn eines alten Adelsgeschlechtes, dessen Reichtum durch schlecht bewirtschaftete Güter vergeudet wurde. Er ist vaterlos. Um die Ehre seiner Familie und die Lebensmöglichkeiten für Mutter und Schwestern zu retten, drängte man auf eine reiche Heirat. So entstand der Kampf zwischen Pflicht und Neigung."

Sie schwieg.

Herten überschaute die Sache, denn er kannte das Testament seines von Eifersucht in den Tod gehetzten Freundes. Frau Lotte war die alleinige Erbin ihres reich begüterten Mannes, jedoch nur, solange sie unvermählt bliebe. Löschte sie sein Andenken durch eine neue Ehe aus, so blieb ihr ein kleiner Pflichtteil und das Vermögen mußte zersplittert und unter entfernte, übrigens wohlhabende Verwandte verteilt werden.

„Sie kennen meines Mannes Testament?"

Herten nickte.

„Er hat mir damit den Weg zum Wohlleben geöffnet, aber die Tore zum Glück zugeschlagen. Ich sehne mich nach der Schwere meiner Ehe, nach all der Freudlosigkeit so sehr nach heiterem Glück. Sehen Sie, Herr Doktor, nun kommt die Möglichkeit, glücklich zu werden, zu mir, und ich muß entsagen. Glauben Sie," fuhr sie lebhafter fort, „daß an dem Testament etwas zu ändern ist?"

„Ich kenne seinen Wortlaut nicht genau, aber es besteht vielleicht eine Möglichkeit, daß man die Zurechnungsfähigkeit Ihres Gatten bei der Niederlegung anzweifelt. Man müßte sich hier-

über mit einem Rechtsanwalt beraten. Ich will gern mit meinem Freund, einem Rechtsanwalt, der häufig zu mir kommt, darüber sprechen und ihn zu Ihnen führen, damit er das Testament persönlich einsehen kann."

„Also besteht vielleicht doch eine Möglichkeit, ein Schimmer von Hoffnung bleibt mir," sagte sie, indem sie ihn bittend wie ein Kind ansah.

„Ein Schimmer von Hoffnung!" widerholte Herten. „Ja, daran klammern sich die meisten Menschen, wenn sie etwas von ganzem Herzen wünschen und das Schicksal wie ein boshafter Geist hinter ihnen steht."

Lotte Bracht nickte.

„Es ist ein schwerer Kampf, den mein lieber, lieber Freund auszufechten hat. Er ist mutig und würde für seine Person auf alles verzichten. Er würde Schloß und Wälder, Felder und Güter verlassen, um mit mir zu leben — wenn nicht seine Familie alle Hoffnung auf ihn setzte. Mit dem Gelde, das ich heute besitze, könnten alle Schulden getilgt werden, die auf dem Besitze lasten. Bleibt das Testament aber zu Recht bestehen, so werde ich arm, bettelarm an Lebensglück."

Die Hände sanken ihr müde in den Schoß.

„Arm an Lebensglück, vielleicht ist das mein Los."

„Geben Sie noch nicht alle Hoffnung auf, Frau Lotte," versuchte sie Herten zu trösten. „Vielleicht ist in dem Testament eine Lücke, durch die das Glück zu Ihnen hereinschlüpfen kann. Wann soll ich mit meinem Freunde zu Ihnen kommen?"

„Wann Sie Zeit haben und sie mir opfern wollen. Nur recht bald, nicht wahr?"

„Wäre es nicht eine schmerzliche Aufgabe, Ihnen traurige Gewißheit zu verschaffen?"

Sie zuckte zusammen.

„Es wäre ein schwerer Verzicht auf alles."

„Aber gäbe es nicht eine andere Möglichkeit?" fragte Herten zaghaft.

„Wir haben jede Möglichkeit erwogen. Eine Heirat meines Freundes mit einer fast mittellosen Frau ist der Untergang der Familie, den er nicht auf sich nehmen kann."

Aller Schmerz dieser leiderfüllten Welt schien in ihrem Blick zu liegen, als sie die Augen zu dem Bilde ihres Gatten erhob, das an der Wand hing.

„Er wußte nicht, was er tat, als er auf diese Weise von mir ging. Was ihm seine kranken Nerven vortäuschten, drang in die Menge. Wo immer ich bin, das Häßliche dieses Gerüchts taucht wie ein Gespenst vor mir auf. Es streckt seine Hände nach meinen Freuden, verdüstert sie und nimmt mir die Harmlosigkeit jedweden Vergnügens, das ist ein bitteres Vermächtnis."

Sie hatte einige Augenblicke geschwiegen.

„Ich will das Bild Ihres Freundes nicht verdunkeln, wie ich mir die Erinnerung an den Mann, der mich mit der Glut seiner Seele liebte, auch liebevoll bewahren will. — Daß seine Seele krank werden mußte, war unser beider Unglück."

Tränen traten in ihre Augen und sie bedeckte sie mit ihren schmalen, leise bebenden Händen.

„Die Schatten meiner Ehe stehen wie Torwächter vor meinem Leben. Natürlich wußte sich das Gerücht auch zu den Ohren meines Freundes Bahn zu brechen. Aber das wäre belanglos, wenn es nicht schadenfrohe Menschen gäbe, die solche Mitteilungen dahin schleppten, wo sie wirklich Unheil stiften. Ich bin eine Frau mit schlechtem Ruf, eine Frau, die nicht würdig ist, den stolzen Namen zu tragen, nicht wert, an einem Tisch mit den Familienmitgliedern jenes Hauses zu sitzen."

Sie lächelte bitter.

„Daß ich semitischer Abstammung bin, würde mir diese stolze Familie vielleicht verzeihen, wenn ich reich bliebe, so reich, daß mein Geld die Schulden des Gutes tilgen könnte."

Sie stand auf und ging mit müden Schritten durch das Zimmer. Dann blieb sie stehen und schlang ihre Hände verzweifelt ineinander.

„Warum, Herr Doktor, sagen Sie mir doch, häuft sich so viel Mißgeschick gegen mich?"

Auch Herten hatte sich erhoben. Er war tief erschüttert.

„Warum, Frau Lotte? Wir können alle nicht den Willen des Schicksals ergründen; aber fast alles Glück fordert einen Kampf. Deshalb dürfen Sie nicht mutlos sein, sondern wir wollen überlegen und alles versuchen, was in unserer Kraft steht, die Mißverständnisse aus dem Weg zu räumen. Vielleicht finden wir den Weg, der das Testament unwirksam macht. Hat die Familie des Herrn . . ." er stockte, „schon Annäherungen versucht?"

„Man hat nichts unversucht gelassen, uns auseinander zu reißen."

„Ich befürchte, neugierig zu erscheinen, wenn ich weiter in Sie dringe."

Ein Seufzer rang sich von ihren Lippen.

„Und ich möchte so gern sprechen, möchte mich frei reden von allem Leid. — Seine Familie hängt wie Ketten an ihm und gibt mir ein neues Bild von dem Begriff Mutter. Bei uns war die Mutter die Stillgebende, Sorgende, sich Opfernde. Sie war für uns da, immer für uns bedacht und hätte alles hingegeben, uns glücklich zu machen. Jede Sorge trug sie für sich, still verschlossen, um weder den Vater, noch mich trübe zu stimmen. Aber unsere Sorgen waren die ihren. Sie nahm sie förmlich von uns und versuchte, alles zu tun, was in ihren Kräften stand, um sie zu zerstreuen. In jener Familie sieht man den Begriff Mutter in anderem Licht. Mir ist das

Patriarchalische fremd. Dort ist die Mutter der Mittelpunkt der Familie und verlangt von ihren Kindern, daß sie sich vor ihr beugen, daß ihr Wille regiere.

„‚Du bist mein ältester Sohn und hast Pflichten, du mußt den Platz deines verstorbenen Vaters einnehmen und in erster Linie für deine Mutter und deine Schwestern sorgen!'

„So sind die Ansichten jener Frau, die zwischen unserem Glück steht."

Es blieb eine Weile stumm in dem Zimmer.

Herten fühlte, daß Worte der Teilnahme nicht am Platze seien. Lotte ging unruhig im Zimmer auf und nieder. Dann schien sie sich aufzuraffen und trat auf Herten zu. Sie drückte ihm still die Hand.

„Ich danke Ihnen für Ihre Freundschaft. Ich danke Ihnen, daß Sie mir zugehört haben, und ich weiß, daß Sie sich bemühen werden, mir zu helfen. Ich sehe mich von einem Wall von Hindernissen umgeben. Vielleicht kommt aber auch noch für mich der Tag, an dem sie fallen. Ich hoffe es."

„So ist es recht, Frau Lotte. Ohne Versicherungen meinerseits wissen Sie, daß ich alles tun werde, womit ich Ihnen dienen kann."

Sie nickte ihm dankbar zu.

„Ich weiß, Sie sind mein Freund. — Aber jetzt wollen wir noch eine Stunde verbringen, in der wir unsere Sorgen vergessen wollen. Sie müssen bei mir bleiben und mit mir zu Abend essen."

Sie schlug die Vorhänge zurück, die die Tür zu dem anstoßenden Zimmer verdeckten. Sie schritten durch ein Wohnzimmer und traten in ein Speisezimmer, wo der Tisch gedeckt war.

Eine wohlige Stimmung umfing sie hier. Die Tapeten der Wände waren in einem warmen violetten Ton gehalten, der sich in dem lilaroten Seidenschirm der Tischlampe wiederzuspiegeln schien. Frau Lotte benutzte die elektrischen Flammen der kunstvoll gearbeiteten Krone nicht, so daß nur der runde Tisch beleuchtet war und das übrige Zimmer im Dunkeln blieb. Der Tisch war einladend gedeckt und Frau Lotte bewirtete ihren Gast mit liebevoller Sorgfalt.

Herten verfolgte die Bewegungen ihrer weißen, schlanken Hände, die jetzt nur darauf bedacht schienen, ihm unmerklich alles bequem und erreichbar aufzustellen und dabei plauderte sie anscheinend sorglos und lauschte auf alles, was Herten erzählte. Sie nahm jede Anregung auf und verbreitete Behaglichkeit und Traulichkeit um sich.

„Wie ruhig ihre Bewegungen sind," dachte er, „und doch konnte sie den eigenen Gatten nicht glücklich machen. Aber er war ja krank. Arme Frau!"

Mit welcher Sorgfalt sie sich jetzt um ihn bemühte, ihm die Butterbrote bereitete und den Tee richtete.

„Ich habe ein Heim, und doch ist es nicht das richtige." Dieser Gedanke tauchte wieder in Herten auf. Er war ihm oft gekommen, dann monatelang verschwunden und stellte sich dann plötzlich wieder ein wie ein alter Bekannter, der Rechte hat. —

* * *

Als Ernst Herten durch den Tiergarten ging, um in dem Hause des Direktor Hilger einen Besuch zu machen, war er sich klar, daß er sich nicht nur einer Höflichkeitspflicht entledigte. Der Name Gebhard, den Direktor Hilger bei ihrem letzten Zusammentreffen erwähnt hatte, war in seinem Gedächtnis haften geblieben. Die Erinnerungen, die sich für ihn an diesen Namen knüpften, waren lebendig genug, um ihn zu veranlassen, Hilger bald aufzusuchen.

Als er seinen Lieblingsweg, das Lützowufer entlang ging, lächelte er über sich selbst. „Wie töricht," — dachte er, „zu erwarten, nun Elise Gebhard oder ihre jüngere Schwester zu treffen. Der Name ist doch nicht so selten. Ich weiß zwar, daß sie ihr Brot in fremden Häusern verdienen müssen. Das spricht für die Möglichkeit. Schließ-

lich, wenn ich jetzt eine Enttäuschung erlebe und mir irgendeine ganz fremde Dame gegenübertreten wird, ist es eine Enttäuschung mehr in meinem Leben. Gar so wenige waren es ja bisher nicht."

Er blieb an dem niederen Geländer stehen und sah in das graue Wasser des Kanals, auf das die Wintersonne helle Lichter warf.

Welch feierliche Ruhe, so nahe den belebten Adern der Weltstadt. Die knorrigen Kastanien reckten ihre dunklen Aeste in die klare Luft. Braune Blätter hingen vereinzelt an den Zweigen; hier und da waren Spuren von Schnee liegen geblieben. Er ging langsam weiter, um den Genuß dieses einsamen Weges nicht zu verkuürzen.

Als er die Kaiserin Augustastraße erreicht hatte, freute er sich über das schöne Gebäude, das Direktor Hilger jetzt bewohnte. Er wußte, daß er sich dieses Haus selbst gebaut hatte, und da er den feinen Geschmack des Direktors kannte, wunderte er sich nicht über den vornehmen Ton, auf den das Haus und seine Einrichtung gestimmt war.

Wenige Marmorstufen führten in die Vorhalle, die dunkel getäfelt war und von der auf zwei Seiten die Treppen in die oberen Stockwerke führten. In der Halle plätscherte, von zackigen Farnkräutern und schlanken hohen Gräsern umgeben, ein kleiner Springbrunnen.

Herten hatte kaum das Empfangszimmer betreten, als ihn Direktor Hilfer auf das herzlichste begrüßte.

„Das ist recht von Ihnen, daß Sie Wort halten, lieber Doktor," sagte er, Herten die Hand drückend. „Ich habe auch meinen Damen schon von Ihrem Besuche Mitteilung machen lassen und werde sie gleich mit Ihnen bekannt machen. Mein kleiner Wirbelwind interessiert sich besonders für Sie, da ich ihr erzählte, daß Sie Vorträge über Kunstgeschichte halten. Sie ist fest entschlossen, bei Ihnen zu hören."

Herten schien diese Mitteilung zu überhören, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Tür und Fräulein Hilger erschien mit ihrer Gesellschafterin. — Herten stand sofort auf und sein erstaunter, fast betroffener Blick traf Hedda Gebhards Gesicht.

Also doch!

Direktor Hilger bemerkte nichts von Hertens Erstaunen. In seiner heiteren, ungezwungenen Weise stellte er Herten den Damen vor.

Ilse Hilger begrüßte ihn wie einen alten Bekannten.

Herten reichte Fräulein Gebhard die Hand und sagte: „Wenn ich mich nicht irre, gnädiges Fräulein, haben auch wir uns früher häufig gesehen? Entsinnen Sie sich nicht des jungen Studenten, der so viel in das Haus Ihres Onkels, des Geheimrat Levermann, kam?"

Ueber Hedda Gebhards Gesicht huschte ein Lächeln.

„Natürlich habe ich Sie sofort wieder erkannt, Herr Doktor, Sie haben sich nicht sehr verändert."

„Das kann ich von Ihnen nicht sagen, gnädiges Fräulein," erwiderte Herten, die junge Dame mit einem Blick betrachtend, in dem unverhohlene Bewunderung lag.

„Sie haben sich außerordentlich verändert. Wie geht es Ihrem Herrn Onkel und Ihrer Frau Tante? Und —" er zögerte etwas — „darf ich mich nach Fräulein Schwester erkundigen?"

„Mein Onkel lebt mit meiner Schwester jetzt allein in Bonn," war die leise gegebene Antwort. „Meine Tante starb im vergangenen Jahre. Sie war lange leidend, und ehe sie von uns ging, nahm sie meiner Schwester das Versprechen ab, bei dem Onkel zu bleiben."

„Und ihr Beruf?"

„Es fiel meiner Schwester schwer, sich von ihrem Berufe zu trennen, den sie so sehr liebte, aber mein Onkel hängt mehr an ihr als an mir, und sie ist ein Mensch der Pflicht. Es war für sie selbstverständlich, Tantes letzten Wunsch zu erfüllen."

Der ernste Zug, der jetzt über dem lieblichen Gesichte lag, gab ihm etwas unendlich Reizvolles.

„Wie hat sie sich verändert!"

Dieser Gedanke ließ Herten nicht los, und immer wieder mußte er das süße Frauengesicht betrachten.

Die braunen welligen Haare lagen ungekünstelt um den schmalen Kopf. Die tiefbraunen Augen hatten einen leuchtenden Schimmer und um den kleinen Mund lag es wie Kinderlächeln. Ihre schlanke, nicht große Gestalt verschwand fast neben der üppigen, kraftvollen Gestalt Ilse Hilgers.

„Mein Wirbelwind," hatte der Vater seine Ilse genannt, und diese Bezeichnung traf vollkommen das Wesen des jungen Mädchens. Ganz hellblond, blitzten lustige blaue Augen in dem vollen Gesicht. Der Ausdruck wechselte von Minute zu Minute und ihr lebhaftes Minenspiel paßte zu der Beweglichkeit ihres Wesens. Sie hatte etwas Sprunghaftes in ihrer Redeweise.

„Das ist ja riesig interessant, daß Sie den Herrn Doktor schon von früher kennen, Fräulein Hedda," sagte sie, „dann freuen Sie sich wohl, ihn wiederzusehen. Es macht doch immer Freude, alte Bekannte zu treffen."

Sie wartete jedoch Fräulein Gebhards Antwort nicht ab, sondern fuhr lebhaft fort:

„Wann und wo halten Sie Ihre Vorträge, Herr Doktor? Vater erzählte mir, daß Sie über

die Kunst des achtzehnten Jahrhunderts sprächen. Der Stoff interessiert mich. Wenn es Ihnen recht ist, möchte ich bei Ihnen hören."

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, gnädiges Fräulein," beeilte sich Herten zu antworten. „Ich lese Dienstags und Freitags von sechs bis sieben Uhr in der höheren Mädchenschule in der Roonstraße. Es würde mir eine große Ehre sein, Sie und Fräulein Gebhard zu meinen Hörerinnen zählen zu dürfen."

Direktor Hilger lachte. Er schien stolz auf seine Tochter zu sein und ihre Art zu bewundern.

„Wenn meine Tochter so schnell Ihre Schülerin werden durfte und Sie mit solcher Bereitwilligkeit ihren Wunsch erfüllen, darf ich vielleicht auch eine Bitte wagen," sagte Direktor Hilger, sich an Herten wendend.

„Es wird mir stets ein großes Vergnügen sein, Ihnen gefällig sein zu dürfen," entgegnete Herten, sich liebenswürdig dem Direktor zuwendend.

„Gar so ernst ist die Angelegenheit nicht; also, ich möchte Sie bitten, am 23. unser Gast zu sein. Es sind zwar nur noch zehn Tage bis zum 23. und die Einladungen sind schon seit einigen Tagen verschickt. Da wir Sie lange Zeit nicht zu unseren Gästen rechnen durften, unterließ ich es, Sie einzuladen. Darf ich hoffen, daß Sie trotzdem kommen werden?"

Er reichte Herten die Hand, die dieser ergriff.

„Ich danke Ihnen, Herr Direktor, und werde mit großem Vergnügen Ihrer Einladung folgen."

„Somit wären also die Förmlichkeiten erledigt," meinte lachend der Direktor, „und ich hoffe, daß Sie sich bei uns wohl fühlen werden."

Herten sah hinüber zu Hedda Gebhard. Diese Einladung erschien ihm wie ein Geschenk des Himmels.

So lebendig die Tochter des Hauses war, so maßvoll und ruhig gab sich Hedda Gebhard. —

Auf dem Heimweg grübelte Herten über Hedda Gebhards Wesen nach.

Wie sich dieses Mädchen verändert hatte!

Herten hatte wohltuend den sanften, tiefen und schlichten Ernst empfunden, den ihr ganzes Wesen ausströmte. Er dachte an ihren Liebreiz, der so wundervoll erhöht wurde durch den Ausdruck von Reife, vielleicht auch von Schmerz. Wenn sie die Augen aufschlug, schien aus diesem klaren Blick Leid zu sprechen.

„Wie ich mich auf diese Gesellschaft freue. Man wird Gelegenheit finden, ungestört miteinander plaudern und Erinnerungen austauschen zu können."

Es kam ziemlich zerstreut zu Hause an und war um Frau Brachts willen erfreut, Rechtsanwalt Conze anzutreffen. Seine Schwester Anna war in ein eifriges Gespräch mit ihm vertieft.

„Ich habe den Herrn Doktor zum Mittagessen hierbehalten," sagte sie leichthin. „Du sagtest doch, du habest etwas mit ihm zu besprechen; deshalb ließ ich ihn nicht fortgehen."

Conze schien recht aufgeräumt zu sein. Er saß behaglich in dem großen Lehnstuhl in Hertens Arbeitszimmer und trat Herten freundschaftlich entgegen.

„Ich kam hier vorbei, und da mir Ihre Fräulein Schwester von den reizenden offenen Sonntagen der Frau Professor Giesebrecht in Lankwitz erzählte und mir versprochen hatte, mich heute dort einzuführen, kam ich herauf, um mich zu erkundigen, zu welcher Stunde ich mich heute nachmittag einstellen sollte. Es roch hier so gut nach Gänsebraten, und ich kam mir bei diesem schönen Sonntagswetter doch recht einsam vor. So kostete es Ihrer Fräulein Schwester nur geringe Mühe, mich zum Bleiben zu überreden."

„Es war ein vernünftiger Gedanke von Ihnen, zu kommen, und ebenso vernünftig von meiner Schwester, Sie zu bitten, unser einfaches Mahl zu teilen," sagte Herten.

„Na, na, Gänsebraten ist doch nicht zu verachten. Mir wenigstens erscheint er recht verlockend, besonders wenn Ihre Fräulein Schwester sich seiner liebevoll angenommen hat," meinte der junge Rechtsanwalt, sich höflich vor Anna verneigend.

„Ich will nur schnell noch einmal in der Küche nachsehen, damit ich mir nicht Ihre gute Meinung verscherze," sagte Anna Herten im Herausgehen.

„Es ist mir lieb, wenn ich einige Minuten ungestört mit Ihnen sprechen kann," meinte Herten. „Ich habe mich nämlich eines Auftrages zu entledigen.

„Die Witwe eines verstorbenen Freundes braucht einen juristischen Rat und zwar in einer Angelegenheit, mit der sie nicht zu irgendeinem fremden Rechtsanwalt gehen möchte. Ich kann von meinem Laienstandpunkt aus nicht beurteilen, ob die Sache einfach oder schwierig liegt.

„Da zu einer sachgemäßen Beurteilung der Angelegenheit die Einsichtnahme von Schriftstükken erforderlich ist, hätte eine bloße Darstellung der Tatsachen durch mich für Sie keinen Wert. Ich wollte Sie deshalb fragen, ob Sie es übernehmen wollen, dieser Dame Ihren Rechtsbeistand zu gewähren. Ich weiß, es wird ihr viel willkommener sein, Sie in ihrer Wohnung zu empfangen, als Ihr Geschäftszimmer aufsuchen zu müssen. Würden Sie die Liebenswürdigkeit haben, mich an einem der nächsten Abende zu ihr zu begleiten?"

„Selbstverständlich bin ich stets gern bereit."

„Wollen wir vielleicht einen Abend festlegen, den ich der Dame vorschlagen könnte?"

Conze nickte.

„Würde Ihnen Dienstag abend recht sein?

Ich werde heute an Frau Doktor Bracht, das ist Ihre künftige Schutzbefohlene, schreiben und sie fragen, ob sie uns Dienstag um halb acht Uhr empfangen will. Das ist doch eine Zeit, zu der Sie frei sind?"

„Ich werde mich in jedem Fall frei zu machen suchen. — Starb Doktor Bracht nicht durch Selbstmord? Ich glaube, Ihre Fräulein Schwester sprach schon einmal davon, daß Sie in ihrem Hause verkehrten. Sie schien ihr nicht besonders angenehm zu sein."

Herten machte eine unwillige Bewegung.

„Meine Schwester ist in dieser Beziehung nicht klüger als andere Frauen. Es wäre jedoch zwecklos, Ihnen heute über diesen Punkt Aufklärung zu geben, denn die Angelegenheit, mit der Sie sich zu befassen haben werden, berührt auch dieses Gebiet, das klatschlustigen Menschen zum Gerede Anlaß gibt. Die Kenntnis, die Sie als juristischer Berater von der Angelegenheit empfangen, wird Sie sofort von der Haltlosigkeit des Gerüchtes überzeugen. Vielleicht wird es Ihnen dann auch gelingen, was mir niemals gelang, meine Schwester von der falschen Auffassung abzubringen und ihr klar zu machen, daß nur Verleumdung den Ruf Frau Doktor Brachts schädigen konnte."

„Das ist eine irrige Annahme," antwortete Conze. „Ich darf doch nicht aus der Schule plaudern, selbst nicht, wenn es zum Vorteil meiner Schutzbefohlenen ist."

Anna Herten war eingetreten und hatte den Schluß der Unterhaltung mitangehört.

„In Ihrem Berufe müssen Sie doch sehr viel Bemerkenswertes hören, Herr Doktor," sagte sie, „Sie sind doch eine Art Beichtvater der Menschen."

„Wer hören und sehen gelernt hat, hört und sieht überall," warf Herten ein. „Aber ich habe jetzt wirklich Hunger bekommen, und ich hielte es für ein strafwürdiges Verbrechen, wenn wir unserem Gaste noch länger den Gänsebraten vorenthielten."

„Ich kam herein, um euch zu Tisch zu bitten," sagte Anna.

Das Mittagessen verlief sehr angeregt.

Besonders Anna gab sich große Mühe, sich von ihrer liebenswürdigsten Seite zu zeigen, und die Mutter, die sie selten in Gesellschaft von Fremden sah, war sehr erstaunt über das aufgeräumte Wesen ihrer Tochter.

Der Gänsebraten wurde ausgezeichnet gefunden und Anna strahlte, als Conze ihr sein Lob spendete. Sie verstand es geschickt, ihm die besten Bissen zuzuteilen und ihn immer wieder zum Zugreifen zu ermuntern.

„Wie sie heute ist, ganz anders, als wenn unsere Käthe mit ihrem Mann mit uns ißt," dachte die alte Frau, deren Gedanken häufig zu ihrer ältesten Tochter und der kleinen Enkelschar flogen, die sie auch so gern an ihrem Tische gehabt hätte.

Nachdem man noch in Hertens Studierzimmer den Kaffee eingenommen hatte, brachen Anna und Doktor Conze auf. Sie hatten einen ziemlich weiten Weg vor sich und wollten nicht zu spät zu den reizenden Sonntagnachmittagen kommen.

Ihr Bruder hatte sie bei Frau Professor Giesebrecht in Lankwitz eingeführt. Diese war die Witwe eines früheren Berufsgenossen und durch ihre schriftstellerische Tätigkeit ebenso bekannt, wie durch ihr gütiges Wesen beliebt.

An jenem Sonntagnachmittag fand sich in dem hübschen Häuschen, das inmittten eines Gartens lag, zwanglos eine größere Gesellschaft beisammen. „Frau Seele" nannten sie ihre Freunde. Sie hatte für jeden, der zu ihr kam, ein freundliches Wort und bemühte sich, jeden zu verstehen.

Klug und gerecht in ihrem Urteil, hatte sie jungaufstrebenden Künstlern den Weg gewiesen und ihre scharfe, oft sogar rücksichtslose Beurteilung hatte manchem gezeigt, daß sein Wollen falsche Bahnen ging. Sie war eine Gebende in der großen Schar ihrer Freunde, eine verstehende und zärtliche Mutter für jene, die ihr ihre Schmerzen anvertrauten. Ihr ganzes Wesen atmete Güte und Wohlwollen.

Frau Giesebrecht hatte eine besondere Vorliebe für Ernst Herten und aus diesem Grunde auch Anna freundlich aufgenommen, trotzdem ihr deren Wesen nicht besonders angenehm war. Sie merke mit fein ausgeprägtem Gefühl, daß Anna Hertens Charakter an Lauterkeit weit hinter dem ihres Bruders zurückblieb. Es reizte sie jedoch wiederum, das Wesen dieses Mädchens näher zu ergründen.

Frau Professor Giesebrecht begrüßte Rechtsanwalt Conze mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit. Sie betrachtete es als selbstverständlich, daß die Freunde Hertens in ihrem Hause willkommen waren.

Wie immer, so war auch an diesem Sonntag bald eine angeregte Unterhaltung im Gange, an der sich Conze lebhaft beteiligte. Trotzdem glaubte Anna, daß sich seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf sie richte, und der Wunsch, den sie in ihrem Herzen mit aller Sorgfalt groß zog, schien auch vor ihrem scharf wägenden Verstande Berechtigung zu gewinnen.

Sie sah in Conze die Erfüllung ihrer heißesten Wünsche, das Ziel ihrer hochfliegenden Pläne. Sie wünschte, daß es ihr doch gelinge, in diesen Kreisen festen Fuß zu fassen, und in ihnen durch die gesellschaftliche Stellung ihres Mannes vollwertig angesehen zu werden. Sie hatte durch den Verkehr in dem Hause Giesebrecht gelernt, daß nur Mensch und Persönlichkeit gewertet wird. Dennoch konnte sie sich nicht ganz von dem Gedan-

ken losmachen, daß auch das gesellschaftliche Ansehen auf Grund der Lebensstellung schwer ins Gewicht falle und erheblich zur Wertschätzung des Menschen beitrage.

Sie wollte nicht abhängig von ihrem Bruder sein, nicht in der ständigen Furcht leben, daß irgendein Zufall ihr die Sorglosigkeit ihres Daseins rauben könnte. Wäre sie verheiratet, wie sie es sich glühend wünschte, dann konnten ihres Bruders Entschlüsse ihr gleichgültig sein. Aber bis zu diesem Augenblick mußte sie auf der Lauer liegen, mußte sie über sein Tun und Lassen wachen. Sie durfte sich nichts ins Gehege kommen lassen, was ihre Pläne durchkreuzen konnte.

Ihre Blicke saugten sich an Conzes breitschultriger Gestalt fest. Er stand an einen Flügel gelehnt und folgte mit Vergnügen den Darbietungen einer jungen Vortragskünstlerin, die mit vollendeter Kunst leidenschaftliche Gedichte darbot.

Wie sie diese Frau dort haßte. Sie hätte Conze wegzerren mögen, um nicht sehen zu müssen, wie seine Augen an der zigeunerhaften Erscheinung der Frau hingen, die mit heißer Glut Gedichte sprach.

Als sie geendet, atmete Anna erleichtert auf. Aber die Eifersucht hatte ihre Krallen nach ihr ausgestreckt und sie drängte zur Heimkehr.

Conze war einverstanden, zu gehen.

„Diese Frau sprach so schön, daß jetzt doch nichts Schöneres mehr kommen kann," sagte er. „Wir wollen gehen."

Als sie sich von Frau Professor Giesebrecht verabschieden wollten, bat sie diese, noch zu bleiben.

„Warten Sie nur noch einige Augenblicke," sagte sie, zu Conze gewandt. „Gleich wird eine reizende junge Dame zur Laute singen. Das ist ein weiches Abklingen nach diesem herrlichen Vortrage, den Sie soeben hörten."

So sehr es Anna auch drängte, fortzugehen, sie mußte nun aus Höflichkeit noch bleiben und sehen, daß Conze sich in ein Gespräch mit der Vortragskünstlerin einließ. Ihre Eifersucht stieg aufs höchste, als sie bemerkte, daß er mit der jungen Dame in das Nebenzimmer trat, sobald die junge Sängerin ihre harmlos fröhlichen Lieder zur Laute zum besten gab.

Anna setzte sich jetzt in einen größeren Kreis, in dem ihr die meisten Anwesenden gut bekannt waren. Es waren Oberlehrer mit ihren Frauen, die sich alle besonders gerne bei „Frau Seele" einfanden, weil sie in ihrem Hause Anregungen fanden, die sich ihnen sonst seltener boten.

Anna bemühte sich seit mehreren Jahren um die Freundschaft dieser Familien, und es war ihr

auch gelungen, in den meisten Häusern Eintritt zu finden. Bis auf wenige Ausnahmen waren die Frauen schlicht und anspruchslos und gingen hauptsächlich in der Sorge für ihren Mann, die Kinder und den Haushalt auf. Natürlich hatten die meisten eine gute sorgsame Ausbildung genossen und bemühten sich trotz der Haushaltungslasten, die auf ihnen ruhten, sich weiterzubilden.

Und doch: Als Anna sich zu ihnen setzte, wurde sie wiederum überzeugt, daß des Alltags Kleinlichkeiten die Hauptinteressen dieser Frauen in Anspruch nahmen. Ihre Unterhaltung drehte sich im wesentlichen um die Dienstboten, und sie klagten sich ihre Not, wie sehr ihnen die wohlhabenden Frauen mit ihrer Sorglosigkeit und Gedankenlosigkeit das Leben erschwerten.

„Denken Sie nur," sagte die lebhafte, rundliche Frau Doktor Mengers, und in der Erinnerung an ihr jüngstes Erlebnis in dem Mietsbüro wurde sie noch vor Erregung ganz rot, „als ich in ein Mietsbüro des Westens eintrat, sah ich natürlich wie immer weitaus mehr Damen als Mädchen. Die meisten der ‚gnädigen Frauen" waren höchst elegant angezogen und ich kam mir in meinem bescheidenen Anzug recht bedrückt vor. Ja, lachen Sie nur," wandte sie sich an den behäbigen Professor Ludwig, „die Dienstbotenfrage ist so bedeutsam geworden, daß es für die Männer an der Zeit wäre, uns in dieser Not zu unterstützen. Unterbrechen Sie mich nicht,' winkte sie eifrig ab, „ich werde Ihnen ganz genau und ausführlich meine Erlebnisse beschreiben. Schon, als ich die Besitzerin des Büros nach einem Mädchen für Alles fragte, zuckte sie zweifelnd mit den Achseln.

„‚Ein Mädchen für Alles? Wie viel Lohn wünschen die gnädige Frau zu geben?'

„‚Zwanzig Mark!'

„‚Da wird sich hier schwerlich etwas finden lassen, gnädige Frau. Die Mädchen stellen alle größere Ansprüche.'

„‚Aber, ich bitte Sie, es muß doch auch Mädchen geben, die für diesen Lohn gern arbeiten, wenn sie gute Kost bekommen und anständig behandelt werden!'

„‚Wo werden denn heutzutage die Mädchen nicht mehr anständig behandelt, und wo gibt es keine gute Kost?" meinte die Vermittlerin. ‚Aber wenn die gnädige Frau Platz nehmen wollen, werde ich gern einmal Umschau halten.'

„Ich setzte mich möglichst nahe an die Tür, um mir die Neuankommenden betrachten zu können. Es waren wirklich nicht viele Gesichter darunter, die mich gelockt hätten, sie in mein Haus zu nehmen.

„‚Tüchtige Köchin wird gesucht mit vierzig Mark Anfangsgehalt!' rief die Vermieterin durch die drei Räume, in denen die Geschäfte abgeschlossen wurden.

„Ein älteres, unordentlich aussehendes Mädchen erhob sich und ging auf die Dame zu, die neben der Mietfrau stand und anscheinend eine Köchin suchte.

„Die Dame, mit höchstem Schick und größter Eleganz gekleidet, betrachtete das Mädchen und verwickelte es in ein Frage- und Antwortspiel, bei dem die Köchin jedoch meist die Fragende blieb.

„‚Ich will jeden Sonntag ausgehen und einmal in der Woche. Meine Wäsche wasche ich nicht und ich bin auch gewohnt, sie geplättet abgeliefert zu bekommen!'

„Die gnädige Frau schien mit dem häufigen Ausgang nicht einverstanden zu sein.

„‚Anders gehe ich nicht,' war die brummige Antwort des Mädchens. Sie ließ die Dame stehen und setzte sich wieder auf ihren Platz.

„Die Vermieterin winkte einer jüngeren Köchin, die, ohne große Eile zu zeigen, auf die Dame zukam.

„Wieder das gleiche Kreuzfeuer von Frage und Antwort. Die Dame schien sich mit diesem Mädchen einigen zu wollen, als die Lohnfrage berührt wurde.

„‚Für vierzig Mark, gnädige Frau, gehe ich aber nicht. Ich bin bei einem Koch ausgebildet und ganz selbständig.' Sie sagte das stolz erhobenen Hauptes. ‚Unter fünfzig Mark, gnädige Frau, nein, auf keinen Fall!'

„Man handelte und einigte sich zum Schluß auf ein Anfangsgehalt von fünfundvierzig Mark.

„Haarsträubend, ganz haarsträubend," sagte eine noch ziemlich, aber recht energisch aussehende Frau. „Wie hoch müssen sich die Haushaltungsausgaben belaufen, wenn schon das Gehalt für ein Mädchen fündundvierzig Mark beträgt."

„So ist es!" warf Frau Doktor Mengers ein. „Ich hörte, daß alle Köchinnen sagten: ‚Es ist doch selbstverständlich noch ein Hausmädchen neben mir?'

„Aehnliche Gehälter wurden für Spreewälderinnen ausgesetzt, und selbst mit Hausmädchen wurde ein Abkommen von dreißig bis fünfunddreißig Mark getroffen. Die Sorglosigkeit, mit der die wohlhabenden Frauen die geforderten Löhne zahlen, nötigte mir teils Bewunderung ab, teils zeigte sie mir die Schwierigkeit der Lage, in der wir Beamtenfrauen uns befinden. Es ist doch ganz menschlich, daß die Dienstboten, denen solch hohe Löhne bewilligt werden, anspruchsvoll werden. Versprachen doch die meisten Damen," Frau Doktor Mengers redete sich in steigende Wut, „daß die Mädchen nicht nötig hätten, um jede Kleinigkeit herunter zu laufen, sondern daß sie auf telephonischen Anruf alles ins Haus geliefert bekämen. Wäsche im Hause zu waschen, scheint niemand mehr zu kennen, und sich nur ein

Mädchen zu halten, gilt auch nicht mehr als vornehm."

Frau Doktor Mengers Entrüstung wirkte ansteckend. Alle gaben jetzt ihre Erfahrungen zum besten, und die Männer, die von dieser Frage unmittelbar auch berührt wurden, begannen den eingehenden Schilderungen zuzuhören.

„Na und wo bekamen Sie denn zum Schluß einen dienstbaren Geist her?" fragte Professor Ludwig, „doch gewiß nicht in diesem feinen Heim des Westens?"

„Da haben Sie recht," antwortete Frau Doktor Mengers. „Nachdem ich dort einen Nachmittag unnütz verbracht hatte und meine Schlingel daheim genügend Zeit gefunden, allerlei Unfug anzurichten, fuhr ich am nächsten Tage weit nach dem Osten. Gott sei Dank sind da die Mädchen nicht so anspruchsvoll, und ich fand da eine Schlesierin, die von Telephon, Wäsche außer dem Hause und dergleichen Dingen noch keine Ahnung hatte."

„Aber die Mädchen werden angesteckt, besonders wenn man in guten Häusern des Westens wohnt," warf Anna Herten ein. „Wir haben auf diesem Gebiete auch schon reiche Erfahrungen."

„Frau Seele" mischte sich jetzt in den lebhaften Meinungsaustausch.

„Aber meine liebe Frau Mengers," sagte sie mit ihrer weichen, beruhigenden Stimme, „für Sie dürfte die Frage doch ganz bedeutungslos sein. Wenn man eine solch tüchtige Hausfrau ist wie Sie, wird man doch immer einen dienstbaren Geist finden, der sich nach dem Willen der Frau richtet. Das gute Beispiel," — sie lächelte, „tut auch auf diesem Gebiete wahre Wunder."

„Wie gefielen Ihnen denn die Vorträge unserer lieben Veronika Bergmann?" sagte sie, auf das junge Mädchen zugehend, ihren Arm um deren Schulter legend und dasselbe in den Kreis ziehend. Alle sprachen ihre unverhohlene Bewunderung aus und man lobte besonders den gemütvollen Vortrag.

„Ich mag die Laute so gern," sagte „Frau Seele", „es ist solch ruhige milde Musik und dabei klingen die Lieder so innig."

„Das liegt doch aber an dem Vortrag," warf Professor Ludwig ein. „Vielleicht hat Fräulein Bergmann die Güte, uns noch mit einem ihrer hübschen Lieder zu erfreuen?"

Ein aufmunternder Blick aus Frau Giesebrechts Augen veranlaßte das junge Mädchen, zu der Laute zu greifen.

Anna Hertens Nervosität stieg von Sekunde zu Sekunde. Sie suchte nach dem rotblonden Kopf Conzes, konnte ihn jedoch nirgends erspähen.

„Es unterhält sich also noch immer mit dieser Zigeunerin," dachte sie mit verhaltenem Grimm. „Und ich sitze hier und muß die langweiligen Reden dieser hausbackenen Frauen mitanhören. Was mögen die zwei sich nur zu erzählen haben?"

Es zog sie magnetisch in das andere Zimmer, in dem sie Conze mit der Vortragskünstlerin wußte.

Beide waren in ein ernstes Gespräch vertieft und Anna kränkte der Eifer, mit dem sich Conze der fremden Dame widmete.

„Ich möchte gerne nach Hause gehen, Herr Doktor," sagte sie. „Aber bitte, lassen Sie sich nicht stören. Ich wollte nur nicht fortgehen, ohne Ihnen Lebewohl zu sagen."

„Ich begleite Sie selbstverständlich, Fräulein Herten," sagte Conze. „Wir wollen uns jetzt von unserer gütigen Wirtin verabschieden."

„Dann wird sie uns vielleicht wieder zu halten versuchen," warf Anna ein.

„Ich möchte aber nicht das Haus verlassen, in dem ich heute zum erstenmal zu Gaste war, ohne mich von der Hausfrau zu verabschieden. Es herrscht hier wirklich solch anregender Ton, daß ich gerne wiederkommen möchte. Vielleicht habe ich dann auch das Glück, Sie wieder zu treffen, gnädiges Fräulein," sagte er, der Vortragskünstlerin zum Abschied die Hand reichend.

Als Conze und Anna den kleinen Vorgarten durchschritten hatten und langsam die Allee hinuntergingen, die zum Bahnhof führte, blieb Conze aufatmend stehen.

„Ein wundervoller Abend ist's heute," sagte er, „sehen Sie nur, wie hell der Mond scheint. Es ist fast taghell."

Er lehnte sich an einen Baum und blickte um sich.

„Wie schön hier der Schnee liegen geblieben ist, ganz unberührt sieht er aus. In Berlin hat man ihn schon fast ganz vergessen. Ich danke Ihnen, Fräulein Anna, daß Sie mich in dieses Haus eingeführt haben. Es ist ein großer Gewinn, „Frau Seele" kennen zu lernen und es muß ein unvergleichliches Glück sein, sie zur Freundin zu haben. Was uns eine Frau sein kann, zeigt diese. Dieses verständnisvolle, klare, reine, ungetrübte Urteil, vereint mit der großen Seelengüte, ist etwas ganz Besonderes. Ich glaube, jeder Mann trägt die Sehnsucht nach solcher Frau in seinem Innern."

„Jeder Mensch hat doch aber ein anderes Ideal, und glauben Sie nicht, Herr Doktor, daß wahre Liebe jede kluge Frau zum wahren Kameraden ihres Mannes wandelt?"

„Diese Frage ist wohl die schwerste nach der Frage der Berufswahl," sagte Conze gedankenvoll. „Wie oft habe ich schon darüber nachgedacht, und die Erfahrungen, die ich mit vielen meiner Freunde gemacht habe, haben mir die Lösung noch erschwert."

„Ehen haben manches mit innigen Freund-

schaften gemein. Ich habe mich nie zu einer oberflächlichen Freundschaft entschließen können."

„Dann sind Sie eben eine Ausnahme, Fräulein Anna. Die meisten Frauen haben unzählige Freundinnen, die sie jeden Monat wechseln."

„Ich hatte auch nie viel Zeit, mich Freundschaften zu widmen. Sie wissen ja, daß wir früher in einfachen Verhältnissen lebten. Da blieb mir keine Zeit zum Müßiggang. Als mein Bruder dann das große Vermögen erbte und ich nicht mehr zu arbeiten brauchte, war ich zu Hause und versuchte, mich weiter zu bilden. Ich beschäftigte mich auch viel mit meiner Mutter, und die innige Gemeinschaft, die mich mit meinem Bruder verbindet, ersetzt mir alle Freundinnen. Er ist ja so gut zu mir, und da es mit Bestimmtheit anzunehmen ist, daß er nicht heiratet, hat er mir einen großen Teil seines Vermögens ausgesetzt. Ich werde seine Haupterbin sein und im Falle ich mich verheirate, will er mir ein beträchtliches Jahrgeld zukommen lassen. So bin ich vor allen Sorgen geschützt und habe es nicht nötig, einen geldbringenden Beruf auszuüben."

Diese wohldurchdachte Lüge fiel Anna mühelos von den Lippen.

„Daß Ihr Herr Bruder nicht heiraten wird, steht doch keineswegs fest."

„Ich glaube doch," sagte Anna, und ihr Ton sollte mehr als ihre Worte verraten, daß über dieser Absicht, nicht zu heiraten, ein geheimnisvolles Dunkel lag, dessen Mitwisserschaft ihr gehörte.

Der Vorortzug nach Berlin stampfte gerade in dem Augenblick in die Halle, als Anna und Conze den Bahnsteig betraten. Sie beeilten sich, einzusteigen und kamen in ein vollbesetztes Abteil. Als sie am Potsdamer Bahnhof ausgestiegen waren, verabschiedete sich Conze von Anna.

„Verzeihen Sie, Fräulein Anna, wenn ich Sie jetzt bitte, mich zu entschuldigen. Es ist fraglos unhöflich, Sie nicht nach Hause zu begleiten, doch der Nachmittag war so anregend, daß ich das Bedürfnis habe, ein wenig allein zu sein."

„Da wir gute Kameraden sind, ist diese Offenheit nur am Platze," sagte Anna, ihre Enttäuschung niederzwingend.

Sie reichte Conze fröhlich lächelnd zum Abschied die Hand. „Auf baldiges Wiedersehen, Herr Doktor."

Dann ging sie mit eiligen Schritten über den Damm, um die Bahn zu erreichen, die sie nach Hause bringen sollte.

Sie war sehr erfreut, daß es Conze bei „Frau Seele" so gut gefallen hatte und daß dadurch eine große Wahrscheinlichkeit bestand, die Sonntage gemeinsam draußen zu verbringen.

Sie zog mit schlauer Berechnung alle Gelegenheiten heran, um Conze möglichst viel in ihrer Gesellschaft zu sehen.

Sie empfand eine leidenschaftliche Zuneigung zu dem breitschultrigen Mann mit dem geistvollen Gesicht und dem eigenartigen Wesen. Das Unruhige, Ungefestigte, das Schwankende seines Wesens reizte sie und sie hoffte, ihm allmählich ihren Willen aufzuzwingen.

* * *

Das plötzliche Auftauchen Hertens in dem Hilgerschen Hause hatte in Hedda Gebhard schmerzhafte Erinnerungen wachgerufen. Sie hatte damals, als ihr Hilger die Stellung in seinem Hause anbot, mit Freuden zugegriffen und lebte jetzt seit fast anderthalb Jahren mit Ilse Hilger zusammen.

Der reiche Kaufmann wollte sein Töchterchen zur Ausbildung nicht gern in das Haus fremder Leute geben, und da er sich viel gestatten konnte, hatte er Hedda Gebhard gebeten, als Gesellschaftsdame ein Jahr lang mit Ilse in Wiesbaden zu leben. Das hatte ihr manche Anregung gebracht.

Da sich Ilse mit warmer Zuneigung Hedda angeschlossen hatte, war es ihr selbstverständlich erschienen, Hilgers Aufforderung zu folgen, mit Ilse in sein Berliner Heim zu kommen.

Es herrschte ein angeregter Ton in dem Hilgerschen Hause, und dennoch fühlte sich Hedda nicht wohl. Obgleich der Direktor sie mit ausgezeichneter Höflichkeit und Hochachtung behandelte und Ilse in ihrer warmen, lebhaften Art zärtlich an ihr hing, konnte ihr Stolz das Gefühl nicht los werden, in diesem Hause eine Dienende zu sein.

„Ein überwundener Standpunkt," hätte sie es selbst noch vor zwei Jahren genannt, wenn ihr ein anderer dieses Gefühl geschildert hätte. Nun, da sie sich selbst in dieser Lage befand, empfand sie mit gesteigerter Empfindsamkeit jede Abstufung des Benehmens, das ihr entgegengebracht wurde.

Ilse sah mit schwärmerischer Verehrung zu ihr auf und lehnte in ihrer leidenschaftlichen Art jede Kränkung mit wilder Entrüstung ab. Sie hatte langjährige freundschaftliche Beziehungen in einem Hause gebrochen, weil man sie dort gebeten hatte, „doch einmal ohne ihre Gesellschafterin zu kommen."

Weinend war sie nach Hause gekommen und hatte Hedda in ihrer arglosen Weise den Hergang genau geschildert. Ihre Offenheit und ihr Benehmen zeigten ihr gutes, ehrliches Empfinden, aber die Begebenheit ließ ihren Stachel in Hedda zurück.

Sie wollte gerne arbeiten und es war stets ihr heißester Wunsch gewesen, auf eigenen Füßen zu stehen. Aus diesem Grunde hatte sie auch, wie ihre Schwester Else, die Lehrerinnenprüfung gemacht. Sie empfand ihre gesellschaftliche Abhän-

gigkeit. Trotz des außerordentlich guten Kreises, der sich in dem Hause des Direktors Hilger zusammengefunden hatte, gab es dennoch einzelne Besucher, die es an Takt fehlen ließen. Mancher bewunderte das junge, hübsche Mädchen mit prüfenden, beleidigenden Blicken und war geschmacklos genug, dem Direktor zu der guten Wahl Glück zu wünschen.

Auch heute nachmittag war sie allein zu Hause geblieben. Es war üblich in dem Hilgerschen Hause, daß der Direktor mit seinem Töchterchen den Sonntagnachmittag bei seiner Mutter verbrachte. Dort traf die ganze Familie zusammen.

Jeden Sonntag bat man Hedda um ihre Begleitung, die sie aber stets gerne unter irgendeinem Vorwande abzulehnen suchte. Sie fühlte sich dort überflüssig. Die alte Dame und die übrigen Mitglieder der Familie waren stets äußerst zuvorkommend und liebenswürdig zu ihr — und dennoch! Sie konnte die Empfindung nicht loswerden, in diesem Kreise eine Fremde zu sein, vor deren Ohren man nicht gern vertrautere Familienverhältnisse besprach.

Sie dachte an die schönen Sonntage daheim und wußte, daß Else jetzt mit dem Onkel den üblichen Spaziergang den Rhein entlang machte, und daß sie dann nach Hause kamen, um in voller Gemütlichkeit ihren Kaffe zu trinken. Meist kamen dann Berufsgenossen und alte Freunde des Hauses, und ernste, gedankenschwere, inhaltstiefe Gespräche machten die Abende in dem stillen Hause reich. Jetzt hätte sie diese stimmungsreichen Stunden besser zu schätzen gewußt als damals, als noch der unbezwingbare Drang nach neuem, fremden Leben in ihr pulste.

Gewiß, sie führte hier ein durch Freude und Abwechslung bewegtes Leben, und es wurde ihr Gelegenheit geboten, Konzerte, Theater und Vorträge zu besuchen, wie sie sie wohl nie wieder in ihrem Leben finden konnte. Sie fühlte sich nur so unendlich einsam. Die gesellschaftlichen Beziehungen, die ihr durch das Hilgersche Haus geworden waren, konnte sie nicht zu ihren eigenen machen. Etwas ihr selbst Unerklärliches in ihrem inneren Leben lehnte sich dagegen auf.

Hertens Besuch war ihr wie ein lieber Gruß aus der Heimat erschienen, und sie freute sich auf den Gesellschaftsabend, wo sie mit ihm über gemeinschaftliche Erinnerungen reden zu können hoffte. Er hatte sich zwar damals, als er noch in Bonn studierte, recht wenig um sie bekümmert. Aber sie war ja auch noch ein Backfisch mit kurzen Röcken und lustig baumelnden Zöpfen gewesen. Da hatte er nur Augen für ihre Schwester Else gehabt.

Während Hedda Gebhards Gedanken heimwärts zogen, freute sich Ernst Herten der Stille seiner Wohnung, nachdem Anna mit Conze fortgegangen war.

„Mir will die Freundschaft des Doktors mit Anna gar nicht recht gefallen," sagte die Mutter zu Ernst, der sich ein paar Minuten zu ihr auf das alte Sofa setzte. „Heiraten wird er sie sicher nicht, und je mehr sie mit diesem Herrn verkehrt, desto weniger kann sie sich zu einer Heirat mit einem einfachen Manne entschließen."

„Ich glaube nicht, daß Anna an eine Heirat mit Conze denkt. Soweit ich ihn kenne, ist er sehr materiell gesinnt. Ich glaube auch, daß Anna dies weiß."

„Das Mädchen macht mir so viel Sorgen, Ernst," fuhr die Mutter fort, froh, einmal allein mit dem Sohne reden zu können. „Wir sind doch nur einfache Leute, und sie will so hoch hinaus."

„Wenn es ihr gelingt, Mutter, wollen wir zufrieden sein. Jeder ist seines Glückes Schmied."

„Ich glaube nicht daran, daß es ihr gelingt. Ich bin eine alte Frau und habe so meine Erfahrungen für mich. Ja, Ernst, wenn sie schön wäre oder irgend welche besonderen Vorzüge hätte, dann wäre es vielleicht etwas anderes. Aber so —" sie wiegte sorgenvoll ihren Kopf.

„Mach dir nicht so viele Gedanken, Mutter, jedes Leben hat seine eigenen Wege, und alles Langevorherberechnenwollen macht nur Kopfschmerzen, führt uns aber nicht zum Ziel. Es kommt doch alles anders, als man es sich denkt. Ich für mein Teil habe es schon lange aufgegeben, Pläne zu machen."

„Vielleicht verstehe ich alte, einfache Frau auch nichts davon. Ich bin ja nur froh über alles, was euer Glück ausmacht, mehr will ich nicht."

Herten streichelte die runzelige Hände der alten Frau.

„Mache dir nur nicht so viel Sorgen, Mutter, es geht uns doch allen jetzt recht gut."

„Ja, du siehst heute auch wirklich viel vergnügter aus als sonst," sagte sie, ihn zufrieden anblickend.

„Es ist auch heute ein solch schöner Sonntag, Mutter. Aber jetzt schlafe ein wenig. Ich gehe hinüber in mein Zimmer, um auch zu ruhen."

Als er aufgestanden war, um in sein Zimmer zu gehen, sah sie ihm mit feuchten Augen nach.

„Ein lieber, guter Junge ist er geblieben. Er hat ein viel besseres Herz als Anna."

Herten fühlte sich leicht und froh wie nach einem glücklichen Erlebnis. Er freute sich auf die Gesellschaft bei Direktor Hilger.

Direktor Hilger liebte es sehr, Gesellschaften zu geben. Viele Jahre hatte sein Haus, das früher den Ruf anregender Geselligkeit hatte, still und vereinsamt gelegen. Nach dem Tode seiner Frau hatte er sich vom Gesellschaftsverkehr zurückgezogen. Jetzt, da seine Tochter in die Ge-

sellschaft eingeführt worden war, gab er sich den gesellschaftlichen Verpflichtungen wieder mit erneutem Eifer hin.

Eine Lichtflut strahlte durch die mit höchster Eleganz ausgestatteten Räume. Ein großer Kreis war schon versammelt, als Ernst Herten die Damen begrüßte.

„Ich freue mich außerordentlich, daß Sie unserer Einladung gefolgt sind, Herr Doktor," sagte der Direktor verbindlich und führte Herten sogleich in eine für Herten fremde Gruppe, um ihn bekannt zu machen.

Die Tischordnung wurde von Vater und Tochter stets mit großer Sorgfalt zusammengestellt. Für Ilse wurde die Frage ihres Tischherrn immer eine Hauptfrage, denn bei der Unbeständigkeit ihres Geschmacks entschied sie sich heute für den einen und morgen für den andern. Bisher war noch niemand zweimal ihrer Gunst würdig befunden worden.

Der große Speisesaal war ganz in Weiß gehalten. Aus den weißleuchtenden Wänden sprangen eigenartig gewundene Bronzearme, die Kerzen mit gelblichen Schirmchen trugen. In wundervollen Linien aus goldfarbenem Zitronenholz waren die Möbel ausgeführt, die sich in mäßiger Höhe an den Wänden entlangzogen.

Eine lange Tafel, die die Gäste gemeinsam verband, fand keine Gnade vor Ilsens Augen. Deshalb waren einzelne runde Tischchen aufgestellt. Jeder Tisch trug in der Mitte eine elektrische Lampe aus edlem Silber, um die sich gelbe und weiße Blüten in geschmackvollem Aufbau wanden. Der leuchtend goldene Blumenreichtum, das schimmernde Porzellan und das von den elektrischen Flammen strahlende Kristall erzielte wundervolle Wirkungen.

Als sich die Gäste um die einzelnen Tische niedergelassen hatten und die Unterhaltung langsam begann, blickte sich Hedda in diesem großen Kreise fremder Menschen um. Wie oft wiederholte sich in einem Winter dieses Bild, nur mit veränderter Umrahmung. Mit wie vielen fremden Herren hatte sie die Abende verplaudert, anregend oder uninteressant schleppend.

Sie hatte in vielen abgestumpften Gesichtern gelesen, daß es ihnen ganz gleichgültig war, mit welcher Dame sie den Abend verbrachten. Diese Geselligkeit war für sie der Zoll, den sie ihrer gesellschaftlichen Stellung oder ihrer Laufbahn zahlten.

So mancher war von der herben Schönheit Hedda Gebhards nicht unberührt geblieben, ihre fesselnde Art und ihre durchdachten Aeußerungen hatten ihn lebendig gemacht und gezwungen, sich für das eigenartige Mädchen zu erwärmen. Es wäre unwahr von Hedda gewesen, hätte sie diesen Gesellschaftsabenden jeden Reiz absprechen wollen. Aber durch den Umfang des Verkehrs, den alle diese Leute pflegten, hatte man selten Gelegenheit, sich wieder zu begegnen.

Wäre sie eines der reichen Mädchen gewesen, die hier sorglos lachend und plaudernd um die Tische saßen, dann hätte wohl der eine oder andere die Gelegenheit zu finden gewußt, sich ihr wieder zu nähern.

Heddas Augen glitten hinüber zu dem Platz, den man Herten angewiesen hatte. Er saß neben einem sehr blonden, ganz hübschen Mädchen, der Tochter eines Bankiers, das von Ilse Hilger den Beinamen „der Blaustrumpf" erhalten hatte.

„Weißt du, Vater, der Oberlehrer muß Liselotte Trautmann zu Tisch führen. Dann hat sie wenigstens Gelegenheit, ihr Wissen auszukramen."

„Die Zusammenstellung ist nicht schlecht," stimmte Hilger zu, und so hatte man Doktor Herten die Pflicht aufgezwungen, sich während der Dauer des Abendessens mit der etwas überspannten jungen Dame zu unterhalten.

Liselotte Trautmann machte es wie die meisten jungen Mädchen dieser Kreise, die von allem naschen, aber nicht die Absicht haben, sich mit Ernst und Fleiß fortzubilden. Sie beginnen jede Arbeit, um sie nach wenigen Wochen wieder liegen zu lassen. Diese Damen können nie einen Gegenstand ernsthaft bearbeiten oder ein sich selbst gestecktes Ziel erreichen. Sie treiben Sprachen, belegen einige Kurse der Hochschule, hören Vorträge über Kunstgeschichte, aber alles nur so lange, als ihre Vergnügungen nicht dadurch behindert werden, Sport und Geselligkeit nehmen den Hauptteil ihrer Zeit in Anspruch.

Ilse Hilger schloß sich nur jungen Damen dieser Art an, und wenn Hedda Gebhard mit ruhigem Ernst und Ueberlegenheit sie auf diesen Fehler hinwies und sie von ihrer Oberflächlichkeit befreien wollte, wußte Ilse sich mit großer Geschicklichkeit solchen Vorwürfen und etwaigen Folgen zu entziehen. Einzelne Töchter des Kreises, in dem Hilgers verkehrten, hatten sich ernsthaftem Studium zugewandt und vernachlässigten dennoch nicht, sich ihrem Alter gemäß zu unterhalten, diese jungen Damen waren aber nicht Ilses Geschmack.

Hedda Gebhard hatte bald eingesehen, daß Ilse nicht zu bewegen war, sich eingehenden wissenschaftlichen Arbeiten zu unterziehen, und daß sie erst lebendig, heiter und aufnahmefähig wurde, wenn sie sich an Stätten befand, wo sich die elegante Welt traf.

Hedda hatte nicht unterlassen, ihre Ansichten dem Vater Ilses mitzuteilen. Alles, was zum Leben in vollen Zügen gehörte, interessierte Ilse und wurde von ihr mit verblüffender Geschwindigkeit aufgenommen. Sie beherrschte die frem-

Sie können sich auf
FRUIT-A-TIVES
verlassen

Sie beheben Verstopfung, Kopfschmerzen, Unverdaulichkeit; Biliosität, Müdigkeitsgefühl; sie reinigen Ihre Nieren, beseitigen Rheumatismus und machen den meisten anderen gewöhnlichen Krankheiten ein Ende.

Fruit-a-tives ist keine gewöhnliche Patentmedizin, sondern die wissenschaftliche Verordnung eines berühmten canadischen Arztes. Das Mittel ist hergestellt aus Fruchtsäften, Kräutern und Stärkungsmitteln — und es ist jetzt das am meisten verkaufte Heilmittel seiner Art in Canada.

Ursprünglich hergestellt mit der Absicht, daß Aerzte es anwenden sollten, wird es seit einigen Jahren in Tablettenform fabriziert und für den allgemeinen Gebrauch des Publikums auf den Markt gebracht.

Fruit-a-tives wirkt auf die Leber, indem es dieselbe reinigt, stimuliert und stärkt; ferner hat es auch eine Wirkung auf den Magen, den Darm, die Nieren und die Haut. Es wirkt auf das System, indem es alle diese Organe zusammen arbeiten läßt, sodaß jedes seinen vollen Teil der Arbeit natürlich und vollkommen tut bei der Verdauung Ihrer Nahrung, beim Herausziehen der Nährwerte und bei der Ausscheidung der Abfallstoffe. Es gibt, wie wir glauben, nichts Besseres für Sie. Es ist bestimmt ein Mittel, das Sie brauchen können mit der vollen Zuversicht, daß Ihre Gesundheit dadurch gefördert wird.

Nur weil Fruit-a-tives solch hervorragende Heilwirkung hat, gibt es so viele Menschen, die sagen, daß es ihnen Besserung, Wohlbefinden und bleibende gute Gesundheit verschafft hat, nachdem viele andere Medizinen fehlgeschlagen haben.

Versuchen Sie Fruit-a-tives und beobachten dann, welch einen Unterschied sie herbeiführen werden in Ihrer Gesundheit und Ihrem Lebensmut.



Halten Sie Ihre Leber tätig!

Und Sie werden sich wunderbar fühlen — Niemals Kopfschmerzen, nie müde, krank, verstopft.

Ihre Leber ist das größte Organ in Ihrem Körper und nebst dem Herzen das wichtigste. Sie tut viererlei. Sie liefert das natürliche Laxiermittel des Körpers, gibt Ihrem Blut die richtige Nahrung, hilft den Nieren und dem Magen, beliefert die Muskeln, Gewebe und Drüsen mit Energie. Sie können sich nicht wohl fühlen, wenn Ihre Leber nicht gesund ist. Das System wird vergiftet und Sie fühlen sich elend. „Fruit-a-tives" machen Ihre Leber schnell gesund. Sie fühlen sich bald wie eine neue Person. Die Formel eines berühmten Arztes — Früchte und Kräuter — hat Tausenden perfekte Gesundheit gegeben.

Ueberall in Drug-Stores und allgemeinen Läden erhältlich—25c und 50c per Schachtel

Hergestellt nur nach der geheimen Formel der

FRUITATIVES PRODUCTS LIMITED - 33 Front Street, Hull, Quebec



den Sprachen mit größter Vollendung und Sicherheit und wer sie über Kunst und Theater plaudern hörte, mußte den Eindruck gewinnen, daß sie sich weit eingehender damit beschäftigt habe, als es in Wirklichkeit der Fall war. Sie verstand es mit außerordentlicher Gewandtheit, ihre Kenntnis ins beste Licht zu setzen, und ihr angeborener vornehmer Geschmack ließ sie oft das Richtige treffen.

Heddas Tischnachbar zeichnete sich heute durch besondere Langweiligkeit aus. Trotzdem bemühte sich Hedda, ihn gut zu unterhalten, da Direktor Hilger sie darum gebeten hatte.

Hilger stand seit vielen Jahren mit ihm in wichtigen geschäftlichen Beziehungen und war daher gezwungen, auch mit ihm gesellschaftlich zu verkehren. Der Herr, Besser mit Namen, war Kaufmann durch und durch und hatte für alles, was außerhalb dieses Interessenkreises lag, wenig übrig. Er war nicht mehr ganz jung und hatte das Heiraten abgeschworen.

Ilse Hilger verstand es ausgezeichnet, die trokkene Art Bessers nachzuahmen.

„Zur Strafe müßte er dich zu Tische führen," hatte Hilger seinem Töchterchen gedroht. „Aber du würdest mir unbedingt Schande machen. Wenn Sie dieses Mal sich opfern wollten, Fräulein Gebhard, wäre ich Ihnen zu großem Danke verpflichtet."

Hedda hatte versprochen, ihr Bestes zu tun. Sie plauderte über die neuesten Theaterstücke, und da sie auch dadurch nur ein lakonisches „Ja" oder „das habe ich gar nicht gesehen", und „das sehe ich mir gar nicht an", gehört hatte, begann sie mit Sport.

Das Sportgespräch wirkt in diesen Kreisen oft erlösend. Wintersport! Das Thema wiederholte sich an allen Tischen. Sankt Moritz, Davos, Riesengebirge, Oberhof, Schierke, jeder gab seine Ansicht zum besten oder klagte über das Mißgeschick, das ihm auf den Bahnen widerfahren war.

Hedda begeisterte sich nicht so wie die übrigen für Reisen in Kälte und Schnee. Hierdurch erweckte sie zum erstenmal das Echo ihres Tischnachbarn.

„Ich werde doch nicht verreisen, um zu frieren," sagte er, „kalt ist es auch in Berlin, und Schnee gibt es hier ebenfalls."

„Aber es gibt hier nur nicht so schöne Landschaftsbilder," wagte Hedda einzuwerfen. „Ein beschneiter Wald, auf dem die Sonne glitzert, hat etwas Märchenhaftes."

„Ich bin aber nicht für Märchen. Ich lebe in der Wirklichkeit. Wenn Sie aber den Märchenwald so schön finden, warum mögen Sie nicht den Wintersport?"

„Das Rodeln schätze ich aus den verschiedensten Gründen nicht und hatte bisher keine Gelegenheit, gut Skilaufen zu lernen. Ich denke es mir aber wundervoll, diesen Sport einwandfrei ausüben zu können und mit den Gleithölzern über blendende Schneefelder zu sausen. Die anderen Sportarten habe ich auch nur ausüben sehen. Meiner Natur entspricht der Kampf um den Sieg nicht. Ich könnte nicht so viel Willen zur Erreichung dieser Ziele aufbringen. Aber im Schnee spazieren gehen, ist ungemein reizvoll."

Andere mischten sich in das Gespräch und eine junge verheiratete Frau erzählte strahlenden Auges, daß sie einen Preis beim Rodeln bekommen hätte.

Ganz stolz fügte sie hinzu: „Dabei ist die Kurve, die man dort nehmen muß, so gefährlich. Ich hatte meinem Mann sogar versprechen müssen, als er nach Hause abfuhr, nicht mehr zu rodeln. Aber als der Zug wegfuhr, stieg das Versprechen mit ein."

Heddas Tischnachbar brummte etwas von leichtsinnigen Frauen und Hedda mußte in ihrem Inneren ihrem wortkargen Tischnachbarn recht geben.

Trotzdem war Hedda froh, daß die junge Frau sich an ihrem Gespräche beteiligte und die geschmackvollen Blumendekorationen des Tisches bewunderte.

„Das ist Ilses Werk," erklärte Hedda, „sie hat eine ausgesprochene Begabung zum Blumenbinden."

Nun wurden die verschiedenen Ausschmückungen der Tische einer Prüfung unterzogen und Hedda hatte Gelegenheit, von der Blumenbindeschule zu erzählen, die Ilse besuchte.

„Die Frau, die diese Einrichtung ins Leben rief, ist eine Dame mit künstlerischem Blick und wahrer Liebe für die Blumen."

„Es ist ein reizender Gedanke, sich im Zusammenstellen von Blumenschmuck auszubilden," sagte voll Anteilnahme die junge Frau, „wie viel Geld gebe ich das Jahr hindurch für Blumenschmuck aus, und dabei kommt noch nicht einmal mein persönlicher Geschmack zur Geltung."

„Dummes Zeug ist's'," sagte Heddas Tischherr zwischen den Zähnen, „kochen sollten die Mädels lernen, das wäre weit gescheiter."

Die junge Frau hatte die Bemerkung, die wohl eigentlich nicht für ihre Ohren bestimmt war, gehört.

„Schämen müßten Sie sich, Herr Bessers, nur immer ans Essen zu denken, darum haben Sie auch keine Frau gekriegt."

„Von den heutigen, die immer nur den Kopf voll Dummheiten haben, wollte ich keine."

Trotzdem in diesen Worten eine tiefe Verachtung lag, hatte Hedda die Empfindung, als ob durch seine Stimme ein leichter Schmerz klang.

Sie wandte sich zu ihm und sagte, nur für ihn verständlich:

„Aber es ist auch nicht gut, einsam zu bleiben. Die Einsamkeit bringt viel Weh. Die Bezeichnung Junggeselle hat immer unerfreulich auf mich gewirkt."

Besser verstand den Ernst ihrer Worte und ging sofort auf diesen Ton ein.

„Ich meine, der Begriff Junggeselle hat sich ebenso überlebt wie alte Jungfer."

„Zwischen beiden liegt ein großer Unterschied, Herr Besser. Vielleicht kann man sagen, man bleibt Junggeselle aus Ueberzeugung, und alte Jungfer, — übersetzen wir diese Bezeichnung mit ‚altes Mädchen', — weil es das Schicksal so wollte. Beide Begriffe sind wohl in den meisten Fällen mit Sichbescheiden verbunden.

„Sie sind die Endstation von unerfüllten Wünschen, ein Ziel, das man nach manchen Irrfahrten und Enttäuschungen erreicht, sagte Besser und der scharfe Zug um seinen Mund vertiefte sich. „Sie mögen recht haben, daß bei dem Manne oft viel eigene Schuld dabei ist. Ist er jung, will er sich nicht binden und hängt an dem törichten Glauben, daß Ungebundenheit gleichbedeutend mit Lebensgenuß sei, hat er jedoch genug von diesem sogenannten Lebensgenuß geschlürft, so fängt er an, sich nach einer Lebensgefährtin umzusehen. Häufig fehlt ihm aber dann schon die Begeisterung und, wählerisch geworden, fällt ihm die Entscheidung immer schwerer, bis er zum Schluß, vielleicht durch die Unmöglichkeit, seine Wünsche erfüllt zu sehen, diese Lebenshoffnung über Bord wirft."

„Aber dem Manne bleibt die freie Wahl. Er kann sein Ziel mit allen Mitteln verfolgen. Trotz aller Freiheit von heute ist die Frau darauf angewiesen, das erlösende Wort des Mannes zu erwarten."

Besser lächelte ein wenig spöttisch.

„Die Frauen verstehen es aber in vielen Fällen recht gut, ihre eigene Vorsehung zu spielen, und ich habe häufig beobachtet, daß die Männer von den Frauen geheiratet werden und daß es nicht umgekehrt ist, wie Sie es anzunehmen scheinen."

„Dazu gehört wohl eine besondere Veranlagung," meinte Hedda, „ich für mein Teil finde es höchst unweiblich."

„Die Selbständigkeit der Frauen hat sie auf dem Gebiete der Heirat und der Erlangung dieser Möglichkeit recht erfinderisch gemacht, und so viel ich beobachtet habe, ändert sich dieses Urbild der Frauen trotz Studium und der Eröffnung vieler Berufsmöglichkeiten nicht."

„Die Möglichkeiten zur Selbständigkeit der Frauen ließen sie nur wählerischer werden und werden in Zukunft wahrscheinlich diesen Zug vertiefen. Das junge Mädchen von heute lernt durch die Ergreifung eines Berufes, daß es nicht auf Versorgung durch die Ehe angewiesen ist," sagte Hedda.

Wieder trat das überlegene Lächeln in Bessers Gesicht.

„Liebes gnädiges Fräulein," sagte er, „sehen Sie sich, bitte, in diesem Kreise um. Ich kenne fast alle diese Damen. Wenn Sie jede einzelne fragen, so hören Sie, daß sie fast den ganzen Tag mit irgendeiner wissenschaftlichen Aufgabe verbringe oder sich auf den verschiedensten Gebieten beschäftige. Aber sie gehören nicht zu den ernsthaft Strebenden, die in der Erreichung eines Zieles ihr Lebensglück sehen.

„Was den wirklich ernsten jungen Mädchen Lebensbedürfnis ist, machen diese jungen Damen mit, aber sie betreiben es spielerisch, in derselben oberflächlichen Weise, wie sie es bisher mit den Künsten machten. Derjenige Lebensgenuß, den man am besten mit Vergnügen bezeichnet, ist ihnen viel wichtiger. Sie wissen jedoch, daß es erforderlich ist, über tausend Dinge mitreden zu können, von denen ihre Mütter noch keine Ahnung hatten. Nichts lernen sie gründlich. Alles wird mit einer abschreckenden Oberflächlichkeit betrieben, und die Anmaßung, mit der sie sich oft ein Urteil erlauben, ist geradezu abschreckend."

Hedda versuchte zu widersprechen, trotzdem sie im Grunde Bessers Ansicht teilte. Sie hatte täglich überzeugende Beispiele für Bessers Behauptung vor Augen.

Nachdem die Tafel aufgehoben worden war, zogen sich die Herren in das Rauchzimmer zurück. Bald jedoch lockten die Tanzweisen sie in das große, jetzt ausgeräumte Gesellschaftszimmer.

Die Tanzlust, die viele Jahre in den Gesellschaften überwunden zu sein schien, war aufs neue erwacht. Nicht nur die jungen Damen und Herren begeisterten sich für die neuen Tanzarten. Die jungen Frauen betrachteten es als ihr gutes Recht, hier den Wettkampf mit der Jugend aufzunehmen und die meisten Ehemänner empfanden aus diesem Grunde ihre Beteiligung als Pflicht.

Ilse betrieb das Tanzen als Liebhaberei und hatte mit einigen Freundinnen bei einer Amerikanerin die Tänze eingeübt.

Herten trat auf Hedda zu.

„Wollen Sie tanzen, gnädiges Fräulein, oder sind Sie damit einverstanden, wenn wir ein wenig plaudern?"

„Wenn es Ihnen recht ist, möchte ich das Plaudern vorziehen. Ich liebe die neuen Tänze nicht."

„Ob der Anblick der Tanzenden schön oder nicht schön ist, liegt lediglich an dem Grad der Anmut und dem Taktgefühl," warf Herten ein, während er schon Umschau hielt, wo er am besten mit Hedda plaudern konnte.

„Wenn wir uns am Tanze nicht beteiligen, rauben wir hier im Saal den anderen nur den Platz," sagte er, neben Hedda dem Damensalon zuschreitend. „Ich habe mich so sehr gefreut, Sie wiederzusehen. Wollen Sie mir nicht ein wenig von Ihrem Herrn Onkel und Fräulein Else erzählen?"

„Wenn ich zurückdenke, so hat sich wenig bei uns verändert. Natürlich riß der Tod der Tante eine unersetzliche Lücke in unseren Kreis. Aber die Ruhe und Behaglichkeit ist ihm nicht genommen."

„Es klingt wie Sehnsucht durch Ihre Worte."

„Vielleicht ist es Sehnsucht," sagte sie, „ich weiß es nicht genau, vielleicht ist es das Gefühl der Einsamkeit."

Herten sah erstaunt auf.

„Einsamkeit?" wiederholte er zweifelnd. „Fühlen Sie sich nicht wohl in dem Hilgerschen Hause? — Aber verzeihen Sie, diese Frage grenzt hart an Neugierde."

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Herr Doktor, denn Ihre Frage war nur eine Folge meiner Worte. Ich schlug diesen Ton zuerst an. Aber Sie erscheinen mir hier in diesem Kreis wie ein guter alter Bekannter, trotzdem wir uns persönlich doch gar nicht kennen. Ich weiß nur durch Else von Ihnen."

Ein unbehagliches Gefühl, vielleicht Schuldbewußtsein, stieg in Herten auf.

Else Gebhard hatte noch nach Jahren von ihm gesprochen. Er hatte also Hoffnungen in diesem Mädchen erweckt, die er niemals erfüllen konnte.

„Sie haben ein schönes und reiches Leben nach Ihrer Bonner Studentenzeit geführt, Herr Doktor," fuhr Hedda fort, „nicht wahr, Sie hatten das Glück, lange Studienreisen unternehmen zu dürfen?"

„Der Tod meines Onkels und die Erbschaft, die er mir hinterließ, setzten mich in die Lage, meinen Neigungen zu folgen. Ich konnte mich ernsten Kunststudien widmen. Aber Sie wissen doch, daß ich an meinem einmal gesteckten Ziel, Oberlehrer zu werden, zäh festhielt und diesen Beruf auch heute ausübe. Ich halte nur zu meiner besonderen Freude Kunstvorträge. Vielleicht begleiten Sie Fräulein Hilger in meine Vorlesungen, die sie mir zu besuchen versprach."

Sein Blick glitt über Heddas schlanke, zierliche Gestalt, welche die schlichten Linien eines tiefroten Seidenkleides wundersam zur Geltung brachten. Den bescheidenen Ausschnitt umsäumte ein dunkler Pelzstreifen, der die Helle ihres Teints betonte. Wie anspruchslos sah sie im Vergleich zu den übrigen jungen Damen aus.

„Wie schön ist sie geworden!" dachte er. „Der Ernst in ihrem Gesicht hebt ihren Reiz, und die Herbheit ihrer Züge unterstützt den mädchenhaften Ausdruck."

„Haben Sie schon Freunde in Berlin gefunden?" fragte er aus dem Wunsche heraus, etwas Näheres aus Heddas Leben zu erfahren.

„Freunde?" fragte sie zweifelnd, „nein — viele, viele Bekannte. Ich lernte viele Menschen kennen, aber ich hatte selten den Wunsch, mich näher anzuschließen. Vielleicht fehlte mir auch die Gelegenheit, diejenigen, die mich mehr fesseln, näher kennen zu lernen."

„Wie ist Ihr Verhältnis zu Ilse Hilger?"

„Ich habe sie lieb," sagte Hedda schlicht, „sie ist ein gutes, großes Kind, aber ein Kind des Hauses, in dem sie groß wurde."

„Das klingt wie ein Tadel," entgegnete Herten.

„Es war nicht so gemeint. Im Gegenteil, es soll eine Entschuldigung für Eigenschaften sein, die ich nicht zu schätzen vermag."

„Sie wollen damit Oberflächlichkeit bezeichnen?"

„Ich möchte wenigstens den Mangel an Tiefe zu erklären suchen," sagte sie lächelnd.

„Aber Sie haben sie lieb, sagten Sie eben."

„Ja, das tue ich von Herzen," antwortete Hedda überzeugt. „Ilse ist ein guter, ehrlicher Mensch, dabei klug, und was ihr an Ernst der Auffassung fehlt, ist unbedingt die Folge der Erziehung und der Umgebung. Es ist nicht leicht, das Leben ernst zu nehmen, wenn von Jugend an jeder Wunsch erfüllt wird."

„Es beruht auf Erfahrung, daß diejenigen Menschen die tüchtigsten werden, die durch Not gingen," sagte Herten ernst.

„Nicht allen wird das Leben so leicht gemacht, wie Ilse Hilger, trotzdem sie ja auch das Unglück hatte, mutterlos zu werden. Die Bedeutung dieses Wortes verstehe ich."

Herten fühlte, daß tiefer Schmerz Hedda diese Worte eingab. Er wollte diese Stimmung nicht aufkommen lassen und sagte:

„Wir sind alte Freunde, gnädiges Fräulein, und wenn sich Freunde nach vielen Jahren in der Fremde wieder treffen, haben sie Rechte aneinander. Vielleicht ist es Ihnen angenehm, auch außerhalb des Hilgerschen Hauses neue Menschen kennen zu lernen. Ich möchte Sie gern in dem Haus der Witwe eines Freundes einführen und werde eine Gelegenheit suchen, Sie mit Frau Doktor Bracht bekannt zu machen."

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Doktor. Ja, ich gestehe gerne, daß es mein Wunsch ist, andere, wertvollere Beziehungen anzuknüpfen als diejenigen, die mir durch Herrn Direktor Hilger werden. Wir wollen uns jetzt aber nicht zu lange von der Gesellschaft absondern. Ich habe Hausfrauenpflichten."

Sie sagte das ein wenig spöttisch und der Schalk lachte aus ihren Augen.

„Wollen wir nicht zurück zu den Tanzenden gehen? Oder nein," wandte sie sich an ihn, „wir wollen nachsehen, ob die Freunde des Spiels sich im Herrenzimmer zusammengefunden haben."

Sie schritten gemeinsam hinüber in das ernst gehaltene Herrenzimmer, wo die Spieltische aufgestellt waren.

„Es ist kein Platz frei," meinte Herten. „Sehen Sie, wenn ich mich nun an einem Spiele beteiligen wollte, hätte ich die Zeit verpaßt."

„Sie spielen?" fragte Hedda erstaunt.

„Warum fragen Sie mit solchem Erstaunen?"

„Weil ich es mir im Grunde nicht denken kann, daß Sie gerne spielen."

„Haben Sie solch gute Meinung von mir?"

„Vielleicht in dieser Beziehung," sagte sie lächelnd.

„Ich werde mir Mühe geben, Ihre gute Meinung nicht nur in dieser Beziehung zu rechtfertigen. Ich glaube aber, wir sind hier ganz überflüssig und Herr Direktor Hilger übt selbst die Hausherrnpflichten aus."

Sie wollten sich gerade wieder aus dem Zimmer entfernen, als Besser sich ihnen anschloß.

„Ich suche Sie schon seit einiger Zeit, gnädiges Fräulein, denn ich habe große Lust, die angenehme Unterhaltung mit Ihnen fortzusetzen. Ich suchte Sie bei den Tanzenden, leider vergebens."

„Ich mache mir gar nichts aus dem Tanze, Herr Besser," sagte Hedda, „und ich glaube, es gibt hier auch bessere Tänzerinnen als mich."

„Es lag mir auch gar nichts daran, zu tanzen," sagte Besser, wieder in die unliebenswürdige Weise zurückfallend. „Aber wenn ich störe —" er blickte zu Herten auf.

„Ganz und gar nicht," warf Hedda ein, sich ihrer Pflichten erinnernd.

„Es ist wirklich eine Freude, sich mit dem gnädigen Fräulein zu unterhalten," sagte Besser, zu Doktor Herten gewandt. „Die meisten jungen Damen hier fesseln mich gar nicht. Fräulein Gebhard hat solch vernünftige Ansichten. Ich glaube, sie denkt nur ein wenig zu gut von den Menschen."

Herten dachte: „Wenn sie nur ein wenig gut von mir denken möchte," sagte aber zu Besser: „Woraus ziehen Sie diesen Sluß, Herr Besser? Haben Sie keine gute Meinung von den Menschen?"

„Ich müßte wortgewandter sein, wollte ich auf diese Frage eingehend antworten. Ich habe nach der Unterhaltung von heute abend nur die Ueberzeugung, daß Fräulein Gebhard die meisten Menschen zu wohlwollend beurteilt."

„Ich versuche, möglichst sachlich und dabei gründlich zu sein," wandte Hedda ein. „Vielleicht ist meine wohlwollende Meinung eine Folge von Kurzsichtigkeit und mangelnder Schärfe."

Besser lächelte wieder überlegen.

„Sie haben das Bestreben, jedem Ding eine gute Deutung zu geben."

„Ich bemühte mich nur, den wahren Ursprung zu ergründen," entgegnete Hedda durchdacht.

Herten freute sich über Heddas verständnisvolle Art, die Dinge zu sehen.

Besser fuhr unbeirrt fort: „Ich sprach mit dem gnädigen Fräulein heute abend über Heirat oder Nichtheirat, ein Thema, das mir als Junggeselle sehr geläufig ist, wenigstens hatte ich reichlich Zeit darüber nachzudenken."

„Und das Ergebnis dieser Gedankenarbeit war Ablehnung der Ehe, nicht wahr, Herr Besser?" sagte Herten und versuchte zu scherzen.

„Darüber haben wir auch gesprochen, ohne jedoch persönlich zu werden," antwortete Besser, auf den scherzhaften Ton Hertens eingehend.

„Fräulein Gebhard traf wohl das Richtige, daß die Verneinung in jedem Fall mit Sichzufriedengeben verbunden sein müsse. Meine tiefste Ueberzeugung ist, daß es kaum einen Menschen gibt, der sich nicht nach Liebe sehnt. Je reiner

und tiefer jedoch dieser Wunsch ist, um so mehr möchte man dem andern Teil bieten, um so mehr erwartet man von ihm. Eine Ehe, bei deren Eingehung man schon mit Nachsicht für sich von seiten des andern Teils rechnet, ist für meine Begriffe das gröbste Unrecht, das man seinem lieben Ich zufügen kann."

„Ich stimme vollkommen mit Ihnen überein, Herr Besser," sagte Herten, der schon früher eine Vorliebe für den als wortkarg und unliebenswürdig bekannten Bankier hatte.

„Ich finde es ganz ratsam, früh zu heiraten," fuhr Besser fort, „so früh, daß jugendliche Begeisterung keine Prüfung aufkommen läßt."

„Oder sie mildert," warf Hedda ein.

„Jedenfalls eröfffnet frühes Heiraten große Glücksaussichten. Wenn man jung ist, ist man viel geeigneter, sich einander anzupassen und aneinander abzuschleifen.

„Ich bin anderer Meinung, Herr Besser," sagte Hedda ernst, „nicht Jugend paßt sich einander an, sondern reife Menschen."

„Reife Menschen sind wie starke Bäume, die sich nicht mehr biegen lassen. Junge Stämme lassen sich durch Stäbe geraderichten. So geht's mit jungen Menschen auch."

„Aelteren Bäumen gibt man Stützen, um sie zu entlasten," sagte Hedda ein wenig überlegen. „Ganz junge Menschen lassen sich viel von Eingebungen des Augenblicks leiten. Ich halte das für keine gute Grundlage, um eine Ehe aufzubauen."

„Diese Frage ist in unserer Zeit besonders brennend geworden," wandte Herten ein. „Die wirtschaftlichen Verhältnisse, die meist spät erreichbare Möglichkeit für viele Männer, eine Familie zu gründen und zu ernähren, bringt den Zwang später Heirat mit sich."

„Wenn ich für Heiraten im vorgeschritteneren Alter eintrete, so betrachte ich diesen Punkt wie viele andere rein äußerlich und deshalb nebensächlich. Vielleicht verspotten Sie mich jetzt als Träumerin, Herr Besser, denn noch ist es meine Ueberzeugung, daß Liebe die einzige Grundlage ist, die begründete Aussichten auf Glück bieten kann."

Hedda sprach die letzten Worte mit einer leise verschleierten Stimme und ihr Gesicht überzog sich mit einer leichten Röte, die einer Scham zu entspringen schien, daß sie fremden Herren ihre innerste Ueberzeugung preisgab.

Direktor Hilger kam auf die kleine Gruppe zu und lud Besser ein, einen frei gewordenen Platz an seinem Spieltisch einzunehmen.

Um seinem Gastgeber nicht unhöflich zu erscheinen, folgte Besser der Aufforderung des Direktors.

„Ein drolliger alter Herr, der Herr Besser," sagte Herten, zu Hedda gewandt.

„Sie kennen ihn schon länger?" fragte Hedda.

„Ich begegnete ihm schon vor vielen Jahren häufiger hier in diesem Hause, er war mir immer angenehm. Er ist recht gescheit und kann sehr liebenswürdig sein. Er hat jedoch eine ausgesprochene Abneigung gegen die Oberflächlichkeit seiner Kreise und gibt sich nicht die geringste Mühe, mit seiner Ansicht hinter dem Berge zu halten."

„Also ein Charakter."

„Fraglos. Mir ist es nur nicht klar, warum er noch so viel in diesen Kreisen verkehrt, wenn sie ihm so wenig zusagen," antwortete Herten.

Plötzlich fühlte sich Hedda von hinten von zwei Armen umschlungen und zwei Hände legten sich auf ihre Augen.

„Wer ist's?" fragte eine lustige Stimme.

„Ilse, Kind, laß los," bat Hedda, „du ausgelassenes Mädel."

„Ach, bitte, Fräulein Hedda, kommen Sie doch mal zu uns herüber in den Salon, es wird so wunderhübsch getanzt."

Und ohne Heddas Antwort abzuwarten, schob sie ihren Arm in den Heddas und zog sie hinüber in den Salon.

„Sie müssen mitkommen, Herr Doktor," sagte sie, „ich habe Sie den ganzen Abend noch nicht tanzen sehen."

„Ich gebe dabei auch keine gute Figur ab, gnädiges Fräulein, und lasse mich nicht gerne auslachen."

Kaum waren die drei in den Salon eingetreten, als ein junger Herr sich schon wieder vor Ilse verneigte und sie ihrer Gesellschaft entführte.

„Ein wirklicher Wirbelwind!" lachte Herten. „Der Direktor scheint recht zu haben, wenn er sie so nennt."

„Und ob!" lachte Hedda, „aber so frisch und lustig ist sie. — Sieht sie nicht hübsch aus?"

„Ja, sie ist reizend und vorteilhaft gekleidet," sagte Herten.

„Wenn Sie wüßten, wie viel Kopfzerbrechen ihr das macht! Wenn sie Sorgen hat, so drehen sie sich um Kleiderfragen."

„Ist sie so oberflächlich?" lachte Herten.

„Nein, aber sie heult mit den Wölfen, und etwas Eitelkeit muß man ihrer Jugend zu gute halten."

„Ich will mich nun verabschieden, gnädiges Fräulein," sagte Herten. „Morgen früh um acht Uhr muß ich wieder als strenger Lehrer vor meinen Schülern stehen. Ich hoffe, daß Fräulein Hilger Wort hält, am Dienstag nachmittag um sechs Uhr meine Vorlesung zu besuchen. Darf ich darauf rechnen, daß Sie sie begleiten?"

„Das gehört zu meinen Pflichten, Herr Doktor."

„Es würde für mich ein großes Glück sein, denken zu dürfen, daß es zu den Pflichten gehört, die Sie gerne erfüllen."

Einen Augenblick senkten sich Hertens Augen in die des jungen Mädchens.

„Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein," sagte er und beugte sich herab, Heddas Hand zum Abschied zu küssen.

Als Herten das Fest verlassen hatte, erschien es Hedda öde und reizlos. Sie unterhielt sich hier und dort und gab sich die größte Mühe, die Pflichten der liebenswürdigen Wirtin auszuüben.

Als die letzten Gäste das Haus verlassen hatten, atmete sie erleichtert auf. Es fiel ihr immer noch schwer, belanglose Dinge in liebenswürdiger Form zu sagen. Je länger sie diese großen Gesellschaften besuchte, desto mehr hatte sie die Ueberzeugung gewonnen, daß der größte Teil der Teilnehmer geistige Anstrengungen als lästig und überflüssig empfand. Die abgegriffenste Form, die keine Ansprüche an Gedankenarbeit stellt, schien vielen die erwünschteste.

„Ich habe mich ganz ausgezeichnet unterhalten," sagte Ilse, sich vergnügt in einen Sessel werfend, und verschränkte die Arme unter dem Kopf.

„Ich habe getanzt, getanzt, getanzt. Gibt es etwas Schöneres auf dieser Welt!?" — —

Ernst Herten ließ seinen Blick über seine Zuhörer gleiten. Er sprach mit Wärme und fesselnder Lebendigkeit. Nur einem scharfen Beobachter würde es nicht entgangen sein, daß er ganz gegen seine Gewohnheit häufiger stockte und den Faden seines Gedankenganges suchen mußte.

Jetzt schien sein Blick einen Ruhepunkt gefunden zu haben. Er sah häufig nach den letzten Reihen der linken Seite, wo ein ernst aussehendes Frauengesicht seinen Darlegungen mit Spannung lauschte.

Als Doktor Herten seinen Vortrag beendet hatte, ging er schnell hinaus auf den Vorflur, ohne sich, wie sonst, längere Zeit mit einigen seiner Hörerinnen zu unterhalten.

Im Flur traf er Hedda Gebhard und Ilse Hilger, die gerade im Begriff waren, zum Ausgange zu gehen. Er begrüßte sie und bat, sich ihnen anschließen zu dürfen.

Vor dem Ausgang des Hauses stand Doktor Conze. Er grüßte Herten und dieser stellte ihm die Damen vor.

„Ich wußte von Ihrer Schwester, daß jetzt Ihr Vortrag zu Ende sein müsse, deshalb verkürzte ich meine Sprechstunde und kam hierher, denn ich möchte gerne in Ihrer Gesellschaft zu Frau Doktor Bracht gehen. — Ich hoffe, Sie nicht zu stören," sagte er leiser, mit einem Blick auf die Damen.

„Durchaus nicht," entgegnete Herten, „vielleicht gestatten es die Damen, daß wir sie einige Schritte begleiten. Es ist eine wundervolle Dämmerstunde und solch weiche, verlockende Luft, als ob es Frühling werden wollte.

„Ist es Ihnen angenehm," sagte er zu den Damen gewandt, „wenn wir gemeinsam den Weg durch den Tiergarten machen?"

Man war einverstanden und sie schritten von der Roonstraße den Breiten Weg hinab, der in den Tiergarten führte.

Conze hatte sich Ilse zugesellt und ging mit ihr voran.

Sein Anzug machte heute einen gewählteren Eindruck als gewöhnlich.

Sein eigenartiges Aeußere erregte Ilses Interesse.

„Warum kommen Sie nach dem Vortrage Doktor Hertens?" fragte sie.

„Weil mir die Zeit vorher mangelt, gnädiges Fräulein. Ich habe sogar noch jetzt meine Sprechstunde im Stiche gelassen, um mit meinem Freund einen verabredeten Besuch zu machen."

„Sie sind Arzt?"

„Nein, Rechtsanwalt. — Hat Ihnen der Vortrag meines Freundes gefallen?"

„O ja, sehr," beeilte sich Ilse zu versichern. „Mich interessiert Malerei sehr, und besonders die Zeit, die sich Doktor Herten gewählt hat, entspricht meinem Geschmack besonders. O," versicherte sie in ihrer lebhaften Art, „ich bin keine wirkliche Kunstkennerin; das Schöne macht mir Freude, und die Art, wie Doktor Herten die Sache vorträgt, ist so lebendig, daß er weit mehr gibt, als man in derartigen Vorträgen zu empfangen gewohnt ist."

„Herten würde sich freuen, wenn er Ihr Lob gehört hätte."

„Ihm liegt bestimmt ganz und gar nichts an meinem Urteil!"

Conze lächelte ein wenig spöttisch und sagte:

„Sie befinden sich im Irrtum, gnädiges Fräulein. Warum sollte er ihr Urteil nicht schätzen?"

„Weil es nicht auf gediegenen Grundlagen ruht."

„Das ist kein genügender Grund. Glauben Sie nicht, daß jedes Lob einer Frau einem Manne Freude macht?"

„Jedes?" sagte Ilse zweifelnd. „Vielleicht oberflächlichen Männern, aber bei Herrn Doktor Herten scheint mir das ganz und gar nicht zuzutreffen."

„Der Glückliche scheint in hoher Achtung bei Ihnen zu stehen."

„Das tut er auch," sagte Ilse, „trotzdem ich ihn so wenig kenne. Mein Vater schätzt ihn sehr,

und auch Fräulein Gebhard, die ihn schon viele, viele Jahre kennt, spricht mit großer Hochachtung von ihm. Fräulein Gebhard — sie ist, seitdem ich aus dem Töchterheim zurück bin, in unserem Hause — kennt Herrn Doktor Herten aus seiner Studentenzeit."

Conze lauschte gefesselt. Ihm gefiel dies lebendige, blonde junge Mädchen, von dem er bisher noch nie gehört hatte.

„Meine Mutter ist tot," fügte Ilse erklärend hinzu.

Conze verstand.

Sie wollte ihm auf feine Weise andeuten, daß Fräulein Gebhard ihre Gesellschaftsdame sei.

„Als ich aus dem Töchterheim zurückkam, lebte ich ein Jahr mit Fräulein Gebhard in Wiesbaden, und jetzt bin ich zu Hause und finde Berlin so schön. — Gehen Sie viel aus, Herr Doktor?"

„Nein," sagte er, „bis vor einem Jahr lebte ich ganz zurückgezogen, fast das Leben eines Einsiedlers. Sie sehen mich ungläubig an? Ja, es ist so. Ich hatte in meiner Jugend ein furchtbares Erlebnis, das mir jede Lebensfreude raubte. Davon konnte ich mich viele, viele Jahre nicht erholen. Ich vertrauerte meine ganze Studentenzeit, dann die Jahre als Referendar und auch die ersten Jahre meiner Niederlassung lebte ich nur meiner Arbeit."

Und jetzt?"

„Ein neuer Lebenshunger scheint in mir erwacht. Jetzt möchte ich das Leben in vollen Zügen genießen."

„Was könnte Sie auch daran hindern?" fragte sie, „ein junger Herr kann doch tun und lassen, was er will. — Und das Erlebnis?"

Sie sagte es und in ihren Augen stand brennende Neugier.

„Ich will es nicht erzählt haben, nein, nein," sagte sie abwehrend, „wie sollten Sie dazu kommen, mit mir davon zu sprechen? Aber da Sie es erwähnten — es klingt so geheimnisvoll, wie eine große Liebe."

„Mit Liebe hatte es gar nichts zu tun," sagte Conze bitter, „ganz und gar nichts. Es war ein Unglück, das unsere Familie traf und unser aller Leben in ganz neue Bahnen brachte."

Ilse bereute ihre Frage, und, schnell ablenkend, sagte sie: „Und jetzt genießen Sie, genießen in vollen Zügen?"

„Hierauf eine Antwort zu geben, ist nicht ganz leicht, gnädiges Fräulein. Ich habe den Wunsch, zu genießen, das Versäumte der verlorenen Jahren nachzuholen. Die eigentliche Form des Genusses habe ich noch nicht gefunden."

„Sie scheinen mir ein recht schwieriger und anspruchsvoller Herr zu sein."

„Vielleicht. Jeder Mensch sucht doch die Lebensfreude auf eigenen Wegen. Noch bin ich ein Suchender."

Ilses Teilnahme stieg.

„Ein eigenartiger Mensch," dachte sie. „Jedenfalls keine alltägliche Erscheinung."

Sie sah sich nach Heda um, die nur wenige Schritt mit Herten hinter ihr her ging.

„Meine Offenheit scheint Sie zu langweilen," sagte Conze. „Entschuldigen Sie, wenn ich zu Ihnen, einer fremden Dame, so viel von mir sprach."

„O nein," beeilte sich Ilse abzuwehren. „Ich fragte Sie vielleicht recht neugierig, und hätte Fräulein Gebhard meine Frage gehört, so würde sie mich zweifellos getadelt haben. Ist also ein Vorwurf am Platze, so trifft er mich. Mir geht es ähnlich wie Ihnen. Es ist mir, als müßte ich jeden Tag hundertmal leben, um ihn genießen zu können. Es ist so schön, jung zu sein."

Mit schelmischem Lächeln fügte sie hinzu: „Mir fehlt der nötige Ernst, sagen Vater und Fräulein Gebhard. Aber ich habe keine Sehnsucht danach, er wird schon noch kommen."

„Ein prächtiges Mädel!" dachte Conze, „wie sprühend, wie lebendig!"

„Erzählen Sie mir, womit Sie Ihre Zeit verbringen," sagte er. „Ich habe keine Ahnung, womit sich eine junge Dame beschäftigt."

„Das ist recht schwer, Ihnen das zu erklären. Zu einem ernsthaften Beruf tauge ich nicht. Ich sagte Ihnen schon, daß ich die Kunst liebe und möglichst viele Vorträge höre, in die Museen gehe, mir die Bilder betrachte und versuche, sie ganz in mich aufzunehmen. Ueber die Bilder, die ich besonders liebe, lese ich viel, ebenso über das Leben der Meister, welche sie schufen. Dann treibe ich Sprachen, Englisch, Französisch, Italienisch."

Sie sagte das ehrlich und mit vergnügtem Lachen.

„Sehen Sie," fuhr sie fort, „es ist gar nicht so einfach, die Haustochter in einem geselligen Hause zu sein. Mein Vater liebt die Geselligkeit sehr, und so gehen wir viel aus und empfangen gerne Gäste. Das bringt eine Reihe von Verpflichtungen mit sich, die mir viele Zeit rauben. — Lieben Sie Gesellschaften?"

„Ja und nein," antwortete Conze. „Gesellschaften in anregenden Kreisen liebt wohl jeder. Aber den Reiz, der in großen Gesellschaften stecken muß, konnte ich bis jetzt nicht finden. Durch mein zurückgezogenes Leben hatte ich naturgemäß auch wenige Beziehungen und dadurch selten Gelegenheit, sie zu besuchen."

Ilse zögerte einige Sekunden, dann fragte sie: „Hätten Sie Lust, ein Maskenfest mitzumachen?"

Ohne Conzes Antwort abzuwarten, erzählte sie: „Da meine Freundinnen und ich öffentliche Mas-

kenbälle nicht besuchen dürfen, haben wir beschlossen, gemeinsam ein Maskenfest zu geben, das im Hotel Esplanade stattfinden soll. Jeder hat das Recht, Freunde und Bekannte einzuführen. Wenn Sie Lust haben, will ich Papa bitten, daß er Sie auffordert. Er wird Herrn Doktor Herten einladen und Sie als sein Freund können durch uns eingeführt werden. Vielleicht macht Ihnen dieses Fest Freude. Ich stelle es mir entzückend vor und habe mir schon einen Anzug ausgesucht."

„Sie sind sehr liebenswürdig, gnädiges Fräulein," sagte Conze. „Warum sollte Ihr Herr Vater aber einen fremden Herrn einführen?"

„Ich fühle den Vorwurf, der in Ihren Worten liegt," sagte Ilse. „Es ist bestimmt nicht passend von mir, Sie aufzufordern, aber wenn es Ihnen Freude macht, schadet es wohl nicht viel. Im übrigen fällt bei einem Maskenfest die strenge Umgangsform fort. Ich lockerte sie also schon im voraus ein wenig. Ich werde Papa sagen, daß ich Sie aufforderte, und wenn Sie Lust haben, so machen Sie einfach an diesem oder am nächsten Sonntag Papa einen förmlichen Besuch."

„Ich danke Ihnen jedenfalls sehr, gnädiges Fräulein, und werde mir gestatten, Ihrem Herrn Vater einen Besuch zu machen."

In diesem Augenblick hatten sich Hedda und Herten den beiden genähert. Ilse wandte sich an Hedda:

„Eben erzählte ich Herrn Doktor Conze von unserem Faschingsscherz und forderte ihn auf, daran teilzunehmen."

In Heddas Gesicht malte sich berechtigtes Erstaunen.

„Herr Doktor Conze wird Papa am Sonntag besuchen," sagte Ilse, „dann kann Papa ihn doch einführen. Vielleicht reizt es Herrn Doktor Herten auch, an dem Feste teilzunehmen?" fragte Ilse.

Herten lächelte.

„Nein, gnädiges Fräulein, ich danke vielmals, aber an solchen Festen nehme ich nicht teil."

„Wohl aus Rücksicht auf Ihren Beruf, nicht?"

Ein strafender Blick aus Heddas Augen traf Ilse, den diese aber nicht beachtete.

„Herr Doktor Conze sagte mir aber, daß er Faschingsfeste hübsch findet; warum sollte also sein Freund nicht auch kommen?" sagte Ilse wie ein schmollendes Kind.

„Vielleicht entschließt sich mein Freund doch, mitzukommen," versuchte Conze zu vermitteln. „Da das gnädige Fräulein mich so liebenswürdig aufforderte, sehe ich es als meine Pflicht an, an dem Feste teilzunehmen."

„Pflicht!" sagte Ilse höchst enttäuscht. „Sie sagten mir doch vorhin, daß es Ihnen Freude machte."

„Das eine schließt das andere nicht aus. Da Sie mich so liebenswürdig aufforderten, würde ich auch das Fest besuchen, selbst wenn es nur aus Pflicht geschähe."

An derartigen Festen teilzunehmen, stand im allgemeinen im Widerspruch mit Hertens Anschauungen. Nein, er wollte keine Ausnahme machen, selbst nicht um der Freude willen, einen Abend in Hedda Gebhards Gesellschaft verbringen zu können.

Man verabschiedete sich.

„Das ist ja ein ganz entzückendes junges Mädchen," sagte Conze voll Begeisterung, als er mit Herten allein war und sie jetzt schneller ausschritten, um zu der verabredeten Zeit bei Frau Doktor Bracht zu sein.

„Entzückend lebendig, und so offen. Woher kennen Sie die Dame?"

„Ich verkehre seit vielen Jahren in dem Hilgerschen Hause, damals schon, als die Frau des Direktors noch lebte. Es war mir stets eines der anregendsten Häuser, die ich kenne. Nach dem Tode der Gattin des Direktors hörte für einige Jahre das gesellige Leben auf, bis die Tochter erwachsen war. Als sie aus dem Töchterheim kam, lebte sie zu ihrer weiteren Ausbildung ein Jahr mit Fräulein Gebhard in Wiesbaden, und seit dem Sommer sind sie wieder in Berlin. Jetzt ist das heitere Leben wieder in vollem Gange. Noch vor wenigen Tagen verbrachte ich dort einen sehr anregenden Abend in großer Gesellschaft."

„Fräulein Hilger erzählte mir, daß Sie die Gesellschaftsdame, Fräulein Gebhard, kennen."

„Ja, es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen. Ich verkehrte als Student in Bonn viel in dem Hause des Professor Levermann, dem Onkel Fräulein Gebhards. Sie und ihre ältere Schwester waren Waisen und lebten damals bei ihren Verwandten. Ich kannte Fräulein Gebhard damals ganz wenig, sie war noch Backfisch. Ich kümmerte mich fast nur um ihre drei Jahre ältere Schwester, ein ungemein reizendes, verständiges Mädchen. Es ist für Fräulein Hilger ein großer Gewinn, daß Fräulein Gebhard mit ihr zusammen ist. Sie ist ein gutes Gegengewicht gegen das allzu inhaltslose Leben, das sonst das junge Mädchen führt."

„Sehr hübsch ist die blonde Ilse."

„Ja, ja, sie ist hübsch, aber ganz und gar nicht mein Geschmack," fuhr Herten fort, „aber ihre frische, natürliche Art macht sie angenehm."

„Ich werde bestimmt am Sonntag einen Besuch im Hilgerschen Hause machen."

Herten lachte.

„Jetzt haben Sie doch, was Sie wollen, lieber Freund. Wenn Sie erst einmal den Anfang gemacht haben, in diesen Kreisen zu verkehren, werden Sie über keinen freien Abend mehr verfügen können."

Im stillen dachte er: „Also hatte ich doch recht mit meiner Beurteilung. Kaum sieht er einen Goldfisch, so ist er schon in seinen Netzen.“

„Ich bin froh, mich von den Nachwirkungen meines Mißgeschicks befreit zu haben,“ fuhr Conze fort. „Wäre mein Vater nicht zusammengebrochen, welch glückliches Leben hätte ich geführt. Wie schwer hat dieser Schlag auf mir gelastet . . .“

„Vielleicht hat es auch sein Gutes, lieber Freund. Die ernsten Jahren haben Sie gewiß nicht umsonst verbracht, und zu diesen Freuden, nach denen Sie jetzt mit allen Fibern Ihres Wesens streben, bleibt Ihnen noch reichlich Zeit.“

Herten blieb vor dem Hause in der Kaiserallee stehen, in dem Frau Doktor Bracht wohnte, knöpfte den Ueberzieher auf und zog die Uhr aus der Westentasche. Er ließ den Deckel springen und sagte, nachdem er einen Blick auf das Zifferblatt getan hatte:

„Wir sind pünktlich. Ich habe uns für halb acht Uhr angemeldet. Jetzt ist es zwei Minuten vor halb, wir werden also mit dem Schlag halb acht Uhr bei Frau Doktor Bracht eintreten.“

Er steckte die Uhr ein und zog am Klingelknopf der Haustür.

Die Tür öffnete sich. Die brummige Pförtnerfrau kam in Filzpantoffeln aus ihrer Wohnungstür und öffnete den Fahrstuhl. Die beiden Herren fuhren nach oben.

Wieder empfing Lotte Bracht in dem Arbeitszimmer ihres Mannes.

Nachdem sie Doktor Herten begrüßt und dieser ihr Doktor Conze vorgestellt hatte, sagte sie mit ihrer weichen, wohlklingenden Stimme: „Ich danke Ihnen sehr, Herr Doktor, daß Sie die große Liebenswürdigkeit hatten, mich in meiner Wohnung aufzusuchen. Darf ich Sie bitten, hier Platz zu nehmen?“

Sie wies auf bequeme Stühle und setzte sich wieder in den tiefen, ledernen Klubsessel, ihren Lieblingsplatz.

„Ich bin natürlich sehr gern zu Ihnen gekommen, gnädige Frau, und stelle mich Ihnen ganz zur Verfügung,“ antwortete Conze.

„Ich habe meinem Freunde in kurzen Worten die Angelegenheit mitgeteilt,“ sagte Doktor Herten und, zu Conze gewandt, fuhr er fort: „Es handelt sich um eine voraussichtliche Anfechtung des Testamentes, das der Gatte der Frau Doktor Bracht kurz vor seinem Tode, — er endete durch Selbstmord, — niederschrieb.“

„Darf ich die Papiere sehen, gnädige Frau?“ sagte Conze.

„Ich habe sie schon zurechtgelegt.“

Mit diesen Worten erhob sich Frau Bracht und ging auf den Schreibtisch zu.

Sie war heute in schwarze Seide gekleidet. Den Ausschnitt umsäumte ein kleiner Kragen aus alten schönen Spitzen in einem matten gelben Ton.

Auch Conze hatte sich erhoben.

„Behalten Sie nur Platz, Herr Doktor,“ sagte Lotte Bracht, „ich reiche Ihnen die Papiere herüber. Es sind zwei Testamente. Bitte, lesen Sie.“

Conze nahm die Papiere in Empfang.

Einige Minuten tiefsten Schweigens herrschte und nur die scharfen Klingelzeichen der elektrischen Bahnen, die unablässig durch die Straßen sausten, gellten durch die Stille.

Herten betrachtete das Bild seines verstorbenen Freundes und sah dann zu der jungen Frau hin, deren Gatte mit bitterer Anklage gegen seine Frau aus dem Leben geschieden war.

Conze schien die Gegenwart der anderen vollkommen zu vergessen.

Nachdem er die Schriftstücke gelesen, blickte er gedankenvoll vor sich und strich hin und wieder bedächtig durch sein rotblondes Haar. Dann stand er auf und ging, ohne einen Ton zu sagen, im Zimmer auf und ab.

Die Minuten schienen sich Frau Lotte ins Endlose zu dehnen. Ihr Gesicht wurde blaß und in ihren angstvoll geweiteten Augen las Herten die qualvolle Spannung, die sich ihrer bemächtigte.

Sie saß vornübergeneigt, ihre Hände hatten sich krampfhaft verschlungen. Vor ihrem Innern zogen blitzartig die Ereignisse des Tages vorüber, an dem ihr Gatte das verhängnisvolle Testament machte, ehe er aus dem Leben schied.

Schwere Wochen waren vorangegangen, in denen sie, um seinen erregten Nerven Ruhe zu geben, nicht von seiner Seite gewichen. Dann hatte sie geglaubt, ihre Kraft sei zu Ende und die gewitterschwüle Luft des Sommertages hatte sie aus der Dumpfheit des Zimmers ins Freie gelockt. Sie hatte geglaubt, die glutende Atmosphäre des geschlossenen Raumes nicht mehr ertragen zu können und war hinausgeeilt. Planlos war sie durch die Straßen geirrt, nur hinaus wollte sie, nur da gehen, wo andere Menschen gingen.

Er hatte ihre Hast anders gedeutet, sie als Zeichen von Ungeduld angesehen, die sie in die Arme eines anderen trieb. Und als sie dann wieder, von einer unsinnigen, ihr selbst unerklärlichen Angst gepackt, in ihre Wohnung zurückkehrte, ohne mit einem Menschen auch nur ein Wort gewechselt zu haben, war es geschehen.

Sie fand ihren Mann in seinem Zimmer liegend, neben sich seinen letzten Willen, der diese verzweiflungsvolle Tat erklärte.

Um nichts, um einen Wahngedanken, um ein Trugbild war er in den Tod gegangen!

Sie blickte zu Conze hin, der mit fest geschlossenen Lippen seine Wanderung in dem Zimmer nicht unterbrach.

MINARD'S LINIMENT

ist eins jener Hausmittel, welches wir der Person in einem Gemeinwesen verdanken, der am meisten Vertrauen entgegen gebracht wird — nämlich dem Familienarzt. Er war es, der nach langen Jahren der Praxis, nach genauer Beobachtung und nach genauer Kenntnis des menschlichen Systems zum ersten Mal Minard's Liniment formulierte und verschrieb. Und so hat von Jahr zu Jahr die Berühmtheit und der gute Ruf dieses Hausmittels mehr und mehr zugenommen, bis seine Beliebtheit jetzt einen außerordentlich hohen Grad erreicht hat und es sind Anzeichen vorhanden, daß es mit jedem weiteren Jahr immer mehr geschätzt werden wird.





LARGE SIZE 65 CENTS

REGULAR SIZE 35 CENTS

Allgemeine Anweisungen für den Gebrauch in der Familie

Für Erkältungen, Grippe usw. Man erwärmt das Liniment und reibt Brust und Rücken damit ein und wiederholt dies alle paar Stunden, bis es hilft.

Für Bronchitis und Asthma. Man bestreicht ein Stück dicken, braunen Papiers mit dem Liniment und legt es auf den Hals auf so oft, wie der Patient es vertragen kann; jedesmal verwendet man ein frisches Stück Papier.

Zum Gurgeln. Man tut einen halben Teelöffel voll Minard's Liniment in ein Glas Wasser und rührt tüchtig, bis das Liniment sich ganz verteilt hat, dann gurgelt man den Hals jede halbe Stunde damit. Man gebrauche das Gurgelwasser in allen Fällen der sogenannten falschen oder spasmodischen Halsbräune, Heiserkeit, gewöhnlich oder besonders wehem Hals, Bronchitis und Asthma.

Für Erkältungen im Kopf. Man erwärmt das Liniment und atmet es öfter ein. Oder man vermischt einen halben Teelöffel voll Minard's Liniment in ungefähr einem Pint heißen Wassers in einem offenen Gefäß und atmet die Dämpfe ein.

Für Rheumatismus, Neuralgie. Wenn möglich, erwärmt man die kranken Körperstellen und reibt reichlich von dem Liniment gut ein; dann streicht man etwas Liniment auf braunes Papier und bedeckt damit die leidenden Teile.

Für Magenkrämpfe, Husten, Asthma etc. Man nehme von fünf Tropfen bis einen halben Teelöffel voll, je nach dem Alter, in Honig, Syrup oder Molasses.

Für Brandwunden. Man mischt Minard's Liniment und Oliven- oder Rizinusöl oder Cream zu gleichen Teilen. Dies streicht man auf braunes Papier und tut es auf die Brandwunden.

Für Hühneraugen und Schwielen. Man entfernt die harte Haut und bestreicht gut mit dem Liniment.

Für Warzen. Man legt reichlich und oft Minard's auf.

Für Mosquito- und giftige Insektenstiche. Man bestreiche gründlich damit.

Ein ausgezeichnetes Haarmittel. Man reibe viermal in der Woche tüchtig damit ein. Wird **Kopfschuppen** beseitigen, die Kopfhaut reinigen; wird den **Haarwuchs** fördern und Haarausfall verhindern; macht das Haar weich und glänzend.

Für Schmerzen in der Brust, in der Seite oder im Rücken, Verstauchungen, Quetschungen, Ueberanstrengung, Muskelzusammenziehungen, Erstarrung der Glieder, Frostbeulen, Steifheit der Gelenke, Lumbago, Ischias. Zuerst wasche man gut mit warmem Wasser, dann reibe man das Liniment tüchtig mit der Hand ein. Man wiederhole dies des öfteren.

Für Frostschaden. Man reibt Minard's gut mit der Hand ein.

Für aufgesprungene oder rauhe Hände, wehe Brustwarzen, Pusteln, Flecken im Gesicht, fressende Flechte, wehes Gesicht vom Rasieren. Man löse gleiche Teile Liniment, Baum- oder Olivenöl oder Cream auf und reibe damit einmal am Tage ein.

Für alte Wunden, Beulen. Man reinige zuvor gründlich und dann streiche man reichlich Liniment darauf und bedecke mit einem Stück Zeug. Zweimal täglich.

Für Hämorrhoiden (Piles). Man löse gleiche Teile Liniment, Baum- oder Olivenöl oder Cream auf und lege reichlich davon jeden Abend auf.

Für Fleischwunden und äußere Vergiftung. Man bestreicht reichlich mit dem Liniment. Es wird eine Minute lang weh tun, aber es entfernt alles Gift, und die Wunde heilt schnell.

Für sogenannte falsche oder spasmodische Halsbräune, Heiserkeit und gewöhnlichen wehen Hals. Man vermischt einen Teelöffel voll Liniment mit einem Eßlöffel voll Honig, Syrup oder Molasses und nimmt jede Stunde einen Teelöffel voll der Mischung ein, bis man Linderung spürt; auch bade man den Hals und die Brust mit dem Liniment.

Kopfschmerz. Man bade den Kopf damit und inhaliert tüchtig.

Für Zahnschmerzen. Man bade das Gesicht damit und wenn der Zahn hohl ist, steckt man ein wenig Watte, die mit dem Liniment gut durchtränkt ist, in den Zahn.

Für Ohrenschmerzen. Man vermischt vier Tropfen Liniment und vier Tropfen Baum- oder Olivenöl, erwärmt es etwas und tut zwei oder drei Tropfen ins Ohr.

Minard's Liniment hinterläßt keine Fettflecken, hat keinen anstößigen Geruch, trocknet schnell.

Minard's Liniment ist unentbehrlich im Stall

Für Verrenkungen, Verstauchungen, Quetschungen, Schnittwunden, Anschwellungen, Sattel- oder Kummetdruck. Man bestreicht gründlich mit dem Liniment.

Für Kolik. Ein halbes Pint Molasses, ein Pint heißes Wasser, 4 Eßlöffel Liniment tut man in eine Flasche und schüttelt es gut. Dann gießt man es dem Tier in den Hals. Wenn nach dreißig Minuten keine Linderung, wiederhole man.

Für Druse oder Husten. Man tut einen Teelöffel voll Liniment in ein halbes Pint Molasses und gießt es in die feuchte Kleie oder Hafer. Man bestreicht den Hals gründlich mit Minard's.

Großartig bei . . .

Wehem Hals und Brust-Erkältungen

Man erwärmt Minard's und reibt damit die wehen Stellen ein. **Neuer Metallflaschenverschluß** schließt die Stärke des Liniments hermetisch ein. Verhindert Vergießen der Flüssigkeit und ist leicht abzunehmen. Man reibt reichlich Minard's ein, um irgend welche Muskelschmerzen, Steifheit, Schmerzen in den Füßen, rheumatische Schmerzen usw. zu beseitigen.

Sales Agents:

Harold F. Ritchie & Company, Ltd.
Toronto



MINARD'S LINIMENT CO., LIMITED
YARMOUTH, NOVA SCOTIA

Warum sprach er nicht? Warum diese Folter?

Und dann stiegen vor ihrem Blick die letzten glücklichen Stunden der allerletzten Tage auf.

Vor wenigen Tagen noch war der Geliebte bei ihr gewesen, um dessetwillen jetzt ihr Herz in qualvoller Angst zuckte, ihre Hände eiskalt ineinander griffen.

Welche weichen, guten, vertrauenden Worte er sprach! Wie sein schlichtes, ehrliches Wesen ihre Liebe beglückte. Sie wußte, daß dieses Mannes Liebe ihr galt, daß ihn nur sein eisernes Pflichtgefühl zurückhielt, sie rückhaltslos in seine Arme zu reißen. Mit welcher Zärtlichkeit er von seinen blonden jungen Schwestern sprach, die wie Kinder über die blumigen Wiesen der Heimat tollten.

„Durch meine Schuld dürfen sie nicht in Not und Elend geraten, sie und die Mutter nicht. Es müssen Mittel und Wege gefunden werden, daß wir nicht von einander gehen müssen und daß sie auf dem Gut der Väter bleiben können. Das bin ich dem Andenken des Vaters schuldig."

Frau Lotte hatte mit keiner Silbe widersprochen. Sie wußte auch, daß sie es niemals hätte ertragen können, wenn sich ihretwillen Schatten der Schuld auf diese reine Stirn legten.

Alle Möglichkeiten hatten sie eingehend miteinander besprochen. Wenn er das Gut im Stich ließ, würde er das Vertrauen anderer Menschen mißbrauchen, die ihr Geld, um zu helfen, auf das Gut geliehen hatten.

„Für dich und mich würde ich immer sorgen können," hatte er stolz gesagt. „Ich würde schnell eine Stellung finden, die für unsere Lebensbedürfnisse genügte. Sollen aber meine Mutter und meine Schwestern von der Scholle gehen, damit ich glücklich werde?"

Sie sah ihn tief in Gedanken vor sich sitzen.

„Ich glaube," hatte er mit seiner weichen Stimme geflüstert, „ich könnte kein reines Glück genießen, wenn andere darum leiden müßten. Ich habe die Pflicht, meine ganze Kraft und Persönlichkeit einzusetzen, um für die Meinen zu sorgen."

Um seine Rührung zu verbergen, hatte er sich über ihre Hand geneigt und sie mit glühenden Küssen bedeckt. Und als er wieder zu ihr aufsah, und ihre Hände fest in den seinen hielt, sprach er voll Zuversicht:

„Ich werde mein Glück, eine Lebensmöglichkeit für uns vom Schicksal ertrotzen."

Frau Lotte hatte mit ihrem Verlobten, Herrn von Pritzow, niemals von der Möglichkeit einer Anfechtung des Testamentes gesprochen. Er wußte von ihr, daß dieses Testament bestand, aber nicht, daß in ihr ein Hoffnungsfunken schimmerte, die Wirkung des Testaments zu brechen.

Das Warten wurde immer qualvoller und es schien ihr wie eine Erlösung, als Conze sich wieder auf seinen Platz setzte. Er stellte zunächst einige Fragen und ließ sich von Frau Lotte bestätigen, daß die Eltern und Großeltern ihres Mannes lange vor ihm verstorben waren und daß er der einzige Sohn seiner Eltern gewesen war. Dann fuhr er fort:

„Gnädige Frau, meiner Ueberzeugung nach ist die Auffassung durchführbar. Den Bestimmungen des Testamentes läßt sich eine Auslegung geben, daß sie Ihrer Verheiratung mit Herrn von Pritzow nicht im Wege steht und Ihre Vermögenslage von dieser nicht beeinträchtigt werden wird. Ihr Gemahl hat, wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten, jedoch so, daß die darauf gerichtete Absicht erkennbar und nachweisbar ist, in dem Testament deutlich zum Ausdruck gebracht, daß er zu der beschränkenden Bestimmung nur durch die Ueberzeugung veranlaßt worden sei, Sie seien am Tage seines Selbstmordes mit jenem anderen Manne zusammengetroffen, der damals Gegenstand seiner krankhaften Eifersucht war. Er wollte Ihnen die Nutzung seines Vermögens nur für den Fall entziehen, daß Sie die neue Ehe mit diesem eingehen. Es ist nirgends darin ausgesprochen, daß die gleiche Wirkung auf für jeden Fall einer neuen Eheschließung eintreten sollte.

„Wir finden an anderer Stelle sogar Sätze, welche unmittelbar direkt gegen diese Annahme sprechen und erkennen lassen, daß er Ihrer Wiederverheiratung mit einem anderen Manne nichts in den Weg legen wollte. Mein Standpunkt würde im Fall eines Prozesses eine weitere Sicherung erlangen, wenn es möglich ist, nachzuweisen, daß die Eifersucht Ihres Mannes ein leerer, meinethalben krankhafter Wahn war, und daß Sie namentlich an jenem letzten Tage das vermeintliche Zusammentreffen mit jenem Manne gar nicht gehabt haben."

Lotte Bracht war zunächst keiner Antwort fähig.

Diese Möglichkeit, die sie mit allen Fasern ihres Herzens erhofft, schien nun, der Verwirklichung nahe gerückt, sie aller Lebensäußerungen zu berauben.

Endlich sammelte sie sich und erwiderte:

„Es wird sich mit Leichtigkeit feststellen lassen, daß es mir unmöglich war, diesen mir tatsächlich fast fremden Herrn an jenem verhängnisvollen Tage gesehen zu haben," sagte Frau Lotte mit leiser Stimme. „Ich habe zufällig erfahren, daß dessen Vater am Tage vorher in Königsberg von einem Schlage betroffen wurde. Er reiste deshalb noch am selben Abend zu ihm."

Conze sprang wieder in seiner lebhaften Weise in die Höhe: „Ausgezeichnet, gnädige Frau, ganz ausgezeichnet trifft sich das! Auf diesem Wege läßt sich unter Zuhilfenahme des Zeugnisses jenes Mannes, das wir voraussichtlich noch durch Nebenumstände unterstützen können, feststellen, daß

der Grund, auf den sich Ihre bedingte Enterbung stützt, auf einer falschen Annahme Ihres Gatten beruhte," und, fügte er noch hinzu, „es kann Ihnen auch nichts schaden, wenn das Gericht etwa zu der Annahme kommen sollte, daß das ganze Testament unwirksam und ungültig ist, denn auch in diesem Falle würden Sie nach dem Gesetz die alleinige Erbin Ihres Mannes sein, da die für den Fall Ihrer Wiederverheiratung eingesetzten Personen bei Wegfall des Testamentes überhaupt keine Erbansprüche haben, sondern durch Ihre Rechtsstellung als Gattin von der Erbschaft ausgeschlossen würden. Wir müssen gegen die bedingt eingesetzten Personen Ihr besseres Recht nötigenfalls durch Klage zur Anerkennung und gerichtlichen Feststellung bringen."

Er schrieb sich die erforderlichen Namen und Daten auf und fuhr dann fort: „Ich werde Ihnen morgen eine Vollmacht schicken, die Sie mir unterschreiben und ich hoffe, in nicht allzu langer Zeit diese Frage für Sie in befriedigender Weise zum Austrag bringen zu können."

Ein Freudenschein zog jetzt über Frau Lottes Antlitz.

„Sie haben also Hoffnung, glauben, Hoffnung für mich haben zu können, Herr Doktor?" fragte sie. Trotzdem diese Frage Furcht vor Enttäuschung durchbebte, hatten ihre Augen den tiefen schmerzvollen Ausdruck verloren.

Herten ging auf sie zu und drückte ihr herzlich die Hand. „So wird hoffentlich alles noch gut werden, gnädige Frau," sagte er.

„O, ich danke Ihnen sehr!" Und auch Conzes Hand ergreifend, schüttelte sie dieselbe mit aller Lebendigkeit, deren sie fähig war.

„Ich lege nun also mein Schicksal in Ihre Hand, Herr Doktor und hoffe, Sie lenken es zum Besten."

„Ich werde mich freuen, gnädige Frau, meine Pflicht tun zu können," sagte Conze ernst.

Als die beiden Herren gegangen waren, saß Frau Lotte noch lange in dem tiefen Lehnsessel. Sie hatte die hellen Lichter verlöschen lassen und nur eine Stehlampe beleuchtete das Zimmer ein wenig.

* * *

Anna Herten war äußerst regsam. Conze war vor einigen Tagen zu einem kurzen Besuche bei ihr gewesen, und sie hatte die Gelegenheit benutzt, ihn zum Mittagessen am Sonntag einzuladen.

Er hatte flüchtig von der Bekanntschaft mit Fräulein Hilger erzählt. Als er nun in Besuchsanzug mit kam, war Anna ob dieser Feierlichkeit, die sie an ihm nicht gewohnt war, recht erstaunt.

Er berichtete ganz harmlos von seinem Besuche in dem Hilgerschen Hause, und wäre er ein etwas schärferer Beobachter gewesen in diesem Augenblick, so hätte er den Eindruck bemerken müssen, den seine Erzählung auf Anna machte.

„Weil dieses junge Mädchen Sie auf der Straße kennen lernt und Sie dann ganz formlos auffordert, zu ihnen zu kommen, gehen Sie hin?" sagte sie voll Hohn. „Na, ich hätte Sie doch für vernünftiger gehalten, als daß Sie auf die Aufforderung solcher Gänse zuschnappen!"

Conze blickte erstaunt auf.

„Aber warum sollte ich nicht hingehen, Fräulein Anna?" meinte er trockenen Tones. „Ihr Herr Bruder verkehrt doch auch in dem Hilgerschen Hause."

„Gott, mein Bruder kennt den Direktor schon seit vielen Jahren. Erstens finde ich es unpassend, daß ein junges Mädchen nach wenigen Minuten der Bekanntschaft einen jungen Herrn auffordert, sie zu besuchen, und zweitens finde ich es geradezu lächerlich von Ihnen, solcher Aufforderung zu folgen."

Trotzdem diese Bemerkung aus Annas Munde ihrer Eifersucht entsprang, entbehrte sie nicht einer gewissen Berechtigung, und wäre sie auf dem Heimwege des Spazierganges Zeuge des Gesprächs zwischen Fräulein Gebhard und Ilse Hilger gewesen, hätte sie triumphierend die Bestätigung ihrer Ansicht finden können.

Hedda machte ihren teperamentvollen Zögling auf das Uebereilte ihrer Handlung aufmerksam.

Ilse aber lachte und sagte in jugendlichem Uebermut: „Aber, liebes Fräulein Hedda, dieser Doktor macht einen höchst eigenartigen Eindruck, und da schon bei unserem Maskenfest die Damen die Herren an Anzahl weit übertreffen, ist doch das Kommen von Doktor Conze geradezu erwünscht!"

Da sie jedoch kein ganz reines Gewissen hatte, erzählte sie beim Abendbrot ihr Verhalten sogleich dem Vater.

Auch dieser fand es nicht ganz in Ordnung.

Ilse erklärte, daß Conze sie besonders interessiere, da er in seiner Jugend ein tragisches Erlebnis gehabt habe, wegen dessen er sich für viele, viele Jahre von der Welt zurückgezogen hatte.

„Conze?" sagte Direktor Hilger vor sich hin. „Conze? Der Name kommt mir recht bekannt vor, und das angedeutete Erlebnis, weshalb er sich von der Gesellschaft zurückzog, glaube ich zu kennen."

Ilse sah ihren Vater voll Spannung an.

„Väterchen, erzähle, erzähle," sagte sie, „was weißt du denn aus der Jugend dieses Doktor Conze?"

„Ist er Arzt?" fragte der Vater.

„Nein, Rechtsanwalt," warf Ilse ein. „Aber sage mir doch, was du von ihm weißt."

„So romantisch, wie sich das Erlebnis in solch jungem Mädchenköpfchen ausmalt, ist es wahrlich

nicht. Eine traurige, ernste Angelegenheit, die leider häufig vorkommt. Wenn es der Sohn aus der Familie Conze ist, die ich im Auge habe, so war der Vater Bankier und nahm sich wegen verfehlter Unternehmungen das Leben. Es mögen jetzt ungefähr fünfzehn Jahre her sein. Damals stand das Bankhaus Conze groß da und hatte einen guten Namen."

„Doktor Conze erzählte mir, er habe bis vor wenigen Jahren jede Geselligkeit gemieden und alle früheren Beziehungen gelöst."

„Das mag stimmen," sagte der Vater, „die gesellschaftlichen Beziehungen lösen sich fast immer nach solchen Zusammenbrüchen. Das ergibt sich aus den begleitenden Umständen und Verhältnissen. Man sagte damals, Conze habe aus dem Leben gehen müssen, um einem schlimmeren Schicksal zu entgehen, das seinen und seiner Kinder Namen mit Schande bedeckt hätte."

„Die Kinder können doch nicht für ihren Vater verantwortlich gemacht werden," wandte Ilse ein. „Ich verstehe, daß er lange Zeit die Gesellschaft mied. Wenn ich aber ehrlich sein soll, so freue ich mich jetzt doppelt meiner Missetat, ihn zu einem Besuche bei uns aufgefordert zu haben."

Diese gutherzige, vernünftige Ansicht des jungen Mädchens versöhnte den Vater mit ihrem allzu schnellen Vorgehen.

„Nun, es ist ja auch nicht gesagt, daß er deine Aufforderung ernst nimmt und kommt."

„Ich glaube doch. Er schien Lust zu haben, den Ball mitzumachen."

„Und Herr Doktor Herten kommt auch?" fragte der Vater.

„Der Herr Oberlehrer hielt es mit seiner Würde nicht recht vereinbar, ein Maskenfest zu besuchen. Aber vielleicht forderst du ihn noch einmal auf, und er vergißt für einen Abend, was er seinem Beruf schuldig zu sein glaubt."

Ilses spöttelnde Art über Hertens Beruf kränkte Hedda. Sie ließ es sich jedoch nicht merken und unterließ es, Ilse auf das Unpassende aufmerksam zu machen.

Hedda dachte oft nicht ohne Scheu und Skrupel an Herten. Sie wußte, daß ihre Schwester Else viele Jahre an ihm gehangen und daß das Ende dieser Jugendliebe Else vieles Leid verursacht hatte.

Jetzt grübelte sie über diesen Fall häufig nach. Traf Herten die Schuld? Oder hatte ihre Schwester in diese jugendliche Beziehung zu viel Ernst gelegt, sie selbst schicksalsschwer gestaltet? Was er als jugendliche Freundschaft, als Kameradschaft der Studentenjahre aufgefaßt, sah sie als Erlebnis ihres Lebens an.

Sie hatte die Freundschaft mit den Augen der Frauen, er mit den Augen des Jünglings gesehen, so schien es Hedda. Else hatte ihr ganzes Liebesvermögen hineingelegt. Er hatte die Beziehung als ein reiches, schönes Erlebnis genossen. Darum glaubte Hedda, Herten von Schuld freisprechen zu können.

Conze war über Anna Hertens gereizten Ton sehr überrascht gewesen. Er war jedoch klug genug, ihre Mißstimmung nicht aufkommen zu lassen und besprach mit ihr das Frühlingsfest, das für den 21. März bei Frau Giesebrecht in Aussicht genommen war. Der 21. März fiel auf einen Sonntag und sollte mit diesem Frühlingsfest gefeiert werden.

„Glauben Sie, daß ich ohne besondere Aufforderung an dem Feste teilnehmen kann?" fragte Conze.

In diesem Augenblick trat Ernst Herten in das Zimmer, und da er diese Frage noch gehört hatte, sagte er:

„Natürlich können Sie das, besonders da Sie schon einen Besuch draußen machten. Ich habe sogar die Absicht, die beiden Damen, mit denen ich Sie bekannt machte, dort einzuführen, ohne daß sie Frau Giesebrecht kennen. Sie werden auch noch andere Bekannte dort finden. Ich traf vorhin am Kurfürstendamm Frau Doktor Bracht, die auch zum Frühlingsfest draußen sein wird. Sie verkehrt schon lange bei Frau Professor Giesebrecht. Ich bat sie ausdrücklich, zu diesem Fest nach Lankwitz zu kommen, weil ich eine Gelegenheit suche, sie Fräulein Gebhard vorzustellen."

Das war zu viel für Anna Herten.

Da sie fühlte, daß sie ihren Zorn nicht bemeistern konnte und ihr Tränen der Wut in die Augen schossen, stürzte sie aus dem Zimmer.

Herten sah ihr erstaunt nach. Er hatte bemerkt, mit welcher Schnelligkeit die Schwester die Farbe gewechselt hatte.

„Was sie nur gegen Lotte Bracht hat?" dachte er, da er glaubte, daß ihr Aerger über das Zusammentreffen mit Frau Doktor Bracht entstanden sei.

Conze hatte Anna Herten nicht beobachtet. Er hatte lediglich Hertens Mitteilung gehört, da sie ihm höchst willkommen war.

Seitdem er heute morgen in dem Hilgerschen Hause seinen Besuch gemacht hatte und von dem Direktor und seiner Tochter höchst liebenswürdig empfangen worden war, war sein Interesse für das blonde junge Mädchen bedeutend gestiegen. Der Reichtum des Hauses, die Gediegenheit der Einrichtung hatten ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlt.

„Ich liebe Verfeinerung und Geschmack in jeder Form. Ich habe den Wunsch, mein Heim so reich wie möglich zu gestalten," hatte er noch vor wenigen Monaten in diesem Zimmer gesagt. Das war seine innerste Ueberzeugung gewesen. War

es da nicht selbstverständlich, daß der Reichtum dieses Hauses auf ihn wirkte?

In seiner weltmännisch gewandten, taktvollen und überaus liebenswürdigen Weise hatte Direktor Hilger von früheren Familienbeziehungen gesprochen und ihn deshalb nicht wie einen Fremden begrüßt. Er hatte dadurch der vorschnellen Aufforderung Ilses Berechtigung gegeben und es als selbstverständlich hingestellt, daß sich ein junger Herr mit Vergnügen an dem Maskenfest beteilige.

Auch die Kostümfrage wurde besprochen und das lustige Wesen Ilses hatte den tiefen Eindruck, den sie bei ihrem ersten Zusammentreffen auf Conze gemacht hatte, noch wesentlich verstärkt.

Es war daher begreiflich, daß Hertens Mitteilung, daß die Damen an dem Frühlingsfest in Lankwitz teilnehmen würden, seine gute Stimmung hob.

Die Männer besprachen kurz die Testamentssache von Frau Bracht, die Conze mit Eifer und Geschick betrieb. Herten war deshalb recht zufrieden, und die Abneigung, die sich bei ihm von Zeit zu Zeit gegen Conzes merkwürdiges Wesen bemerkbar machte, verringerte sich.

Anna Herten bat jetzt die Herren zu Tisch.

Sie hatte sich in geschmackloser, grellbunter Weise geputzt, die ihrem Bruder sehr mißfiel. Sie bezwang ihre Mißstimmung und war von ausgesuchter Liebenswürdigkeit. Sie beachtete die Mutter gar nicht, und wenn die alte, bescheidene Frau wirklich einmal eine Aeußerung tat, wurde sie von der Tochter beiseite geschoben.

Anna versuchte, ihren Bruder von seinem Vorhaben abzubringen, die beiden bei Frau Professor Giesebrecht einzuführen.

„Ich finde es geradezu unmöglich," sagte sie, „zwei fremde Damen dort hinzubringen."

Conze sah erstaunt auf.

„Aber Sie führten mich doch auch mit der Begründung ein, daß man seine Freunde mitbringen dürfte, Fräulein Anna."

„Sind die beiden Damen vielleicht Ernst's Freundinnen?" gab sie spitz zurück.

„Ich glaube, Anna, daß ich das, was ich getan, bisher immer verantworten konnte und daß ich deine Bevormundung entbehren kann."

In Hertens Ton lag eine entschiedene Zurückweisung, die eine Erwiderung nicht aufkommen ließ.

Anna war jedoch zu gereizt, um mit ihrer sonstigen schlauen Berechnung vorzugehen.

„Ich finde es höchst unpassend, und ich bin überzeugt, die anderen Damen werden meine

Ansicht teilen, im Gegensatz zu dir, du Unfehlbarer."

Ihre Stimme klang grell und hart. Ihre eigenen Worte schienen ihre Wut aufzupeitschen, und in demselben Tone fortfahrend, sagte sie:

„Aber du scheinst die Damen nicht sehr zu achten, sonst würdest du ja auch nicht wünschen, sie unbedingt mit Frau Bracht bekannt zu machen. Gleich und gleich gesellt sich gern, nicht wahr?"

Sie lachte höhnisch auf.

„Wie oft habe ich dir schon derartige Reden verboten! Sie sind nicht nur häßlich, sondern auch töricht und unbegründet."

„Das ist ja eine bekannte Tatsache, daß du Frau Bracht im Gegensatz zu allen anderen Leuten in Schutz nimmst."

Conze, der erstaunt war über diesen Streit der Geschwister, mischte sich nun in das Gespräch.

„Wenn Ihr Herr Bruder mit seiner Meinung auch im Gegensatz zu anderen steht, so ist das kein Beweis für ihre Unrichtigkeit."

„Nun ja, Sie helfen ihm. Sie gefällt Ihnen auch. Ich glaube, solche Damen gefallen allen Herren. Man muß nur recht mit den Blicken um sich werfen und . . ."

„Anna!"

Hertens Ton nahm eine noch entschiedenere Färbung an.

Die Mutter legte ihre Hand beschwichtigend auf Annas Arm, die diese schroff abschüttelte.

„Ich glaube, wir lassen das Thema des Frühlingsfestes fallen," sagte Conze. „Erst fordern Sie mich auf, Fräulein Anna, und schildern mir das Fest in den verlockendsten Farben, und nun Sie mir Lust gemacht haben, geben Sie sich alle Mühe, mir die Teilnahme zu verleiden!"

„Ich sollte sie Ihnen verleiden, Herr Doktor?" sagte sie außer sich, und, alle Vorsicht außer acht lassend, fügte sie hinzu: „Ich habe mich so sehr gefreut, daß Sie hinkommen, und nun —"

„Was nun?" fragte Ernst.

„Nichts!" sagte Anna trotzig.

„Lassen wir die Angelegenheit ruhen," sagte Herten trocken. „Ich glaube, Anna, du wirst gut tun, unserem Gaste noch von diesem prachtvollen Kalbsbraten anzubieten. Heute morgen scheinst du besserer Laune gewesen zu sein als jetzt, sonst wäre das Essen nicht so gut ausgefallen."

Conze stimmte in das Lob ein, denn es war ihm peinlich, daß seine sonst so liebenswürdige Gastgeberin in schlechter Laune war. Er war jedoch viel zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um nur im geringsten über die Ursache von Annas Mißstimmung nachzudenken. Er wußte ja auch schon längst von ihr, daß ihr die hübsche Frau Bracht unangenehm war.

Nach dem Mittagessen zeigte Herten eine Sammlung alter Stiche, die er erworben hatte. Dann schlug er Conze eine Schachpartie vor, und da es trübes, nebeliges Wetter war, so stimmte dieser gern zu.

Sie waren ungleiche Spieler. Conzes scharfe Berechnung schlug Herten, der sich immer von neuem von seinem Gegner überlistet sah.

Als Anna ihnen den Kaffee brachte, waren sie in ein eifriges Spiel vertieft. Anna setzte sich zu ihnen, um dem Spiel zuzusehen. In ihren Mußestunden hatte sie an der Hand von Lehrbüchern sich ein wenig mit dem Schachspiel beschäftigt und zeigte auch unbestrittenes Geschick.

„Warten Sie nur noch einige Wochen, Herr Doktor," sagte sie, zu Conze gewandt, „dann müssen Sie sich auch mit mir messen. Bis dahin werde ich fleißig üben."

„An solchen Kenner willst du dich heranwagen?" scherzte ihr Bruder, „da wirst du aber jämmerlich scheitern."

„Du irrst dich," wandte Anna ein, „wenn ich mir einmal ein Ziel gesteckt habe, erreiche ich es auch. Sieh einmal, hier steht deine Königin in Gefahr. Du mußt schon aufmerken, daß sie dir nicht verloren geht."

„Schau, schau," lachte Herten, „mein Schwesterchen will meine Meisterin werden und mich auf die meiner Königin drohende Gefahr aufmerksam machen!"

* * *

Ilse Hilger saß in ihrem Biedermeierstübchen. Die Entscheidung, wie sie ihren Anzug an dem Maskenfeste gestalten sollte, hatte ihr viel Kopfzerbrechen gemacht. Viele Stunden des Ueberlegens mit Hedda mußten vorangehen, ehe man einen endgültigen Beschluß faßte.

Wenn Hedda glaubte, daß Ilse sich für die Vorträge, die sie besuchte, oder für ihre anderen Stunden vorbereite, kam sie plötzlich angesaust, nahm Hedda in ihre Arme, drehte sie ein paarmal um sich herum und erzählte frohlockend:

„Hedda, liebes Fräulein Hedda, jetzt habe ich es! Ich werde als Fürstin der Nacht in schwarzen Gewändern mit silbernen Sternen, auf dem Kopf einen Halbmond, auf den Maskenball gehen. Ja, als Mondfee möchte ich gehen."

Sie war ganz begeistert von diesem Einfall.

Hedda schüttelte aber abwehrend den Kopf: „Das geht nicht, Kind, das kannst du nicht, das paßt sich nicht."

Und sie schickte Ilse wieder an ihre Arbeit zurück.

Ein anderes Mal kam sie mit den Einfall, sich als Königin Phantasie zu verkleiden.

Da sie bei Hedda mit ihren Vorschlägen wenig Glück hatte, erzählte sie ihrem Vater davon. Aber auch dieser wußte sie von ihren übertriebenen Einfällen abzubringen, und gemeinsam faßten sie endlich den unabänderlichen Beschluß,

daß Ilse sich in Biedermeiertracht kleiden solle.

Wie sie nun ihren Maskenstaat ausprobte — weiß getupfter Mull in vielen Falbeln und Rüschen bauschte sich auf ihrem Rock, kirschrote Bänder zogen sich durch Falten und Spitzen, ein Brusttuch kreuzte sich über dem Schnürleibchen — sah sie jung, frisch und anspruchlos aus. Die maisfarbene Strohschute, unter dem Kinn von bunten Bändern zusammengehalten und mit Spitzen und kleinen Blümchen geschmückt, stand ihrem jungen, frischen Gesichte vorzüglich. Ihre Haare lagen glatt gescheitelt und waren über den Ohren schnekkenförmig gewunden.

Hedda betrachtete stolz das große Kind.

„Wie gut dich dieser Anzug kleidet," sagte sie. „Er paßt vorzüglich zu dir."

Ilse stand immer noch prüfend vor dem Spiegel.

„Ja, Sie haben recht, Hedda, Sie haben recht. Ihnen glaube ich es auch, Sie sind keine Freundin wie die, von der der lustige Doktor Berghaus neulich auf einem Feste zu mir sagte: ‚Eins müssen Sie sich merken, Fräulein Ilse, wenn eine Freundin zu Ihnen sagt, das steht Ihnen gut, dürfen Sie es nie wieder anziehen.' Lustig, was? Aber vielleicht hat er recht."

„Nein, es ist häßlich, etwas derartiges zu sagen. So etwas dürftest du gar nicht wiederholen."

„Ein Körnchen Wahrheit mag doch drin stekken;" wehrte Ilse ab, „Sie wollen es nur nicht zugeben. Aber da Sie mich nun so schön herausgeputzt haben, sagen Sie mir, Fräulein Hedda, was ziehen Sie denn eigentlich zu dem Maskenfeste an?"

Hedda zögerte.

„Weißt du, Kindchen," sagte sie, „ich wäre recht froh, wenn ich zu Hause bleiben könnte. Aber da das nicht geht, so werde ich über mein dunkelrotes Ballkleid den großen bunten Schal knüpfen, dann kannst du mich meinetwegen die ‚Phantasie' nennen."

Der Ballabend kam.

Ilse Hilger war in froher Feststimmung, und jetzt, da ihre Augen strahlten, sah sie im Kleid der behaglichen Großmutterzeit noch frischer und lebendiger aus als bei den Proben.

Hedda Gebhard verstand es vorzüglich, ihrem schlichten Kleide durch das geschickte und geschmackvolle Umlegen des Tuches ein fremdes Aussehen zu geben. Ihre hübsche Erscheinung fiel Direktor Hilger auf.

* * *

Auto um Auto fuhr vor dem eleganten Eingang des Hotelpalastes vor. Helle, zierliche Schuhchen wurden sichtbar und vermummte Gestalten sprangen leichtfüßig aus dem Wageninnern.

Es war Maskenzwang, und er war dadurch möglich und durchführbar, daß das Fest von einer größeren Anzahl bekannter Familien ausging, die nur persönlichen Freunden ihres Hauses Einladungskarten zukommen ließen. Die Eintrittskarten, welche in beschränkter Anzahl hergestellt und mit Vorsicht verteilt worden waren, wurden von einer scharfen Prüfung am Eingang des Saales in Empfang genommen.

Ein buntes, wirres Durcheinander entwickelte sich in dem Saal. Die eleganten, geschmackvollen Kleider der Damen mischten sich mit den bunten Fräcken der Biedermeierzeit und der Wertertracht. Lustige Tiroler Bauern tändelten mit den Hofdamen der Königin Elisabeth in hoheitgebietendem Aufzug.

Ein weißer Pierrot stand nahe der Eingangstür lässig an die Wand gelehnt und betrachtete die Ankommenden, als ob er jemand erwarte.

Um nicht sofort erkannt zu werden, war Direktor Hilger nicht mit seinen Damen in einem Wagen zu dem Feste gefahren. Ilse hatte auch Hedda gebeten, allein in den Saal gehen zu dürfen.

So schlüpfte sie leichten Fußes in ihren weißen Strümpfen durch die Tür, spannte ihren grünen Sonnenknicker auf und tänzelte, ihren Pompadour am Arm, durch die Menge.

Jede einzelne der Masken nahm sie scharf aufs Korn. Sie glaubte, alle sofort erkennen zu können und suchte nun ihre Freundinnen. Das war aber nicht so leicht, wie sie gedacht hatte. In ihrer lebhaften Art verriet sie sich bei vielen, indem sie sie ansprach, weil man ihre Sprechweise sofort erkannte. Die Vorsichtigen machten sich durch Zeichensprache verständlich und verstellten Gang und Haltung.

In dem weißen Pierrot erkannte Ilse schnell ihren Freund, den lustigen Doktor Berghaus, der ihr mit seinem langen Stock auf die Schulter klopfte und sagte: „Komm einmal her, Mädelchen, wir wollen zusammen tanzen!"

Bezaubernde Tanzweisen rauschten durch den Saal. An kleinen Tischen an den Wänden entlang saßen die älteren Herrschaften, die keinen Genuß mehr am Tanze fanden.

Hedda versuchte, in der Nähe des Direktor Hilger zu bleiben. Sie fühlte sich so fremd, so losgelöst von der lustigen jungen Menge, die dort tanzte. Ihre Gedanken schweiften zurück zu den rheinischen Maskenfesten, die sie in unbefangener Jugendfreude genossen hatte.

Wenige Jahre nur lagen dazwischen. Aber hier konnte sie nicht den freien, frischen Ton finden. Sie fühlte ihre Stellung, die sie davon abhielt, mit den Lustigen rückhaltslos froh zu sein.

Sie entbehrte Herten, und da ihr dieses zum Bewußtsein kam, machte sie sich Selbstvorwürfe

und schalt sich töricht. Schon daß er nicht zum Feste gekommen war, genügte als Beweis, daß es ihm nichts galt, den Abend mit ihr zu verbringen.

Die allgemein herrschende frohe Laune wirkte ansteckend. Auch Direktor Hilger war in viel heiterer, ausgelassenerer Stimmung als sonst. Er forderte Hedda oft zum Tanze auf, und da sie sich ziemlich abseits hielt, fanden sich nur wenige Herren, die sich um sie bemühten.

Der reichliche Wein ließ Hilger die Tadellosigkeit seines sonstigen Benehmens vergessen — bei dem Tanz drückte er Hedda an sich und in einer Ecke versuchte er sogar, sie zu küssen.

Hedda schoßen Tränen in die Augen und sie ging aus dem Saal in ein anstoßendes Zimmer, in das sich die Ballmütter zurückgezogen hatten. Später ging sie wieder in den Saal, um nicht zu sehr aufzufallen.

Ilse tanzte ununterbrochen. Hier und da kam sie strahlend zu Hedda gesprungen, um ihr zu erzählen, wie köstlich sie sich unterhalte.

„Sehen Sie dort den Mönch im Büßergewand? Wissen Sie, wer es ist?"

Hedda schüttelte den Kopf.

„Er hat noch keinen Ton gesprochen, aber ich sah seine Haare, wie sich seine Mütze ein wenig verschob. 'Es ist Conze." Dann flog sie wieder zurück und tanzte mit dem Mönch im Büßergewande nach den einschmeichelnden Walzerweisen.

Um zwölf Uhr legte man die Masken ab und ein Mahl vereinte die Festteilnehmer.

Conze hatte zeitig die kleine Biedermeierdame um die Gunst gebeten, sie zu Tisch führen zu dürfen. Er war heute noch entzückter von ihr als bisher, und das Gefühl, daß er ihr auch nicht ganz gleichgültig sei, hob sein Selbstgefühl und machte ihn zu einem lebhaften, anregenden Plauderer.

„Nun habe ich ein Ziel," sagte er für sich, „ein Ziel, das ich erreichen muß."

Direktor Hilger sah mit einiger Mißstimmung die angeregte Unterhaltung, in die sich seine Tochter mit dem jungen Rechtsanwalt verwickelte. Ihm gefiel er im Grunde nicht.

„Mag sein," dachte er für sich, „daß ich diese Voreingenommenheit gegen rote Haare nicht überwinden kann. Aber sein Blick hat etwas Lauerndes. Nein, ich werde mich über diese ernsthafte Annäherung nicht freuen."

Hedda sehnte die Minute der Heimfahrt herbei und wäre am liebsten allein fortgefahren. Nie hatte die Abhängigkeit mit solch erdrückender Schwere auf ihr gelastet, wie in dieser Nacht, in der alles um sie herum in ausgelassenster Faschingslaune tollte.

Die Stunden des Ballfestes schienen ihr endlos, und sie war froh, als der Direktor viel früher, als es Ilse lieb war, aufbrach.

Es hatte in der Nacht noch einmal geschneit, trotzdem man in den ersten Tagen des März war und sich manch junger Trieb schon neugierig ans Sonnenlicht gedrängt hatte. Der Vollmond glänzte über den beschneiten, kahlen Bäumen des Tiergartens, der in seiner weißen Unberührtheit märchenhaft dalag.

„Schön ist es hier draußen," dachte Hedda. „Wie schade, daß am Tage unzählige Füße über den Schnee hingehen und die weiße Pracht trüben, aber die Menschen sind immer erst zufrieden, wenn sie von allem Schönen die Reinheit genommen haben."

Ihr Herz war voll Bitterkeit.

Ilse lehnte mit geschlossenen Augen in der Wagenecke. Ihre Gedanken waren auf dem Feste geblieben, und in ihren Ohren lag noch der werbende Klang der Worte, die der Mönch im Büßergewand zu ihr gesprochen.

„Frühlingsblume" hatte er sie genannt. „Blaue Wunderblume, die über Nacht in meinem Leben aufblühte."

Etwas in dem Klang der Stimme, das Eigenartige, melancholisch Verschleierte, das Conze seinem Wesen zu geben wußte, hatte das lebhaft-lustige Wesen des sorglosen jungen Menschenkindes zu berühren verstanden.

Dem Direktor fiel das veränderte Wesen seiner Tochter unangenehm auf. Mit der scharfen Beobachtungsgabe, die seiner Natur eigen war, blieb er dem Wesen seiner Tochter gegenüber nicht blind.

„Hier heißt es, auf seiner Hut sein," sagte er zu sich selbst. „Warum soll es erst Tränen kosten?" Und er entschloß sich, die Begegnungen zwischen Conze und seiner Tochter möglichst zu verhindern.

* * *

Ilse Hilger ging langsamen Schrittes durch die Französische Straße, und obgleich sie sich nicht umsah, wußte sie, daß Conze ihr folgte.

„Ich habe von vier Uhr an am Fenster gestanden und gewartet, ob Sie nicht vorbeikämen. Sie haben meine Ausdauer lange auf die Probe gestellt."

„Die Schneiderin hielt mich so lange auf. Sie wissen, daß diese Besorgung die einzige fast ist, die ich ohne Fräulein Hedda mache. Sie dürfen nicht so ungeduldig sein."

Er lächelte müde.

„Für Sie ist es leicht, derartige Verhaltungsmaßregeln zu geben."

„Ich störe Sie doch jetzt, es ist Ihre Sprechstundenzeit."

„Es kommen aber nicht so viele Menschen zu mir, wie Sie sich denken können. Es ist nicht

leicht für einen jungen Anwalt, ohne Anhang und Beziehungen eine Praxis zu bekommen. Aber ich werde es durchsetzen! Ich habe durch mein zurückgezogenes Leben dem Studium vielleicht mehr Zeit gewidmet, als es die meisten meiner Kollegen taten. Mich reizten die schwersten Aufgaben, und ich habe Nächte damit verbracht, über eine Frage, die mich beschäftigte, alle Entscheidungen, die je auf diesem Gebiete gefällt wurden, zu lesen. Auch jetzt arbeite ich mit leidenschaftlicher Hingabe und setze meinen Stolz darein, für die Menschen, die mir ihre Aufträge anvertrauen, das denkbar Beste zu leisten. In den Stunden, die mir die berufliche Tätigkeit freiläßt, arbeite ich an einem wissenschaftlichen Werke."

„Warum haben Sie diesen Beruf eigentlich ergriffen?"

„Es trieb mich dazu. Erstens reizte mich die Art der Tätigkeit, die Möglichkeit, ein vorgesetztes Ziel im Kampfe zu erreichen, und zweitens tat ich es aus innerem Widerspruch. Meine Brüder verlachten mich. Sie drehten, als sie die Schule hinter sich hatten, Deutschland den Rücken und leben im Auslande in einträglichen Stellungen. Ein Bruder ist in New York Direktor einer Automobilgesellschaft, der zweite lebt auch dort. Beide sind begeisterte Amerikaner geworden.

„Ich habe mir das Ziel gesteckt, den Namen Conze wieder zu Ehren zu bringen. Vielleicht ist das ein törichter Idealismus, aber ich will durch mich beweisen, daß man auch in Deutschland aus sich selbst heraus eine hervorragende Stellung schaffen kann. Ich weiß, daß die Verfehlungen meines Vaters mir nicht vergessen sind. Ich erzählte Ihnen, daß nach dem Zusammenbruch meine Mutter und wir in vollkommener Abgeschlossenheit lebten. Ich setzte diese auch nach dem Tode meiner Mutter fort, die durch die Nichtachtung und schroffe Ablehnung ihrer früheren Freunde schwer gelitten hat. — Aber diese traurigen Sachen sind nichts für Sie, die Sie wie ein Sonnenkind sorglos aufwachsen durften. Sie wissen nicht, was es heißt, eine sorgenvolle Kindheit gehabt zu haben."

Ilse nickte gedankenvoll.

„Ich habe es immer als selbstverständlich hingenommen und nie darüber nachgedacht, wie gut ich es eigentlich habe. Ja, so oberflächlich bin ich, so gedankenlos! Aber glauben Sie mir, so sind alle Mädchen unserer Kreise, — nein, alle nicht, aber viele noch, sehr viele sogar. Ich habe gerade in der letzten Zeit, seit wir über diese Dinge zusammen gesprochen haben, mir meine Freundinnen und die mir bekannten jungen Mädchen unserer Kreise näher angesehen. Natürlich gibt es einige darunter, die mit Ernst und Entschlossenheit einen Beruf wählten und mit aller Energie einem praktischen Ziele entgegenarbeiten. Glauben Sie mir aber, Herr Doktor, ein großer Teil unter ihnen macht nur die Mode mit, einen Beruf zu haben. Es gibt ja auch viele Mütter, die ihren Töchtern klar machen, daß es zum guten Ton gehört, einen Beruf zu haben oder wenigstens zu studieren. Dann quälen sich die Mädels durch die Reifeprüfung, studieren ein paar Jahre und sind dann froh, wenn die Ehe sie davon erlöst. Es ist doch ganz klar, daß nicht alle Mädchen für das Studium geschaffen sind und daß viele nur der Reiz der Neuheit, vielleicht auch die Sucht nach Eigenart, anpeitscht, mitzutun. Soll ich ganz ehrlich sein, Herr Doktor, so sage ich Ihnen, daß wohl manche bei dem Studium denkt, daß sie auf diesem Wege in einen zwangloseren Verkehr mit Männern kommt und sich dadurch ihre Heiratsaussichten vergrößern. — Das zu sagen, ist boshaft, nicht wahr, aber es entspringt nicht meinem Kopf, sondern ich habe diese ehrliche Meinung schon hier und da von Bekannten gehört.

„Sehen Sie mich an," fuhr sie lächelnd fort, „ich bin nichts und tue eigentlich gar nichts. Seitdem ich die ersten langen Röcke trage, erwarte ich eigentlich etwas, das meinem Leben tieferen Inhalt und Wert geben soll. Jedesmal, wenn es Frühling wird und der Flieder blüht, gehe ich stundenlang durch den Garten und denke, was wird dieses Jahr Neues bringen? Denn für mich beginnt das neue Jahr mit dem Frühling. Ich beschäftige mich mit manchen Künsten, in Wirklichkeit spiele ich mit allem. Darüber bin ich mir vollkommen klar und ich bin nicht töricht oder eingebildet genug, zu glauben, daß ich in das Wesen irgendeiner Kunst tief und ernst eingedrungen bin. Ein Beruf entspricht meiner Veranlagung nicht, und nur um einen Beruf zu haben, gleichsam mitzutun, dagegen wehrt sich meine Wahrhaftigkeit oder vielleicht mein Selbst, dieses schöne Schlagwort, das heute jeder und jede bei den geringsten Anlässen im Munde führt. Gerade in meiner Ablehnung der modernen Berufe will ich mein Selbst," — sie lachte bei die-

sen Worten schelmisch, — „zum Ausdruck bringen. Ich will ganz ich sein, mir keinen Zwang antun und nur meinen Neigungen leben. Ich bin im Grunde ein ganz einfacher, lebensfroher Mensch und will auch gar nichts anderes scheinen."

„Bravo, bravo!" stimmte Conze zu. „Wie ehrlich Sie gegen sich sind, und ich rechne es mir zur hohen Ehre an, daß Sie diese Ehrlichkeit auch mir gegenüber zeigen."

„Warum nicht? Mir ist das Verstellen in tiefster Seele zuwider. Ich krieg's auch nicht fertig. — Uebrigens ist es gar nicht so leicht, ein modernes junges Mädchen zu sein. Zu Großmutters Zeiten war das wohl einfacher. Man erwartete zu jener Zeit von jungen Mädchen nur häusliche Tugenden, ein wenig französisch sprechen zu können, im Haushalt Bescheid zu wissen und sich niedlich zu machen. Na, das tun wir jungen Mädchen von heute auch gern. Ich muß sagen, mir macht die Beschäftigung mit meinem Anzug recht viel Vergnügen."

Conze betrachtete seine Begleiterin.

„Sie verstehen es auch ausgezeichnet, sich zu kleiden, Fräulein Hilger. Sie gehen so ruhig und geschmackvoll gekleidet."

Sie schritten jetzt langsam durch den Tiergarten, über dem eine graue Dämmerstimmung hing.

„Ich liebe den Tiergarten so sehr im Frühling. Es steigt solch berauschender Duft aus der Erde auf, und die jungen Triebe, die an allen Bäumen und Sträuchern erwachen, haben so etwas Verheißungsvolles."

Sie blieb an einem jener Sträucher stehen, deren Blüten den Blättern voraneilen.

„Sehen Sie nur, wie köstlich," sagte sie, „wie goldene Schmetterlinge umschwirren die Blüten die kahlen Zweige. Es sind ganz einfache Blumen, aber ich habe sie alle gern. Für mich sind überhaupt alle, alle Blüten gleich schön. Haben Sie Freude an Blumen?"

„Ja," sagte er, gedankenlos.

Dann gingen sie schweigend einige Minuten nebeneinander her.

„Glauben Sie, Herr Doktor," begann Ilse endlich wieder, „daß Fräulein Hedda ihren Beruf gern ausübt? Sie spricht nicht darüber, aber ich fühle es doch, daß gerade sie darunter leidet, in fremdem Hause sein zu müssen. Irgend etwas in ihrer Natur wehrt sich dagegen. Sie ist ganz und gar nicht Berufsgeschöpf und hat aus Zwang und Not die Lehrerinprüfung gemacht. Aber ich kann sie mir beim besten Willen nicht in einer Klasse von Schülerinnen vorstellen. Nicht, daß ich ihr die Fähigkeiten absprechen möchte, aber ich habe immer das Gefühl, als würde sie sich gegen eine derartige strenge Zeiteinteilung, eine Aufgabe gewisser persönlicher Neigungen wehren, und daß ihr feines Empfinden vor einer Horde junger, übermütiger Mädchen zurückschrecken müßte. Vielleicht ist es nur eine Meinung von mir, aber ich kann mir einen Menschen wie Hedda Gebhard viel eher als Ehefrau denken, still sorgend für einen Menschen, den sie liebt und dem allein sie sich unterordnet. Nach meinem Empfinden leidet sie darunter, in Stellung zu sein. Das ist sie bei uns ja natürlich nicht," fuhr Ilse lebhaft fort, „sie ist mir eine Freundin, die ich liebe, aber sie sieht es nicht so an. Sie betrachtet es als eine bezahlte Beschäftigung und dadurch wird sie ihr bitter."

„Hat sie in diesem Sinne mit Ihnen gesprochen?"

„Nein, ich denke es mir. Vielleicht empfinde ich es auch übertrieben, weil ich Hedda Gebhard besonders liebe."

„Vielleicht möchte sie aber auch gar nicht heiraten, denn auch darin liegt doch eine gewisse Unterordnung unter einen fremden Willen," sagte Conze.

„Unterordnung?" Ilse nahm das Wort auf. „Das scheint mir eine falsche Bezeichnung, Herr Doktor, sagen wir lieber Anpassung. Aber ich weiß, daß sich Hedda Gebhardt wundervoll einem Wesen anpassen könnte, das sie liebt. Ihr ganzes Empfinden ist so echt weiblich, und ich leite gerade hieraus meine Annahme, daß auch sie keine Frau des Berufslebens ist. Ich kenne im übrigen ihre Ansichten über die Ehe. Wir haben häufig darüber gesprochen."

Conze horchte auf.

„Und das Ergebnis? Ist es neugierig oder zudringlich, danach zu fragen?"

„Zu einem Ergebnis sind wir beide nicht gekommen," sagte Ilse lachend, aus dem Wunsche heraus, dieses Gespräch mit Conze nicht fortzusetzen.

„Sie verbieten mir also den Eintritt in dieses Gedankengebiet," sagte er ein wenig verstimmt.

„Ganz und gar nicht, — aber das Ergebnis . . ." sie schwieg, „tatsächlich, dazu sind wir nicht gekommen. Wir haben nur hie und da im Anschluß an Verlobungen in unserem Bekanntenkreis darüber gesprochen, und ich finde, daß über die moderne Ehe viel zu viel gesprochen und geschrieben wird. Es ist das Gebiet von Frauenrechtlerinnen geworden, die langatmige Abhandlungen darüber schreiben, die für das Leben recht wenig nutzen. Vielleicht bin ich zu sehr Nichtkennerin des tiefsten Wesens dieser Frage, so daß Ihnen und gewiß auch jenen gelehrten Frauen mein Urteil anmaßend erscheinen muß. Aber was nützt alle Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Kenntnis für die Wirklichkeit des Lebens?"

Das Gespräch war Conze zu fesselnd, um sich

mit einer Antwort, die möglichst unpersönlich war, abfinden zu lassen.

„Und Ihre persönliche Meinung zu der Frage?“

Er sprach etwas gedehnt.

„Meiner Meinung nach sollten die Eltern es unterlassen, ihren Einfluß bei Eheschließungen geltend zu machen. Ich füge aber gleich hinzu, Herr Doktor, daß meine Meinung für weitere Kreise ganz unmaßgeblich sein muß, da ich meine Erfahrungen naturgemäß nur in unserem Kreise sammeln konnte, und da sind wirklich nur Ansätze eines Fortschrittes zu bemerken. Nur ganz Reife wählen für sich. Noch immer läßt die Mehrzahl der Mädchen die Eltern entscheiden und Vorsehung spielen, um dann sich selbst die Tatsache einer Liebesheirat vorzutäuschen. Es empört mich geradezu, wenn mir Bekannte von ihren Verlobungen erzählen, deren Herbeiführung sich vor unseren Augen entwickelte. Die meisten sind in diesem Punkte tüchtige Schauspielerinnen.“

Ilse schob den Aermel zurück und sah auf eine kleine Uhr, die sie in den feinen Gliedern eines Platinarmbandes trug.

„O weh, wir haben uns sehr verspätet. Ich muß mich beeilen, sonst merkt Fräulein Hedda, daß mein Besuch bei der Schneiderin zu lange Zeit in Anspruch nahm. Leben Sie wohl, Herr Doktor, auf Wiedersehen!“

Er hielt ihre Hand.

„Sagen Sie mir, wann ich Sie wiedersehen darf. Morgen? Ja, morgen,“ drängte er.

„Ich gebe kein Versprechen.“

„Dann muß ich also meine ganze Zeit damit zubringen, zum Fenster hinauszuschauen. Sie sind hartherzig.“

„Morgen vorbeizukommen, ist ganz undenkbar. Sie wissen, daß meine Schneiderin Vorsehung spielt.“

„Sagen Sie mir, wann?“

„Morgen nicht und übermorgen auch nicht. Schauen Sie am Frietag nachmittag zum Fenster hinaus.“

Sie nickte lächelnd und eilte mit schnellen Schritten davon.

Conze ging langsam weiter. Tief aufatmend blieb er stehen.

Aussichten voll verlockender Reize taten sich vor seinem inneren Blick auf. Die Aussicht auf Befriedigung seiner ehrgeizigen Wünsche schien in seltsam enger Wechselwirkung mit seinem Gefühlsleben zu stehen.

„Ich habe ein Ziel,“ sagte er endlich. „Es wird immer verlockender,“ und alle Energie zusammenraffend, fügte er hinzu: „Ich muß es erreichen, ich muß es. Es scheint mir der Beginn eines neuen Lebens zu sein . . . Wie süß Ilse von dem Frühling sprach,“ und mit suchenden Augen schritt er den Weg zurück, den sie gemeinsam gegangen.

Zweites Buch.

Die alte Frau Herten hatte keine gute Zeit. Sie litt unter Annas Mißstimmung, die diese nicht bemeistern konnte.

Conze war in der letzten Zeit nur einmal zu einem flüchtigen Besuche zu ihnen gekommen. Diese Gelegenheit hatte Anna benutzt, ihn zum nächsten Sonntag, dem Tag, an dem das Frühlingsfest stattfinden sollte, einzuladen.

Nach einigem Zögern hatte er diese Einladung angenommen. Annas nachdrückliche Liebenswürdigkeit begann ihm lästig zu werden. Er fühlte sich ihr gegenüber ein wenig verpflichtet. Er hatte ihre offensichtlichen Huldigungen und das Interesse für seine Person als angenehme Unterbrechung seines einförmigen Daseins hingenommen, seine Eitelkeit hatte sich geschmeichelt gefühlt. Ihre frauliche Sorgfalt, mit der sie sich um ihn bemühte, hatte ihm, dem Einsamen, wohlgetan.

Diese Empfindungen schienen vollkommen ausgelöscht, seitdem Ilse Hilger in sein Leben getreten war. Er überzeugte sich selber, daß er Anna Herten keinerlei Veranlassung zu ernsten Hoffnungen gegeben hatte, hegte sie solche trotzdem, so war es ihre Schuld. Man konnte doch nicht jedem Mädchen, mit dem man hie und da zusammenkam, sagen: „Verehrteste, machen Sie sich keine Hoffnungen auf meine Hand.“ „Vielleicht,“ — dachte er, — „ist es auch nur Einbildung, wenn ich glaube, daß sie mich heiraten möchte. Wer kennt sich aus in Mädchenherzen?“

Ihm wäre es selbstverständlich unangenehm gewesen, wenn auch sein früherer Mitschüler Herten ihn für einen Bewerber um die Hand seiner Schwester hielt. Aber so etwas lag Ernst Herten nicht.

Anna hatte sich zu dem Frühlingsfest ein neues Kleid angeschafft. Sie wollte auf keinen Fall hinter den anderen Damen zurückstehen, und Lotte Brachts natürliche Vornehmheit reizte und erbitterte sie.

Heftige Auftritte mit der Mutter waren dieser Anschaffung vorangegangen. Sie wußte, daß die alte Frau mühsam Pfennig für Pfennig von dem Wirtschaftsgeld, das ihr der Sohn gab, zusammentrug, um zu Weihnachten ihren Enkelkindern ein paar Nützlichkeiten zu bescheren. Um dieses Geld bettelte und weinte sie bei der Mutter, bis diese in ihrer Herzensnot und Qual nachgab und sich tiefbetrübt von ihren Ersparnissen trennte.

Als Anna sich ihr am Sonntagmorgen in dem neuen Kleide zeigte, konnte sie den Beifall der alten Frau nicht erlangen. Der auffallende gelbe Ton des reich mit Borten und grünen Schleifen versehenen Kleides gefiel dieser nicht. Und als Anna sich noch durch ihre farblos aschblonden Haare ein glänzendes grünes Band zog, wandte sie sich traurigen Blickes ab. Sie wußte auch, daß jedes Wort des Einspruches vollkommen nutzlos gewesen wäre.

Pünktlich zur gewohnten Stunde stellte sich Conze ein. Alle drei waren in fröhlichster Feststimmung. Frau Herten war still und schweigsam. Sie betrachtete nur hin und wieder Conze, der sich zwanglos an dem vorzüglichen Mittagessen gütlich tat. Er aß mit ausgezeichnetem Appetit, und die alte Frau, die sonst ein gutes Herz hatte und jedem Gutes gönnte, sah mit Mißbehagen, wie ein Stück des duftenden Bratens und der süßen Speise, deren Reste sie den Enkeln zugedacht hatte, nach dem andern verschwand.

Nach dem Mittagessen spielte Conze mit Herten Schach. Herten schien jedoch sehr zerstreut zu sein und zog häufig die Uhr heraus. Nach einer knappen Stunde verabschiedete er sich, da er den Damen in der Kaiserin Augustastraße versprochen hatte, sie abzuholen, um sie nach Lankwitz zu geleiten.

Anna erhob keinen Widerspruch. Es war ihr höchst willkommen, den langen Weg allein mit Conze zurücklegen zu können.

Als am Abend die älteste Tochter mit Mann und Kindern zu der alten Frau Herten kam, machte diese ihrem Herzen Luft.

„Ich mag diesen rothaarigen Doktor nicht und weiß gar nicht, was Anna für einen Narren an ihm gefressen hat. Heiraten tut der sie sicher nicht. Er kommt, ißt sich satt, wischt sich den Mund ab und empfiehlt sich. So kommt's, da könnt ihr sicher sein. Wie er sich immer umsieht, so prüfend und abwägend. Ich habe mich wirklich geärgert, daß so wenig Speise für die Kinder übrig blieb. Ich gebe sie ihnen lieber als dem Rothaarigen. Der sieht aus, als ob er sich eine Reiche sucht. Aber Anna ist ganz vernarrt, tanzt um ihn herum und kann ihm nicht genug den Hof machen. Ernst ist diesem Treiben gegenüber blind. Er ist überhaupt merkwürdig schweigsam in der letzten Zeit."

Käthe interessierte sich nicht besonders für das, was ihre Geschwister taten. Sie lebte in einer anderen Welt und war das Kind ihrer Kreise geblieben. Mit Anna hatte sie nie sonderlich gut gestanden, und die sich überhebende Art, die diese jetzt an den Tag legte, verletzte sie nicht einmal mehr. Die quälenden Kleinigkeiten des Alltags, die Sorgen um das tägliche Brot ließen ihr keine Zeit und hatten sie abgestumpft. Solch hochfliegende Pläne wie Anna, hatte sie nie gekannt und in ihrem einfachen, nüchternen Sinn glaubte sie auch nicht an Annas Erfolg.

„Sie wird sich die Hörner abstoßen, Mutter. Aber vielleicht erreicht sie's auch. Man kann ja nie das Ende einer Sache wissen. Ich wünsche ihr alles Gute."

„Wenn ich nur wüßte, was in Ernst vorgeht. Anna sagt ja immer, er heiratet nicht. Wenn mich aber nicht alle Zeichen trügen und wenn ich seine Erzählungen richtig deute, so interessiert er sich für das Fräulein bei Direktor Hilger, das er auch heute bei Frau Professor Giesebrecht einführt. Ich bin ja dumm und einfältig, aber Anna ist mit ihren eigenen Plänen so sehr beschäftigt, daß sie für nichts anderes Augen hat."

Käthe zuckte mit den Achseln.

„Laß sie, Mutter. Im Grunde kann uns ja alles ganz gleichgültig sein."

Sie schnitt von dem Brot dicke Stücke ab und strich sie für die Kinder. Hier wenigstens brauchte sie nicht mit der Butter zu sparen. — —

Anna war zeitig mit Conze aufgebrochen, um den langen Weg in Behaglichkeit genießen zu können. Sie gingen langsam die Straßen entlang, und sie machte nicht die geringsten Anstalten, eine Bahn zu benutzen.

Anna schlug schließlich ihrem Begleiter vor, den Weg mit der Straßenbahn an Stelle der Stadtbahn zurückzulegen, und nachdem sich Conze vergewissert hatte, daß es noch reichlich Zeit sei, war er auch mit diesem Vorschlag einverstanden.

Er war so vorzüglicher Stimmung, daß er sich Anna von einer liebenswürdigeren Seite als gewöhnlich zeigte. Er plauderte und erzählte so lustig, daß die Angst, die sich ihrer während der letzten Wochen bemächtigt hatte, vollkommen verflog. Von der guten Laune angesteckt, ging sie lächelnd auf seine fröhlichen Erzählungen ein.

So fuhren sie mit der Elektrischen die Kaiserallee hinauf und durch Friedenau nach Steglitz. Hier und da standen schon die Obstbäume in voller Blüte, und Anna wäre gar zu gern den einsamen Feldweg bis Lankwitz zu Fuß mit Conze gewandert. Doch dazu ließ er sich nicht bewegen und, von einer plötzlichen Ungeduld getrieben, wurde er wortkarger.

Anna war so sehr mit sich beschäftigt, daß ihr die Wandlung in Conzes Wesen entging.

Als sie an der Haltestelle aus der elektrischen Bahn stiegen, sprang Conze fröhlich herunter und half ihr beim Aussteigen. Sie wähnte, daß er ihre Hand länger als nötig in der seinen hielte und jauchzte innerlich vor Glück und Hoffnungsfreudigkeit.

„Wie hübsch Sie sich jetzt immer kleiden, Herr Doktor," sagte sie, seinen neuen Ueberzieher be-

wundernd. „Sie haben wirklich in der letzten Zeit eine Wandlung durchgemacht."

„Ja, ja," meinte er lächelnd, seine Hände in den Taschen des neuen Ueberziehers versenkend, „man ändert sich, Fräulein Anna. Was tut man nicht alles den Damen zuliebe!"

„Ich fühle mich sehr geschmeichelt, Herr Doktor," sagte sie, die Wendung auf sich beziehend. „Aber Sie glauben nicht, was der Anzug ausmacht."

Conze pflückte einen Zweig frischen Grüns ab und steckte ihn wie ein übermütiger Schuljunge zwischen die Lippen.

„Es wird Frühling! Sehen Sie nur diese zarten grünen Blättchen." Und dann fuhr er, auf die Uhr sehend, fort: „Kommen Sie, wir wollen uns beeilen, sonst werden wir die letzten sein."

Als sie in den Empfangsraum bei Frau Giesebrecht traten, hatte sich schon eine große Gesellschaft eingefunden, doch ein rascher Blick, den Conze über die Anwesenden gleiten ließ, belehrte ihn, daß Ilse Hilger noch nicht anwesend sei.

Die tiefen, gemütvollen Augen der „Frau Seele" strahlten. Sie liebte Gesellschaften in ihrem Hause und hatte für jeden einzelnen ihrer Gäste ein fesselndes, liebenswürdiges Wort, verstand bei jedem freundliches Interesse zu erwekken, das sie irgendeiner Seite seines Wesens abzuringen wußte.

Auf allen Tischen standen große Vasen mit blühenden Zweigen. Während Anna ihrer Gastgeberin noch einige Dankworte für die Einladung sagte, öffnete sich die Tür und ihr Bruder erschien mit Hedda Gebhardt und Ilse Hilger.

Sofort eilte Frau Giesebrecht auf ihre neuen Gäste zu, um sie besonders herzlich zu begrüßen.

Ernst Herten gehörte zu ihren Lieblingen und ihr feines weibliches Gefühl sagte ihr, daß er besondere Gründe hatte, als er sie bat, diese Damen bei ihr einführen zu dürfen.

So schüttelte sie Hedda Gebhard beide Hände zum Empfang, als wären sie gute alte Bekannte und strich Ilse Hilger mütterlich zärtlich über das blonde Haar.

„Ich freue mich, daß Sie zu mir gekommen sind," sagte sie mit ihrer weichen, angenehmen Stimme zu Hedda Gebhard.

Und als Ilse Hilger sich über die weiche Frauenhand neigte, um sie ehrfurchesvoll zu küssen, blickten die gütigen Augen „Frau Seeles" voll Teilnahme in das offene, frische Mädchengesicht.

Ilse Hilger sah heute in ihrer schlichten weißen Kleidung besonders reizvoll aus.

Ernst Herten begrüßte seine Schwester und machte sie sofort mit den Damen bekannt.

Frau Professor Giesebrecht verstand es mit ihrer gesellschaftlichen Gewandtheit, Ilse und Hedda gleich in einen größeren Kreis von Menschen zu ziehen, in welchem man sich lebhaft unterhielt.

Bei dem Eintritt der beiden Damen hatte Conze eine jähe Freude erfaßt, die ihn zögern ließ, gleich auf sie zuzugehen.

„Wie entzückend sieht sie aus!" dachte er.

Als er Ilse begrüßte, traf ihn ein schelmischer Blick ihrer Augen, aus dem er die Worte las: „Wenn die anderen wüßten, wie oft wir schon zusammen durch diese Frühlingstage gegangen sind."

„Herr Doktor Herten hat mir viel von Ihnen erzählt, liebes Fräulein Gebhard," sagte „Frau Seele" zu Hedda, deren tiefe, ernste Augen sofort ihre Teilnahme erweckten. „Sie sind alte Jugendfreunde, nicht wahr, und haben Freunde und gemeinsame Erinnerungen aus frohen Zeiten?"

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, für Ihre große, große Liebenswürdigkeit, mich in Ihr Haus zu bitten," erwiderte Hedda. „Ja, Herr Doktor Herten verkehrte viel in dem Hause meiner Verwandten, als er in Bonn studierte, und ich glaube, unsere gemeinsamen Erinnerungen an die vergangenen Zeiten ließen uns Freunde werden."

„Ich freue mich sehr, daß Sie zu mir kamen, und ich hoffe, daß Sie sich bei mir wohl fühlen werden. Es würde mir eine große, tiefe innerliche Freude sein. Vielleicht können auch wir Freunde werden, trotzdem ich schon eine alte, alte Frau bin."

Sie reichte Hedda die Hand, die diese gerne ergriff.

„Sie sind so gütig, gnädige Frau, gerade so, wie es mir Doktor Herten erzählte."

„Sehen Sie sich hier um, Fräulein Gebhard, ich bin all diesen Menschen, die zu mir kommen, eine Freundin. Vielleicht weil ich selbst vieles Leid erlebte, habe ich das Glück, andere verstehen zu können und ihnen deshalb manches im Leben zu erleichtern. Wir können uns alle untereinander so wenig helfen, und da tut es manchmal schon gut, sich nur aussprechen zu können. Ich möchte allen eine Mutter sein, die ihre schmerzbeladenen Kinder an ihr Herz nimmt, damit sie sich geborgen fühlen."

Hedda traten die Tränen in die Augen.

„Sie müssen froh sein, Kindchen, froh, wie es Ihren Jahren entspricht. Sie sind doch noch jung, so unendlich jung."

„Ja," flüsterte Hedda, „jung bin ich noch, aber nicht froh."

„Auch das werden Sie sein. — Es heißt doch: ‚Und dräut der Winter noch so sehr, mit trotzigen Gebärden, und streut er Schnee und Eis umher, es muß doch Frühling werden.' — Und es wird Frühling werden, Fräulein Gebhard, glauben Sie mir, und Sie werden froh werden."

Dann öffnete sich wieder die Türe und Lotte Bracht trat ein.

Lotte Bracht gehörte zu „Frau Seeles" Lieblingen, und nachdem sie sich herzlich begrüßt hatten, stellte sie Hedda Gebhard der lebhaften Frau Lotte vor.

„O, ich habe schon viel von Ihnen gehört, gnädiges Fräulein," sagte diese gleich. „Herr Doktor Herten hat mir von Ihnen erzählt. Ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen."

Und in ihrer herzlichen Weise schüttelte sie Heddas Hand.

Auch Anna Herten trat gleich auf Frau Doktor Bracht zu, um sie zu begrüßen.

Lotte Bracht mochte das Mädchen nicht und wunderte sich stets über die Verschiedenheit der Geschwister.

„Wie wenig sie sich ähneln," dachte sie immer wieder, wenn sie in die groben Züge Anna Hertens sah und sich von ihrer lauten, aufdringlichen Art, sich zu kleiden, abgestoßen fühlte.

Voll Freundschaft reichte sie Ernst Herten die Hand und zeigte unverhohlen ihre Freude, ihn zu treffen.

„Wie zwanglos und unangenehm sie sich benimmt!" grollte Anna Herten. „Sie begrüßt Ernst, als ob es ihr bester Freund wäre." Lauernd folgte sie jeder Bewegung von Frau Lotte und ließ keinen Blick von ihr, als sie sah, daß auch Conze sich beeilte, ihr guten Tag zu sagen.

Conze nahm die Gelegenheit wahr, ihr einige Mitteilungen über den Stand der Testamentsanfechtung zu machen und sprach voll Eifer über die Angelegenheit, die ihn fesselte und deren glückliche Erledigung er von ganzem Herzen wünschte.

Gar zu gern hätte Anna gewußt, was die beiden miteinander sprachen, und die Abneigung, die sie gegen die hübsche und vornehme Frau Bracht hegte, wandelte sich in diesem Augenblick der Eifersucht zu grellem Haß.

Wollte diese gefallsüchtige Frau mit dem schlechten Rufe sich jetzt auch ihres Freundes bemächtigen?

Sie zitterte in dem Gedanken, daß die hübsche Frau ihre Bahnen kreuzen könnte. Und als sie merkte, daß die beiden im Laufe des Gespräches sich herzlich die Hände schüttelten, hätte sie dazwischen treten mögen.

Anna fühlte nicht, daß die Blicke der jungen Ilse Hilger auf ihr ruhten und in ihren Mienen zu lesen suchten.

Unwillkürlich war das junge Mädchen auf Anna Herten aufmerksam geworden, und mit weiblichem Scharfsinn hatte sie in der ersten halben Stunde ihrer Bekanntschaft gefühlt, daß ihr von dieser Frau Unangenehmes drohte.

Sie versuchte, in Annas Gesicht zu lesen, dessen sich erregte Gespanntheit bemächtigte, als Conze mit Frau Bracht zur Seite trat.

Irgend etwas in Annas Gesicht hatte sie sogleich abgestoßen. Es reizte sie, Anna immer wieder zu betrachten und die Veränderungen ihres Minenspiels zu verfolgen.

Da die Gäste vollzählig waren, nahm man zwanglos an Tischen Platz, die Mädchen gingen herum und boten Bowle und belegte Butterbrote an.

Frau Giesebrecht erhob sich und sprach:

„Liebe Freunde, die ihr heute zu mir gekommen seid, um mit mir den Frühlingsanfang zu feiern, schaut alle auf die Pracht der weißen Blüten. Freut euch mit mir des Lenzes und laßt die Freude mit uns durch den Sommer gehen. Versucht, die Schönheiten dieser Welt, die Schönheiten draußen in der Natur und im Wesen des Menschen zu erfassen und zu ergründen.

„Schaut um euch und sucht das Schöne, sucht es und tragt es in euer Inneres, damit es als tiefer, reiner Schatz in euren Herzen ruhe, wenn die Blüten des Frühlings gefallen und die Blumen des Sommers vergangen sind.

„Streift die Trauer um Vergangenes ab, wie wir jetzt die ernsten, schweren Winterkleider abtun. Jeder einzelne von uns fühlt das Glück, das ihm das Erwachen der Natur gibt. Immer wieder erneut sich das Leben, erneut sich zu guten und schweren Tagen, und wir Menschen sind da, damit jeder sein Teil dazu beitrage, daß den anderen das Leben leicht werde.

„Die christliche Sittenlehre sagt: liebet euch untereinander, und darum sage auch ich zu euch allen, meine Freunde: liebet euch untereinander und helfet euch, wo ihr könnt, damit euer Leben reich werde an immer sich erneuernden Blüten."

War es Zufall, daß bei diesen letzten Worten ein rascher Blick Hedda Gebhard und Doktor Herten traf, die in ihrer Nähe Platz genommen hatten?

Alle gingen jetzt auf Frau Professor Giesebrecht zu, um ihr für ihre liebevollen, herzlichen Worte zu danken.

„Wie schön sie wieder gesprochen hat," sagte die bewegliche Frau Doktor Mengers, die nie bei „Frau Seeles" Festen fehlte. „Es kommt ihr alles so von Herzen, und man fühlt, daß sie es

„Das tut sie," stimmte Professor Ludwig ein, mit jedem einzelnen gut meint."

der heute schon manchen Streit ausgefochten hatte und nie um Wortwechsel herumkam, wenn Frau Ising-Gendersmann bei „Frau Seele" zu Gaste war.

Diese Frauenrechtlerin war ihm ein Dorn im Auge, und wenn „Frau Seele" nicht oft vermittelnd eingegriffen hätte, wären ernsthafte Streitigkeiten nicht immer glücklich umgangen worden.

Die Stimme der Frau Ising-Gendersmann übertönte alle übrigen. Die Dame war sehr gescheit und hörte sich, wie alle Frauen dieser Art, gern reden. Sie war groß und hager, und ihre regelmäßigen, scharf geschnittenen Züge wären vielleicht edel zu nennen gewesen, wenn nicht ein nervös gespannter Zug, der immer über ihrem Gesichte lag, ihm einen gehetzten, unsteten Ausdruck gegeben hätte.

Frau Ising-Gendersmann trug ihren Doktortitel eigentlich ganz zu Unrecht. Sie hatte den akademischen Grad nicht selbst erworben. Er war ein Ueberbleibsel aus einer ihrer verschiedenen Ehen, von denen sie es aufgegeben hatte, sie durch Namensänderung besonders anzuzeigen.

Sie war ständig in erregte Gespräche verwikkelt und meist grundlos in gereizter Stimmung. Sie fühlte sich von jedermann angegriffen oder absichtlich mißverstanden, was sie jedoch auf die mangelnde Begabung des betreffenden schob. Von ihren, alle anderen weit überragenden Fähigkeiten war sie ganz und gar durchdrungen.

In der Tat war sie weitaus gescheiter, klüger und tiefer gebildet als die meisten ihrer Berufsgenossinnen. Sie war aber nicht feinfühlig in der Wahl ihrer Gespräche und berücksichtigte weder Ort und Zeit noch Gesellschaft, in der sie sich gerade befand.

Liebe und Ehe waren ihre Hauptgebiete, auf denen aber ihr Standpunkt sich nach der augenblicklichen Lage ihrer persönlichen Verhältnisse richtete.

Sie war einem großen Teil des ständigen Kreises bei „Frau Seele“ eine unliebsame Erscheinung, und immer, ehe sich Frau Doktor Mengers zu den Sonntagsbesuchen in Lankwitz anschickte, hielt sie ihrem Manne eine lange Rede, daß er sich nicht wieder mit Frau Ising-Gendersmann auf Wortgefechte einlasse, für den Fall, daß man sie draußen träfe.

Was nützten alle diese vorsorglichen Ermahnungen, wenn der nervös veranlagte Doktor Mengers gereizt wurde?

Auch heute konnte Frau Doktor Mengers zu keinem rechten Vergnügen kommen. Sie sah immer wieder ängstlich nach ihrem Manne hinüber, der sich bis jetzt noch von der streitenden Gruppe fernhielt.

Frau Doktor Mengers verstand es in solchen Fällen meisterlich, ihren Mann in Gespräche mit anderen zu verwickeln. Trotz dieser Geschicklichkeit konnte sie es aber nicht verhindern, daß er ab und zu einige Worte von dem Gespräch auffing, das einige seiner Berufsgenossen mit der Frauenrechtlerin führten.

Man stritt heftig über die Aufklärung der Kinder in der Schule, und Frau Ising-Gendersmann vertrat die Ansicht, daß die Aufklärung unbedingt von der Schule ausgehen müßte, damit endlich mit den törichten Märchen aufgeräumt werde, mit denen man das Kindergehirn belaste.

Ihre Hände fuchtelten leidenschaftlich in der Luft herum.

„Männer können überhaupt nicht über dieses Gebiet streiten,“ verkündete sie und ihre Stimme nahm einen schrillen Ton an, „das zu entscheiden steht nur Frauen zu.“

„Darum gehört es auch nicht in die Schule,“ wandte Doktor Mengers nun ein. „Die Aufklärungsfrage, einer der heikelsten Punkte, der an die Wurzeln des Familienlebens rührt, ist Sache der Mutter.“

„Damit jede unverständige Mutter in denkbar unvernünftiger Weise wieder ein neues Märchen daraus baut,“ höhnte sie. „Wie man Kindern Naturgeschichte vorträgt, muß ihnen sachlich und nüchtern auch die Entstehung und Entwicklungsgeschichte des Menschen klar gemacht werden, frei von Gefühlen, frei von falschen Verhüllungen, die ganz und gar nichts mit der Sache zu tun haben.“

„Das hieße, dem Kinde den Glauben an manches Schöne rauben. Diese Aufklärung gehört nicht in die Schule. Das ist meine Meinung.“ Mengers sprach schon wieder leidenschaftlich. „Ich bleibe trotz aller fortschrittlichen Frauen dabei, daß die Aufklärung von der Mutter zum Kinde der einzig gangbare Weg ist und immer bleiben wird. Wenn eine Mutter es versteht, auf richtige, feinfühlige Weise die Entstehung des Menschen dem Kinde klar zu machen, ist diese Aufklärung nur noch ein Band der Zärtlichkeit und Innigkeit mehr.“

„Wenn sie es versteht!“ höhnte die streitsüchtige Frau. „Sie schlagen sich mit ihren eigenen Worten. Wie viele verstehen es denn? Das Denken der meisten Frauen reicht nicht über den Kochtopf hinaus.“

Mengers wandte sich ab, und ein Wutblick aus den Augen seiner Frau traf Frau Ising-Gendersmann. Sie hatte diesen letzten Satz als persönliche Beleidigung aufgefaßt und ihre Abneigung gegen die Frauenrechtlerin fand neue Nahrung.

Warum „Frau Seele“ nur diese gräßliche Person immer wieder einlud?

Frau Professor Giesebrecht kannte Frau Doktor Ising-Gendersmann auch als armen, gedrückten Menschen. Sie gehörte zu denen, die hilfesuchend in großer Not zu ihr gekommen waren und ihr Inneres rückhaltlos vor ihr bloßgelegt hatten. Da hatte sie auf den Grund dieses Herzens geschaut und dort dieselben Schmerzen gefunden, die die Herzen der anderen Frauen durchtobten.

Da war Frau Doktor Ising-Gendersmann klein, still und beladen gewesen wie alle jene,



Ist Geld der Dünger, den Sie brauchen?

Geld läßt neues Geld wachsen. Wenn Sie mehr Geld brauchen, um eine neue Arbeit auf Ihrer Farm auszuführen, kommen Sie und diskutieren Sie Ihre Pläne und Probleme mit uns vertrauensvoll.

Geld leicht erhältlich —

für den Ankauf von Kunstdünger, Saatgut und Binderzwirn;
für den Ankauf von Vieh;
für den Ankauf elektrischer Ausrüstung, Heiz- und Lichtanlagen, Melkmaschinen, Pumpen usw.
für den Bau von Drainagesystemen und Zäunen;
für Straßenarbeiten und Landverbesserung;
für den Bau oder die Reparatur des Farmhauses und anderer Farmgebäude;
für irgendeinen Zweck, der die Farm verbessert und das Einkommen des Eigentümers erhöht.

Besprechen Sie sich darüber mit Ihrem Manager der Bank of Montreal. Sie werden finden, daß er sehr viel über die Probleme des Farmers weiß und Sie werden sein freundliches Interesse schätzen. Sein erstes Bestreben besteht darin, jede Farm als eine prosperierende Farm in seinem Gebiet zu sehen, und wo Bargeld der Dünger ist, den Sie brauchen, wird er es gern verleihen und sich mit Ihnen darüber beraten, wie es klug angelegt wird und angenehm zurückgezahlt werden kann.



BANK OF MONTREAL

Canadas erste Bank

Arbeitet mit Canadiern aller Schichten seit 1817

über die sie sonst großsprecherisch hinwegzusehen gewohnt war.

„Frau Seele" wußte, daß die großen, gewichtigen Worte, mit denen Frau Ising-Gendersmann so gerne um sich warf, nur einen Teil ihres Wesens ausmachten, und daß der andere Teil einem guten, lieben, armen, vom Schicksal geschüttelten Menschen gehörte.

Frau Doktor Ising-Gendersmann träumte von einem Buche, das ihrem Namen Klang verschaffen sollte. Aber es wurde nie geschrieben.

„Noch fühle ich mich nicht reif genug dazu, um ein Werk meinen Namen tragen zu lassen. Ich warte und horche nach innen, verfolge meine eigene Entwicklung und werde den richtigen Zeitpunkt erfassen, wenn die großen Gedanken zu Ende gedacht sind, damit sie der Menschheit Nutzen bringen. Die vielen, vielen Bücher, die Jahr für Jahr geschrieben werden, was bringen sie Neues?" sagte sie geringschätzig. „Mein Buch wird eine Tat."

Frau Doktor Mengers wandte sich zu Anna Herten.

„Finden Sie diese Frau nicht auch greulich? Sie hat mir mit ihren faseligen Reden wieder den ganzen Abend verdorben."

Anna stimmte zu. Es war bei ihr üblich, den Menschen, mit denen sie Freundschaft zu halten suchte, in allen Dingen recht zu geben.

„Ich muß sagen, sie ist mir eine der unangenehmsten Erscheinungen, die ich kenne. Die großen Worte, mit denen sie immer um sich zu werfen liebt, und dann die Gefallsucht den Männern gegenüber fallen unangenehm auf! Sie scheint jetzt wieder auf der Suche nach einem neuen zu sein. Wie viel Männer hat sie eigentlich schon gehabt?"

„Das weiß niemand. Sie lebte früher in München und beglückt Berlin erst seit einigen Jahren. Sie hätte ruhig bei ihren Bierkrügen bleiben sollen. Sie hat ganz und gar nichts von den gemütlichen Münchenern an sich, und auch die Bierkrüge scheinen bei ihr die Wirkung versagt zu haben. Sie haben aber recht, trotzdem sie mit allen Männern zu streiten liebt, unterläßt sie es nie, sich auf ihre Weise verlockend aufzuputzen."

„Frau Seele" klatschte in die Hände und bat um einen Augenblick Ruhe für einen Sänger.

Es war ein großer, schlanker Mann, dem die schwarzen Haare wild um den Kopf hingen. Eine große, gebogene Nase sprang aus dem schmalen blassen Gesicht, in dem schwarze Augen funkelten. Er hatte einen stark ausländischen Zug und war Rumäne.

„Herr Beatus Crossny wird die Liebenswürdigkeit haben, uns mit einem Liede zu erfreuen."

„Cronheim heißt er," flüsterte Frau Mengers Anna Herten zu, „aber er singt wirklich sehr schön, ich habe ihn erst neulich in der Oper gehört."

Anna lachte hämisch.

„Feine Namensänderung!"

„Großen Künstlern ist das gestattet. Stellen Sie sich vor, daß an den Anschlagsäulen in großen Lettern stände — —"

„St!" machte Frau Giesebrecht, und ein strafender Blick traf die Flüsternden.

„Frau Seele" setzte sich ans Klavier, um den Sänger zu begleiten.

Crossnys Stimme und Vortrag waren meisterhaft und alle Zuhörer waren tief ergriffen. Man spendete ihm begeisterten Beifall, und der Sänger gab gutmütig ein Lied nach dem anderen zu.

Als „Frau Seele" glaubte, daß er gern aufhören würde, stand sie vom Flügel auf und sagte, zu ihren Gästen gewandt: „Jetzt muß ich einige Augenblicke um Ruhe und Aufmerksamkeit für eine andere Künstlerin bitten."

Und sie trat auf das dunkelhaarige, schlanke Mädchen zu, das durch seine Vortragskunst allen Gästen bekannt war.

Anna Herten hatte sie von Anbeginn an beobachtet und zu ihrer Freude bemerkt, daß Conze sich fast gar nicht um sie bekümmerte und gänzlich vergessen zu haben schien, daß er ihr bei ihrem ersten Zusammentreffen solch rege Teilnahme gezeigt hatte.

Er hatte sie nur flüchtig begrüßt und sich dann fast ausschließlich mit Ilse Hilger beschäftigt.

Das schlanke Mädchen stand, an die Wand gelehnt, einige Minuten still, als ob es sich sammeln müßte.

„Die Ketzerin — von Conrad Ferdinand Meyer," sagte sie dann, schlug die Augen weit auf und ließ sie wie versunken über die Menge gleiten, dann sprach sie mit einer wahren, tiefen Leidenschaft, die ihr ganzes Wesen aufzulösen schien. Mit packender Glut und Hingabe sprach sie die Worte der Liebenden, die in die Flammen stieg, um mit dem Geliebten vereint zu sein.

Die Anwesenden waren tief ergriffen. Alle standen in dem Bann dieses wundervollen Vortrages.

„Sie sprach nie so schön wie heute," flüsterte „Frau Seele" Ernst Herten zu, der neben ihr saß.

„Ein wundervolles Wesen," sagte er, „eine große Künstlerin."

„Jetzt etwas Heiteres," bat „Frau Seele" dann, um die schwere Stimmung zu lösen, die alle erfaßt hatte. Und leicht, hell, froh und heiter kam das Goethesche Mailied von den Lippen des Mädchens. Jugendlich froh sprach sie und sah auf die weiße Blütenpracht, die jetzt nur hier zu blühen schien, um ihr den würdig passenden Rahmen zu geben.

Bei allen Vorträgen ließ Anna keinen Blick von Conze. Sie wollte ihn beobachten und sehen, welchen Eindruck die Vorträge auf ihn machten.

Je weiter der Abend fortschritt, eine desto größere Kälte griff an ihr Herz. Warum sprach Conze so viel mit Ilse, um deren Lippen sorgloses Lachen lag und die so leicht und frei von einem zum andern schritt?

Sie sprachen vertraut miteinander, als ob sie jahrelang Freunde und Bekannte seien. Und allmählich stieg eine Angst in ihr auf, die ihr Herz umkrallte und sich dumpf auf ihre Sinne legte.

Was hatte sie von der Unterhaltung mit den Frauen hier, die ein wenig spöttelten und dennoch bewunderten. Sie fühlte sich von Lotte Bracht übersehen und konnte als Hertens Schwester doch Anspruch erheben, daß man sich um ihre Gunst bewarb.

„So eine Frau überhebt sich noch," dachte sie, „so eine Frau, die sich freuen kann, wenn man sie überhaupt beachtet."

Aber auch ihr Bruder schien heute kein Interesse für sie zu haben. Er beschäftigte sich fast nur mit Fräulein Gebhard und Lotte Bracht, die aneinander scheinbar Gefallen fanden.

„Wie gefällt Ihnen eigentlich Fräulein Gebhard?" fragte sie Doktor Conze, als sie sich seiner wieder einmal auf geschickte Weise bemächtigt hatte.

Conze steckte die Hände nachlässig in die Taschen und sagte, Hedda mit einem leichten Blick streifend: „Ganz hübsch, nicht wahr?"

„So meine ich es nicht. Ja, sie ist ganz hübsch. Ich meine ihr Wesen. Ist sie klug?"

„O, ich glaube ja, aber ich kenne sie nur wenig."

„Waren Sie denn nicht auf dem Maskenfeste mit ihr zusammen?"

„Natürlich traf ich sie dort, aber sie tanzte fast gar nicht."

Ohne Anna weiter zu beachten, stand er auf und gesellte sich zu Ilse und Herrn Crossny, die zusammen am Flügel standen.

„Das gnädige Fräulein bittet mich, noch ein Lied zu singen, aber ich habe die Gesellschaft lange genug mit meinen Vorträgen gelangweilt."

„Ein großer Künstler sollte nicht so sehr nach anerkennenden Worten angeln," sagte Ilse Hilger verweisend. „Sie wissen ganz genau, daß Ihnen jeder einzelne ungemein dankbar ist, und Sie selbst sehen es ja auch als Gunst an, die Sie uns übrigen Sterblichen mit Ihrem Gesang erweisen."

„Ilse," rief Hedda Gebhard plötzlich und winkte ihr, um mit ihr einen Augenblick in die Nische zu treten. „Ilsekind," sagte sie, „du darfst nicht den ganzen Abend mit Herrn Doktor Conze zusammen sein."

Ilse lachte.

„Liebe Hedda, wenn ich sagte, Sie dürfen nicht mit . . ."

Sie schwieg und machte ein schelmisches Gesicht.

Heddas Gesicht überzog sich mit einer tiefen Glut.

„Das ist etwas anderes, Kind, ich bin auch viel älter, aber ein junges Mädchen wie du —"

„Liebe Hedda, Sie sind nur vier Jahre älter als ich!"

„Aber meine Stellung macht mich um fünfzig Jahre älter."

„Nur in Ihren Augen, Hedda. Andere sehen die weißen Haare nicht, die Sie auf dem Kopfe zu haben glauben."

„Kleiner Taugenichts, Wirbelwind! Aber komm, setze dich jetzt zu uns."

Sie schob ihren Arm in den des jungen Mädchens und zog es mit sich an den Tisch.

Hedda Gebhard hatte aber nicht mit Conzes Beharrlichkeit gerechnet.

Kaum hatten sie an dem Tisch Platz genommen, an dem „Frau Seele", Herten, Lotte Bracht und noch einige andere Gäste plauderten, so gesellte sich Conze zu ihnen und verstand es geschickt, sich in die allgemeine Unterhaltung zu mischen.

Niemand dachte daran, Anna Herten aufzufordern, an dem gemeinsamen Tische Platz zu nehmen, und ihre Mißstimmung wuchs von Sekunde zu Sekunde.

Wie froh war sie vor wenigen Stunden hier herausgezogen. Und wie schnell war ihre Freude verflogen. Nun saß sie wieder neben Frau Doktor Mengers und hörte mit halbem Ohr zu, wie diese ihr ihre letzten Erlebnisse mit der Hausschneiderin zum Besten gab.

„Also denken Sie, zwei Mark fünfundsiebzig forderte sie für den Tag, und als sie neulich eine Bluse für meinen kleinen Paul beinahe fertig hatte, sah ich, daß die Aermel falsch eingesetzt waren. Als ich ihr das sagte, sah mich die Person schnippisch an, sah auf die Uhr und sagte: ‚Es ist jetzt acht Uhr, gnädige Frau, wenn ich noch länger arbeite, muß mir jede Stunde nachgezahlt werden.' Ich habe sie natürlich hinausgeworfen und nehme sie nie wieder. Und dabei steht in der Zeitung ‚eine perfekte Schneiderin, die selbständig elegante Damenkleider anzufertigen versteht'. So großartig kündet sie sich an und kann dann noch nicht einmal eine einfache Kinderbluse machen. Nichts verstand sie, gar nichts. Da habe ich mich nun am anderen Tag hingesetzt, und Sie sollen sehen, wie ich die Bluse zurechtgemacht habe. Nie wieder nehme ich so eine Person ins Haus!"

Anna hatte kaum verstanden, was die lebhafte, rundliche Frau ihr erzählte.

„Unverschämt!“ sagte sie.

„Also das ist auch Ihre Meinung. Es ist unglaublich, wie einen die Leute betrügen. Nicht wahr, es ich doch Betrug? Ich wenigstens fasse es so auf. Wenn man mir sagt, daß man etwas kann, und es dann falsch macht, so ist das doch glattweg Betrug.“

Sie sah Anna aufgeregt an.

„Gewiß, Frau Doktor, es ist Betrug.“

Anna wußte gar nicht mehr, worum es sich handelte, sie sah nur, wie Conze andauernd das große blonde Mädchen anstarrte und bemüht war, seine Aufmerksamkeit zu erregen. — Sie hätte auf ihn zustürzen, ihn an den Schultern wegzerren mögen.

Sie versuchte sich selbst zu trösten und dachte an die Eifersucht, die sie vor wenigen Sonntagen hier wegen der Vortragskünstlerin empfunden hatte. Wie grundlos war sie gewesen.

Anna konnte sich so wenig beherrschen, daß die lebhafte, rundliche Frau bemerkte, wie Anna andauernd zu dem anderen Tische hinübersah.

„Was fesselt Sie denn so sehr dort drüben?“ fragte sie neugierig, auf den Tisch zeigend, an dem man sich, wie es den Anschein hatte, ausgezeichnet unterhielt und viel lachte.

„Ach, das möchte ich nicht gern sagen.“

Diese Antwort spornte Frau Doktor Mengers Neugierde nur noch mehr an.

„Wenn Sie nicht wollen —“

Ihr Gesicht nahm einen beleidigenden Ausdruck an.

„Ich glaube, ich habe nicht das Recht, darüber zu sprechen. Mein Bruder liebt es nicht, wenn ich es tue.“

Frau Mengers sah Anna erstaunt an.

„Na, erzählen Sie es mir doch!“

„Es ist mir — —“ sie stockte einen Augenblick, „gar nicht angenehm, daß mein Bruder so viel mit Frau Doktor Bracht zusammen ist.“

„Mit wem?“

„Mit Frau Doktor Bracht. Sie wissen doch.“

„Was soll ich wissen?“

„Ach — die Geschichte mit dem Mann.“

„Ich weiß gar nichts. Meinen Sie die hübsche Dame dort, die große schlanke, die mit dem schwarzen Scheitel?“

„Die finden Sie hübsch? Ich finde ihr Aeußeres eher abstoßend.“

„Ach, das kann ich nicht finden. Sie hat doch wundervolle Augen.“

Anna zuckte mit den Achseln.

„Geschmackssache. Ueber den Geschmack läßt sich ja nicht streiten, nicht wahr, Frau Doktor?“

„Natürlich nicht, — aber was wollten Sie erzählen?“

Frau Doktor Mengers bekannte Neugierde war lebendig geworden, sie witterte Beute.

„Ich kenne die Dame gar nicht. Ich habe sie wohl früher hier schon einmal gesehen, aber ich weiß nichts von ihr.“

„Ich würde es Ihnen ja gerne erzählen, aber mein Bruder hat es mir verboten, darüber zu sprechen.“

„Erst machen Sie mich neugierig und dann kommen Sie mit solchen Ausflüchten.“ — Sie lachte. — „Also kommen Sie. Wir setzen uns da oben in die Ecke, und dann erzählen Sie.“

„Wir brauchen uns dazu nicht in die Ecke zu setzen.“

Anna wollte den Platz nicht aufgeben, von dem aus sie die Gruppe beobachten konnte.

„Nun los!“ drängte Frau Mengers.

Anna begann zu flüstern.

„Herr Doktor Bracht war ein Jugendfreund meines Bruders. Er war ein vortrefflicher Mensch, klug und fein. Dann trat er mit dieser Jüdin in die Ehe. Sie ließ sich taufen. Sie war ein ganz armes Mädchen, aber er liebte sie, und ihretwegen nahm er sich das Leben.“

Frau Doktor Mengers Augen wurden immer größer.

„Warum nahm er sich das Leben? Man merkt, Sie sind nicht mit einem Philologen verheiratet, sonst würden Sie logischer, sachlicher und folgerichtiger zu erzählen wissen.“

„Ach, Sie können es sich doch denken.“

„Was soll ich mir denken können? Gar nichts kann ich mir denken.“

„Na also, sie war ihm untreu, und weil er diese Enttäuschung nicht überwinden konnte, nahm er sich das Leben.“

Frau Doktor Mengers war sprachlos. So etwas las man wohl in Romanen, aber in Wirklichkeit —

„Nein, nein, nicht zu glauben, was in dieser
Sie schüttelte den Kopf.
Welt vorkommt. Weiß das Frau Professor Giesebrecht?“

„Darüber bin ich nicht unterrichtet; ich nehme es jedoch an. Jeder Mensch weiß es, der sie kennt.“

„St, st, st!“

Frau Mengers schüttelte ihren Kopf.

Eigentlich war es doch eine Zumutung, mit einer solchen Person eingeladen zu werden.

„Wenn das mein Mann erfährt! — Er wird ganz entrüstet sein. Er ist doch so genau in solchen Sachen. Entsinnen Sie sich noch der Geschichte mit dem Doktor Friedrich, der eine Frau heiratete, deren Ruf nicht ganz einwandfrei war und der von einem Gymnasium zum anderen versetzt wurde? Kein Direktor wollte ihn behalten, und da greifbare Tatsachen gegen Doktor Fried-

rich nicht vorlagen, versuchte jeder Direktor, auf gute Art sich seiner zu entledigen.

„Mein Mann war damals immer so ärgerlich, wenn wir hierher mit Doktor Friedrich und seiner Frau zusammen eingeladen wurden. Aber es ist so hübsch bei „Frau Seele“ und wir sind so gern hier draußen, sie ist ein so lieber, guter Mensch, nur so schrecklich wahllos mit ihren Einladungen.“

Anna nickte.

„Ja, früher war es viel netter, als nicht so viele Menschen hier verkehrten. In den letzten Jahren sind so unangenehme Elemente hereingekommen. So etwas gibt es auch nur in Berlin,“ sagte Frau Mengers, „wissen Sie, in Greifswald wäre so etwas ganz unmöglich, da scheiden sich die Kreise fein säuberlich voneinander. Mein Vater war doch auch Oberlehrer und wir verkehrten immer nur in Kollegenkreisen, da war es ganz ausgeschlossen, daß sich irgend ein Außenstehender in unsere Kreise drängte. Er wäre nirgends zugelassen worden. Ich finde diese feine Scheidung der Kreise viel besser.“

Sie sagte das mit solcher Ueberhebung, als ob sie mit „ihren Kreisen“ die Umgebung um die bedeutendsten Menschen ihrer Zeit meine.

„Was Sie mir da erzählten, Fräulein Anna, ist wirklich interessant,“ und sie staunte, ihre gute Erziehung in dem vornehmen Hause in Greifswald gänzlich vergessend, Lotte Bracht wie ein Wundertier an.

„Und wie diese Frau Bracht noch lacht und scherzt und fröhlich um sich schaut, sie müßte doch ihre Stirn vor Schuld senken und es nicht wagen, die Augen aufzuschlagen.“

Annas Schmerz und Zorn löſten sich durch den Aufruhr, den die Worte von Frau Doktor Mengers bewirkten.

Endlich fand sie Verständnis!

„Was mich am meisten ärgert, ist, daß mein Bruder sie in Schutz nimmt und immer behauptet, dieses Gerücht beruhe auf Verleumdung. Dabei weiß jedermann, daß es wahr ist.“

„Wenn die Männer sich einmal etwas in den Kopf gesetzt haben, lassen sie sich durch nichts überzeugen,“ bestätigte Frau Mengers, die in ihrer Ehe auf diesem Gebiete täglich neue Erfahrungen machte.

„Die Männer sind in manchen Punkten unverständlich. Daß aber Ihr Herr Bruder an einer solchen Frau Gefallen finden könnte, nein, nein, das hätte ich nie von ihm geglaubt! Und er verkehrt in dem Hause einer solchen Frau?“

„Leider, leider!“ stimmte Anna zu. „Sie glauben nicht, wie viel Mühe ich mir gebe, das zu verhindern. Alles ist zwecklos!“

„Ich kann mir denken, wie Sie das schmerzt. Wenn Sie nun aber einmal ein vernünftiges Wort mit ihm reden, ihm vorstellen würden, daß das seinem Vorwärtskommen schaden könnte.“

„Ich habe alles versucht. Er lehnt alle meine Einwände schroff ab. Ja, ich bin sogar auf Schliche verfallen, habe ihm Einladungen, die von Frau Bracht kamen, nicht gezeigt. Aber es hat alles nichts genutzt. Einmal hat sie sogar noch einmal ihr Mädchen geschickt, das ihn unglücklicherweise persönlich antraf.“

Sie schwieg ein paar Sekunden.

„Gegen eine solche Frau sind wir machtlos, liebe Frau Mengers, die ist uns überlegen.“

Die lebhafte kleine Frau nickte mit dem Kopf.

„Ja, da haben Sie recht, gegen die sind wir machtlos.“

„Soll ich einmal Ihrem Herrn Bruder einen Wink geben?“ fragte Frau Mengers.

„Lieber nicht. Es würde ihm vielleicht die Stimmung verderben, und warum sollte ein anderer erlangen können, was ich nicht bei ihm erreichen kann? Sie wissen doch, wie innig wir zusammen stehen. Ich lenke ihn, wie eine Mutter ihren Sohn.“

Anna sagte das mit Tränen in den Augen.

Die Frau an ihrer Seite wurde gerührt.

„Ja, ich verstehe Ihren Schmerz. Aber Sie haben doch nicht ernsthafte Bedenken, Ihr Bruder habe sein Herz an jene Frau gehängt?“

„O nein, o nein!“ wehrte Anna, „aber ihn immer in ihrer Gesellschaft zu wissen, schmerzt mich.“

Frau Mengers zog ihre Uhr, die sie an einer schwarzen Seidenschnur tur, aus dem Gürtel.

„Zwölf Uhr vorbei,“ sagte sie, „wie spät es geworden ist. Ich glaube, wir müssen aufbrechen, damit wir noch die letzten Bahnen erreichen.“

Sie stand auf und ging auf ihren Mann zu.

„Komm, Schatz,“ sagte sie besonders zärtlich, da sie an die verschiedenen Gefahren dachte, die Männer umgeben, „es ist Zeit, daß wir uns auf den Heimweg machen.“

„Warum denn jetzt schon,“ erwiderte ihr Mann, der sich gerade in ein lebhaftes politisches Gespräch verwickelt hatte.

Die rundliche kleine Frau ließ jedoch nicht nach.

„Komm, komm. Denke, wenn wir den letzten Zug nicht mehr erreichten, wie schrecklich das wäre. Wo sollten wir denn die Nacht zubringen?“

Frau Mengers Aufbruch belehrte auch die übrigen, daß es Zeit sei, an den Heimweg zu denken.

„Schade,“ sagte Hedda Gebhard, „wie schnell doch ein Abend in angenehmer Gesellschaft verfliegt. Vielen, vielen Dank, liebe gnädige Frau, für die herzliche Aufnahme in Ihrem Hause.“

Sie beugte sich über „Frau Seeles“ Hand und küßte sie innig.

„Ich freue mich, daß Sie zu mir kamen, und lasse Sie nur unter der Bedingung fort, daß Sie

mir jetzt versprechen, recht, recht oft wiederzukommen. Ich halte Ihre Hand noch, also Sie versprechen es mir?"

Sie hatte eine aufrichtige Zuneigung für Hedda Gebhard gewonnen, und ihre Worte kamen ihr wirklich von Herzen.

„Und Sie, mein blondes, liebes Kind, kommen auch recht bald wieder."

„Aber gerne, liebe gnädige Frau, wenn ich darf, komme ich — so oft, als Sie mich haben wollen. Es war solch wunderschöner Abend heute. Ich kann sagen, daß ich lange nicht ein solch schönes Fest mitfeiern durfte. Dieser Frühlingsanfang wird lange in meinem Gedächtnis bleiben."

Ilse sprach frisch und ihre Augen sahen offen in „Frau Seeles" Gesicht.

„Sie sind selbst ein Frühlingskind, kleine Ilse. Kommen Sie nur oft und bringen Sie Frühling und Sonnenschein mit sich. Ich habe die Jugend so lieb."

Zum zweiten Male brachte jemand sie in Beziehung zum Frühling. Sie dachte jetzt an Conze, der schon an der Tür stand und auf sie wartete.

Unter lustigen Hin- und Herreden verabschiedeten sich die Gäste.

In allen Häusern, die still hinter ihren Vorgärten schliefen, waren die Lichter erloschen. In der hellen Mondnacht sah man Schneeglöckchen und Krokus, die in leuchtendem Lila und Gold die Beete durchflammten.

„Wie schön und verheißungsvoll," sagte Herten, mit Hedda Gebhardt und Lotte Bracht vor einem Garten stehen bleibend, in dem sich die Frühlingsblüten dicht aneinander drängten.

Als letzte Nachzügler wanderten Conze mit Ilse Hilger und Anna Herten, die es einzurichten verstanden hatte, sich ihnen anzuschließen.

„Es war ein gelungenes Fest heute, nicht wahr, Fräulein Herten?" fragte Conze.

Anna stimmte zu.

War denn dieser Mann mit seinen eigenen Gedanken und Gefühlen so beschäftigt, daß er gar nicht bemerkte, wie sehr er sie vernachlässigte und kränkte um dieses blonden Mädchens willen?

Ilse Hilger fühlte, daß Anna Herten sich absichtlich zu ihnen gesellt hatte und schwieg deshalb beharrlich.

* * *

Anna verbrachte eine qualvolle Nacht. Schlaflos wälzte sie sich in den Kissen, dann bäumte sie sich gedemütigt, schmerzerfüllt auf, ließ sich wieder zurückfallen, grub die Hände in die Matratze und biß sich mit den Zähnen in die Kissen fest, um ihr Weh nicht laut hinausschreien zu müssen.

Ja, sie hätte schreien mögen, schreien vor Wut und grimmer Enttäuschung.

Ihre gereizten Nerven und ihr gesteigertes Sinnenspiel gaben ihr jedes einzelne der Bilder zurück, die sie vor Stunden geschaut.

Wie froh, wie glücklich war sie auf der Hinfahrt gewesen. Wie herzlich und vertraut hatten sie miteinander geplaudert. Ja, Conze hatte ihre Hand beim Aussteigen aus der elektrischen Bahn länger und herzlicher gedrückt, als es nur zur Unterstützung beim Aussteigen nötig gewesen wäre. Welche Wonnen hatte dieser Händedruck in ihr ausgelöst.

Und dann kam dieses blonde Mädchen, und Conze war kaum noch von Ilses Seite gewichen.

Wie mühselig hatte Anna Steinchen für Steinchen ihrer Beziehungen zusammengetragen. Wie hatte sie an dem Bau dieser Freundschaft gearbeitet. Wochen und Monate hatte ihm ihr ganzes Sinnen und Trachten gehört, hatte sie nur dieses eine Ziel im Auge gehabt, häufig mit dem geliebten Manne zusammen zu sein, damit ihre Liebe in dem Einsamen Gegenliebe erwecke.

Wie oft hatte sie gehört, daß Frauen auf diese Weise zum Ziele gelangten.

Ihr Bruder hatte oft gesprächsweise, wohl absichtslos, gesagt, er hielte Conze für einen berechnenden, im höchsten Grade selbstsüchtigen Menschen.

Sie hatte nicht daran geglaubt.

Da kam dieses fremde Mädchen, und alles, was Anna getan, fiel wie ein Kartenhaus in sich zusammen.

Schmerz und Wut rasten in ihr und tiefer Haß gegen diese Frau stieg in ihr auf, die mit sorglosem Gesicht kam und ihr lächelnd aus den Händen nahm, was sie zu besitzen glaubte.

Sie empörte sich wild. Heiße Glut schüttelte ihren Körper. Sie sprang aus dem Bett, stürzte an das Fenster und riß beide Flügel auf.

Luft! Luft! Sie ertrug nicht mehr die Dumpfheit des Zimmers.

Schon begann der neue Tag aufzusteigen, und nicht weit vor ihr in den Bäumen klang Vogelgezwitscher.

Anna lehnte sich weit hinaus und sog in tiefen Atemzügen die kühle Morgenluft ein. Ein Gefühl der Kälte kroch über ihren Rücken, und zitternd legte sie sich wieder nieder.

Was tun?

Sie reckte ihre starken Hände in die Luft, als ob sie etwas festhalten wollte. Mit einem Hohnlachen ließ sie sie wieder fallen. Was konnte sie tun?

Sie richtete sich steil in ihrem Bette auf und ihre Augen sahen ausdruckslos in ihrem schmucklosen Mädchenzimmer umher.

Plötzlich sah sie die Nacktheit der bunten Wände, die grellen Tapetenmuster, die unnatürlichen Rosengirlanden, von denen eine sinnlos in die

andere griff. Sie sah sie heute so deutlich, als ob sie etwas ganz Neues wären.

Sie sah die einfachen, bescheidenen Gardinen, ein paar süßliche Bilder, Geschenke von Bekannten, die mit ihrem Empfinden in gar keinem Zusammenhange standen.

An einem alten Bild in einem schlichten, armseligen Rahmen blieben ihre Augen hängen.

Anna hatte es unter Ernsts alten Sachen gefunden. Es war ein Klassenbild aus seiner Schülerzeit. Sie hatte es an sich genommen und in ihrem Zimmer aufgehängt. Die Mutter hatte geglaubt, aus Anhänglichkeit gegen den Bruder.

Aber sie hatte unter all den Knabengesichtern, die sich auf der Photographie so merkwürdig wenig unterschieden, den Kopf jenes Mannes gefunden, um den alle ihre Gedanken kreisten, den Otto Conzes.

So zärtlich, wie es sonst gar nicht dieses Mädchens Art war, fiel der Name von ihren Lippen. Er umschloß ihr ganzes Empfinden, das Liebesvermögen dieser herben Natur, die Aussicht des Nichtalleinseins, die Befreiung vom Jungmädchentum, das schwer auf ihr lastete.

Auch die Befreiung aus diesen Verhältnissen sollte er ihr bringen. Sie wollte verbriefte Rechte haben in jenen Kreisen, zu denen ihr Bruder ihr die Tore geöffnet hatte und in denen sie sich Anerkennung und Freundschaft zu erzwingen suchte.

Sie wußte auch, daß ihre erste Blüte im Schwinden war, und daß sie, die selbst mit achtzehn Jahren nicht besonders reizvoll gewesen, auch den Vorzug der ersten Jugend jetzt schon verloren hatte.

Sie haßte das Grobknochige, das Starkgefügte ihrer Gestalt, das ihre Abstammung aus derbbiederer Handwerkerfamilie verriet.

Wenn die Mutter recht behielt, die ihr immer in trockener, klarer Einsicht sagte, daß es für ein vermögensloses Mädchen, das nicht hübsch sei und sonst keine besonderen Vorzüge habe, gar zu schwer werde, sich in bessere Verhältnisse zu drängen als jene, aus denen es entstammte, waren ihre Aussichten trostlos.

Sie schauderte, wenn sie an die Ehe der Schwester dachte. Mit solch einfachem Manne zu leben, der mühselig seine Familie ernährte und nichts kannte wie Arbeit und stumpfe Ruhe am Sonntag, war ihr unmöglich.

Wie sorglos dieses blonde Mädchen, die Ilse, zu lachen wußte. Ja, die Ilse hatte es gut und konnte sorglos sein! Aber sollte Ilse darum das Recht haben, ihre Wege zu kreuzen, ihre Pläne niederzutreten?

Anna schüttelte ihre derben Fäuste.

„Und ich erzwinge es doch!“ sagte sie vor sich hin. Und sie fühlte, wie ihr Wille eisern und ihre Energie kraftvoll durchglüht wurde.

„Ich erzwinge es! Jeder ist seines Glückes Schmied.“

Als sie zur gewohnten Stunde aufstand, fühlte sie sich wie zerschlagen. Ihr Kopf brannte und in ihrem Herzen war eine Leere, eine Kälte, die sie immer wieder aufs neue erschauern ließ.

Gewohnheitsmäßig verrichtete sie ihre Arbeit. Wie gleichgültig war ihr das alles.

Sie brachte dem Bruder das Frühstück und sprach nur das Notwendigste mit ihm. Der Mutter bot sie kaum einen Gruß. — Als die alte Frau sich nach dem Verlauf des gestrigen Abends erkundigte, gab sie unbeherrschte Antworten und ging aus dem Zimmer.

Die alte Frau schüttelte den Kopf. So ein Benehmen hatte nichts Gutes zu bedeuten. Und ängstlich ging sie der Tochter aus dem Wege. Sie hatte gelernt, sich vor ihrem eigenen Kinde zu fürchten.

Je weiter der Tag vorschritt, eine desto größere Unruhe erfaßte Anna. Sie saß in ihrem Zimmer und brütete vor sich hin.

„Ich muß Gewißheit haben, ob er dieses Mädchen liebt. Vielleicht ist alles nur ein Hirngespinst von mir, erregte Einbildung, vielleicht bin ich krank.“

Unruhig ging sie auf und nieder, blieb in Gedanken versunken stehen, um dann wieder, von wilder Leidenschaft getrieben, in den alten Korbsessel am Fenster zu sinken und ihren Kopf in den Händen zu vergraben.

Das Mittagessen verlief still. Die Unterhaltung stockte.

Ernst Herten, wahrscheinlich von der verkürzten Nachtruhe müde und abgespannt, fühlte sich nicht zur Unterhaltung aufgelegt.

Nach Tisch hielt es Anna nicht mehr im Hause. Ohne sich über ihre Absicht klar zu sein, zog sie sich an und ging aus. Sie ging in hastigen Schritten dem Innern der Stadt zu, ging den weiten Weg von Charlottenburg, ohne auf und um sich zu sehen, wie gehetzt weiter.

„Ich muß Gewißheit haben,“ flüsterte sie vor sich hin. „Aber was soll ich tun?“

Sie hatte jetzt die Französische Straße und das Haus erreicht, in dem Conze wohnte. Wie von einer plötzlichen Erkenntnis erfaßt, blieb sie stehen und sagte zu sich selbst: „Ich kann doch nicht hinaufgehen zu ihm und ihn fragen! Was will ich eigentlich? Wozu bin ich hierher gestürzt, ich Närrin!“

Aber als ob ihr schon der Anblick des Hauses Erleichterung brächte, atmete sie tief auf und drückte sich in den weiten Torbogen des Hauses, das seinen Geschäftsräumen gegenüberlag. Sie starrte zu den Fenstern hinauf, als ob sie durch die verhangenen Scheiben zu ihm ins Zimmer sehen könnte.

Sie mochte eine ziemliche Weile so gestanden und hinaufgesehen haben, ohne die Menschen zu beachten, die in dem lebhaften großen Geschäftshaus aus und ein gingen, in dessen Torweg sie stand.

Ihr seltsames Wesen fiel ein paar junge Burschen auf, die, mit grauen Firmenmützen auf dem Kopf, sich gegenseitig auf sie aufmerksam machten.

„Du, Mensch, die paßt uff ihren Schatz uff," sagte der größere, „mit die möchte ick nischt zu tun haben, kiek nur, wat die vor Oogen hat."

Der andere lachte laut.

Anna warf ihnen einen verächtlichen Blick zu. Was kümmerte sie das Gerede der Bengel, die sie mit frecher Neugierde musterten und sich über ihren nicht ganz tadellosen Aufzug zu unterhalten schienen.

Sie hatte plötzlich das Gefühl, als ob eine Hand nach ihrem Herzen faßte. In dem ersten Stock hatte sich die Gardine bewegt und ein rotblonder Kopf war für einen Augenblick sichtbar geworden.

Wenn Conze sie jetzt hier sähe! Was müßte er in diesem Fall von ihr denken? Was hätte sie ihm sagen sollen, wenn er sie fragte, warum sie unten auf der Straße stehe, um nach seinen Fenstern hinaufzustarren?

Während sie daran dachte und überlegte, ob sie nicht vernünftig sein und nach Hause fahren sollte, schritt ganz dicht an ihr eine elegante Frauengestalt vorbei.

Anna zuckte zusammen und wich unwillkürlich einige Schritte zurück. Diese Figur, diese Haltung kannte sie. Obgleich sie jetzt nur noch den Rücken der Vorbeigeschrittenen sah, wußte sie mit Bestimmtheit, daß Ilse Hilger nicht weit von ihr entfernt sei.

Langsam, wie abwartend, ging das junge Mädchen weiter, ohne einen Blick auf das gegenüberliegende Haus zu werfen, das Anna jetzt fest im Auge behielt.

Nach wenigen Augenblicken sah Anna Conze aus dem Hause treten, in der Hand trug er einen großen Strauß Veilchen. Mit ein paar raschen Sätzen war er an Ilse Hilgers Seite.

Anna stand wie gelähmt.

So weit war es also!

Katzengleich schlich sie hinter den beiden her, die, sorglos plaudernd, ahnungslos durch die belebten Straßen gingen. Die beginnende Dämmerung war Annas Vorhaben, sie zu verfolgen, günstig.

Hier und da blieb sie in Torwegen stehen, um den Vorsprung, den die beiden hatten, nicht zu verkürzen und sie dennoch im Auge zu behalten. Sie war sich des sinnlosen Vorgehens nicht bewußt. Es war ihr wie ein Triumph, daß sie in das Geheimnis der beiden eingedrungen war.

Die gingen nun schnellen Schrittes weiter, um recht bald den Tiergarten zu erreichen, den sie durchkreuzen mußten, um das Hilgersche Haus zu erreichen.

Sie wählten den Tiergarten mit Vorliebe, da sie dort zu dieser Stunde viel weniger der Gefahr ausgesetzt waren, Bekannte zu treffen, als in den belebten Straßen. Sie nahmen immer den gleichen Weg, das war ein stillschweigendes Uebereinkommen.

Wie leicht und schwebend war Ilse Hilgers Gang. Wie vornehm wirkte ihre Erscheinung in dem tadellos sitzenden blauen Straßenkostüm und dem kleinen feschen Hute.

Jetzt wußte Anna, warum Conze solch großen Wert auf seine äußere Erscheinung legte.

Sie blickte an sich herab.

Wie konnte sie nur so nachlässig gekleidet aus dem Hause gehen. Ihr Haar hing in feuchten Strähnen an ihrem Gesichte herab und ihre alten, breiten, derben Schuhe, die sie gedankenlos angezogen hatte, waren mit Straßenschmutz bedeckt. Ihr Kleid hatten die vorbeifahrenden Kraftwagen auf dem feuchten Pflaster mit Flecken bespritzt.

Wie anders sahen den ihren gegenüber die Lackstiefelchen auf hohen Absätzen aus, auf denen das junge Mädchen vor ihr herging.

O, sie hatte es ja leicht, elegant zu sein, als einzige Tochter eines reichen Vaters! War es nicht selbstverständlich, daß ihr jeder Sieg zuflog?

Wieder krümmten sich Annas Finger zur Faust und durch ihre zusammengebissenen Zähne stieß sie die Worte hervor: „Kannst du dir nicht andere kaufen mit deinem Geld? Mußt du mir den nehmen, den ich liebe und nach dessen Besitz mein ganzes Wesen fiebert?"

Bis zum Großen Stern schlich Anna hinter den beiden Ahnungslosen her. Dann sank sie müde und gebrochen auf eine Bank nieder.

Sie sah noch, wie die beiden vorsichtig den freien Platz zwischen den Bronzegruppen überschritten, und wie Conze sorgfältig nach allen Seiten spähte, um das junge Mädchen sicher hinüberzugeleiten.

Anna fühlte sich geborgen im Schutz der Dunkelheit und der Bäume. Conzes Blick, der über den Platz schweifte, konnte sie nicht erreichen und sie nicht erkennen.

Wie vorsorglich er mit dem Mädchen umging! Die Eifersucht trieb Anna Tränen in die Augen. Sie nahm ihr Taschentuch aus ihrer schwarzen Ledertasche und schluchzte auf offener Straße, unbekümmert um die vorbeigehenden Menschen.

Als Conze sich von Ilse Hilger verabschiedete, fuhr er hinaus nach Wilmersdorf, um Lotte Bracht frohe Botschaft zu bringen. Am Morgen war die erste Verhandlung in ihrer Anfechtungsklage gewesen, und soweit sich die Angelegenheit bis jetzt übersehen ließ, schienen die Aussichten für Frau Lotte recht günstig zu sein.

Es machte ihm Freude, der jungen Frau persönlich diese Mitteilung machen zu können. Er fühlte sich wohl in ihrem reizvollen Heim, und da er über einige Punkte Auskunft haben mußte, wollte er sich nicht mit dem schriftlichen Wege begnügen.

* * *

Heddas Seele litt unter den Schwierigkeiten, die sich rings um sie türmten. Sie kam sich vor wie ein Wanderer, der sehnsuchtsvoll auf verschlungenen Pfaden nach dem rechten Wege ausblickt.

So sehr sie sich auch dagegen wehrte, alles Helle, Frohe und Erfreuende schien ihr von Ernst Herten zu kommen. Je inniger sich ihre Seelen zusammenfanden, desto mehr wurde dieses Bild, aus Traum und Wirklichkeit gewoben, von dem Gedanken an die Schwester beschattet.

Sie fühlte sich schuldig, und es drängte sie, wie eine Sündige vor dem Beichtstuhl niederzuknien und ihre Seele zu entlasten.

War sie sündig? War es Verrat an ihrer Schwester?

Sie beschloß, an sie zu schreiben.

Hedda saß in tiefe Gedanken versunken da, und wieder verrann eine Stunde, ehe sie sich entschloß, mit dem Briefe zu beginnen.

„Liebe Schwester!

Ich habe Dir immer und regelmäßig von dem Leben, das ich hier führe, berichtet. Dennoch erscheint es mir jetzt, als ob wir, durch Jahre voneinander getrennt, nie voneinander gehört hätten. Ich fühle, wie schwer es ist, über ernste Dinge zu schreiben, da uns nicht der Wechsel der Frage und Antwort, der überzeugende Klang der Stimme zu helfen vermag.

Wie leicht würde es für mich sein, zu Dir zu sprechen, wenn ich Dir gegenüber stände, die Wärme Deiner Hand fühlte und in dem Ausdruck Deiner Augen lesen könnte, ob ich recht oder unrecht getan.

Du bist mir Mutter und Schwester, und deshalb erscheint es mir wie Verrat, was ich empfinde. Unterliegt unser Empfinden unserem Willen oder sind wir Sklaven unseres Schicksals? Diese Frage habe ich unzählige Male zu lösen versucht, seit der Mann in mein Leben trat, von dem ich mit Dir jetzt sprechen will.

Liebe Else, er ist Dir kein Fremder. Entsinnst Du Dich des Sommertages — es liegen nur wenige Jahre dazwischen — da erzähltest Du mir von ihm in der kleinen, von Pfeifenstrauch eng umrankten Laube in Onkels Garten.

Du hattest in einem der Nietzschebücher gelesen, die er Dir geschenkt hatte. Es lag ein trockenes Efeublatt an einer Stelle des Buchs, die Du aufschlugst, und Du lasest mir die Zeilen:

‚Und alle meine Tränen, sie nehmen zu Dir ihren
Lauf,

Und meines Herzens Flamme, dir glüht sie auf!'

Da sprachst Du von ihm, zum ersten Male, und erzähltest von Deinen Mädchenträumen und formtest das Bild, das in meiner Erinnerung fortlebte. Du sagtest ungefähr:

,Ich sammelte in meinem Herzen alle die wundersamen Blüten, die nur in der Jugend blühen können. Und er pflegte und hütete sie wie ein Gärtner seine Kostbarkeiten und ließ sie dann plötzlich unbeachtet stehen, daß sie hinwelkten und ihre Wurzeln alle Lebenskraft verloren.'

So tief und schwer empfandest Du. Und jetzt führt das Schicksal denselben Mann mir entgegen und ich fühle den Fluch oder das Glück — wie soll ich es nennen — daß alles in mir ihm entgegenglüht.

Zwischen uns sind noch keine Worte der Liebe gesprochen worden, aber ich fühle mich von ihm umsorgt. Vielleicht erlebe ich an ihm dieselbe Enttäuschung wie Du. Noch wage ich nicht, an ein Glück zu glauben, weil es mir so übergroß erscheint, und ich nicht weiß, ob ich das Recht habe, die Hand nach ihm auszustrecken, weil es auf einem Boden wächst, den Du mit Deinem Herzblut nährtest.

Du weißt nicht, was es für mich hieß, hier in der großen Zahl fremder Menschen, in fremden Kreisen jemand zu treffen, der von Dir und unserer Heimat mit mir sprechen konnte. Du glaubst nicht, wie fremd und verlassen man sich in dieser Riesenstadt fühlt, alles ist so anders wie bei uns. Alles hastet, rast und jagt aneinander vorbei, wohin Du siehst, Eile und Zweckverfolgung.

Wenn ich in der Stadtbahn oder in der Elektrischen fahre, betrachte ich die Gesichter der Menschen, von denen einer für den anderen nicht die geringste Teilnahme hat, man sieht nur fremde Gesichter, die, für kurze Weile in einen Raum gebannt, dieselbe Luft atment, aber kaum einen Blick füreinander haben.

Glaubst Du, daß es mit der Geselligkeit anders ist? O, ich habe in diesem Hause sehen gelernt! Auf wie wenig Freundschaft beruht die Geselligkeit. Die Sucht nach Glanz fesselt den einen, der Wunsch nach vielen Bekanntschaften den andern. Eltern führen ihre Töchter ebenso berechnend in

fremde Häuser, wie sich bei andern wieder unter dem Deckmantel gesellschaftlicher Beziehungen rein äußerliche Vorteile und Anknüpfungen anzubahnen suchen. Je mehr fremde Menschen ich kennen lernte, desto einsamer fühlte ich mich.

Dann kam Ernst Herten. Ich habe in seiner Nähe das Gefühl des Geborgenseins, des unerschütterlichen Vertrauens. Vielleicht leitet meine Unerfahrenheit, mein Gefühl mich irre.

Sage mir, Schwester, ob ich vor Dir schuldig bin. Soll ich zu Euch zurückkehren und hier alle Beziehungen lösen? Ein Wort von Dir und ich werde bei Euch sein. Hilf und rate mir.

Hedda."

Ihre Hände waren behend über das Papier geflogen.

Hatte Hedda mit diesen letzten Worten nicht zu viel versprochen?

Die Stehuhr auf dem Kamin schlug in ihrer singenden Weise fünf Uhr. Sie sah auf.

Wie lange Ilse blieb. Und die Sorge, das Pflichtgefühl lenkte ihre Gedanken von ihren eigenen Schmerzen ab.

Wie seltsam das Mädchen in den letzten Wochen geworden war, so herb und verschlossen!

Hedda fühlte, daß etwas in dieser jungen Mädchenseele vorging, und hatte sich schon häufig vorgenommen, mit ihr darüber zu sprechen. Aber sie fürchtete durch das Wort das Jungmädchenherz zu schrecken und scheute sich vor unberufenem Eindringen in fremdes Empfinden.

Es schlug halb sechs Uhr, und noch immer war sie allein.

Endlich!

Hedda stand auf und öffnete die Tür ihres Zimmers, ging an die Treppe und rief:

„Ilse, Kind, wenn du deine Sachen abgelegt hast, kommst du wohl zu mir!"

Sie standen sich jetzt gegenüber und Hedda sah in das frischgerötete, strahlende Gesicht des jungen Mädchens.

Heddas Blick streifte den Veilchenstrauß in Ilses Händen und ihr Wunsch, mit Ilse zu sprechen, reifte zum Entschluß. Aber ihr zart empfindendes Wesen fühlte sich von diesem Zwang schmerzhaft berührt.

Sie bemerkte etwas Aufgeklärtes und Festes in Ilses Zügen, das ihr bisher fremd gewesen, und sie ahnte mit weiblichem Feingefühl, daß sie hier Widerstand finden würde und daß Ilse nur zu ihr spräche, wenn ihr eigenes Herz sie dazu triebe.

Hedda ging in ihr Zimmer zurück und wartete.

Der Klang lebhafter Stimmen drang an ihr Ohr und sie hörte, wie Ilse mit Suse Frömling, ihrer Freundin, sprach, die anscheinend gekommen war, um sie zu besuchen.

Ilse führte Suse in das Zimmer, wo Hedda sie erwartete.

Widerstrebend trat Suse Frömling ein.

„Ich störe wohl," sagte Hedda aufstehend.

„O nein," wehrte das junge Mädchen, „bleiben Sie nur."

Ihre Stimme klang müde, und ihre großen blauen Augen blickten traurig und mutlos.

„Guten Abend, Fräulein Frömling," sagte Hedda, die das gertenschlanke, feingliedrige Mädchen vor allen von Ilses Freundinnen liebte.

Suse warf sich in einen der weichen, tiefen Sessel und lehnte ihr schmales, blasses Gesichtchen wie eine welke Blüte an die Lehne. Goldblondes Haar stand wie ein Kranz um den feingeschnittenen Kopf. Die blutleeren dünnen Lippen bebten wie in verhaltenem Schmerz.

„Ich bin so unglücklich," seufzte sie und, ihre Fassung verlierend, schluchzte sie auf und heiße Tränen floßen langsam über ihr bleiches Gesicht.

Ilse setzte sich auf die Lehne des Sessels und schlang ihre Arme um das weinende Mädchen.

„Ach," sagte Suse, „sei nicht böse, Ilse, daß ich hierher komme, um zu weinen. Aber ich konnte nicht daheim in meinem einsamen Stübchen bleiben. Ich mußte Menschenstimmen hören."

Ilse streichelte die Wangen der Freundin.

„Erzähle doch, was dich bedrückt."

Ganz still wurde es in dem Raum, bis Suse zu sprechen begann.

„Keiner von unseren Freunden wußte, wie es eigentlich um uns stand. Als Vater starb, hatte Mutter den törichten Einfall, das große Speditionsgeschäft weiterzuführen. Alle in der Familie rieten ihr ab, auch meine Schwester und ich, denn wir kannten unsere Mutter. Es ist wohl nicht gut, wenn ich dir das von meiner Mutter erzähle, aber du bist die einzige Freundin, die mir geblieben ist, und Fräulein Hedda," — sie stockte, — „vielleicht werden auch Sie mich verstehen. Nun, Mutter verlor alles Geld, weil sie die Geschäftsführung nicht verstand und wahrscheinlich auch schlecht beraten wurde.

„Unsere Verhältnisse wurden immer bescheidener, das mußtest du doch auch sehen und jeder, der zu uns ins Haus kam. Meiner Schwester und mein Geld war sichergestellt bis zu unserer Mündigerklärung; dann begann Mutter, auch von unserem Erbteil zu zehren. Ich erzählte dir, daß sie und meine Schwester von Verwandten nach Monte Carlo eingeladen worden seien. Aber," — ein erneuter Tränenstrom schüttelte ihre schlanke Gestalt, — „das war Lüge. Sie belogen mich! Meine Mutter beredete meine Schwester, mit ihr nach Monte Carlo zu fahren, um dort im Spiel ihr Glück zu suchen.

Sie zog einen zerknitterten Brief aus der Tasche.

„Sie haben das Letzte verloren, das sie besaßen. Wenn ich ihnen jetzt nicht den Rest meines Vermögens sende, werde ich sie nie wiedersehen."

In Ilses Gesicht malte sich starres Entsetzen. So vollzog sich vor ihren Augen eine Tragödie. Zum erstenmal sah sie, wie das Schicksal mit rauher Hand in ein junges Menschenleben griff und es seine Schwere fühlen ließ.

„Ich habe den Glauben an meine Mutter verloren," schluchzte das junge Mädchen. „Das ist schlimmer als alles übrige. Ich bin hierher gekommen, weil mir vor der Einsamkeit meines Zimmers graute."

Es war, als ob Grausen Suses Augen erfüllte.

„Das kann eine Mutter tun!?" rang es sich von Ilse Lippen. Sie neigte ihren Kopf und küßte die Hände der Freundin.

„Meine Mutter," stöhnte das schmale, schlanke Mädchen, „warum tatest du mir das? Warum nahmst du mir den Glauben an dich und deine Wahrhaftigkeit?"

Hedda versuchte, das Mädchen zu trösten und sagte ihr, daß dieser Brief in der ersten Aufregung geschrieben sei, daß ihre Mutter, mit allem, was sie versuchte, in dem Glauben gehandelt habe, das Beste für ihre Töchter zu tun.

„Wir alle irren," sagte sie.

Als am späten Abend Suse Frömling fortgegangen war, saßen Hedda und Ilse noch lange beisammen. Aber Hedda hatte nicht den Mut, Ilse nach ihrem langen Ausbleiben zu fragen.

Das junge Mädchen war so erschüttert von der Freundin Erlebnis, daß sie ihre junge Seele nicht weiter beunruhigen wollte.

„Wie kann eine Mutter so an ihren Kindern handeln! Wie habe ich an meiner Mutter gehangen, und was bedeutete ihr Tod für mich."

„Du hast recht," flüsterte Hedda und schlang ihre Arme um sie. „Was du heute gehört hast, sind Ausnahmen, sind herbe Schicksalsfügungen. Auch diese Mutter glaubte, wenn auch von einem Wahn befangen, ihren Kindern helfen zu können."

* * *

Auch Direktor Hilger entging das veränderte Wesen seiner Tochter nicht. Ihm fiel die Nachdenklichkeit auf, die nicht seines Wirbelwinds Art war, und er ging zu seiner Mutter, um sich bei ihr Rat zu holen.

„Schicke sie mit dem Fräulein auf Reisen. Die vielen Gesellschaften und das lange Aufbleiben in den Nächten wird sie müde gemacht und abgespannt haben. Junge Mädchen sind immer etwas bleichsüchtig und dann mißgelaunt. Ich fand in der letzten Zeit, daß sie gar nicht recht frisch aussah."

„Ilse auf Reisen zu schicken, dazu kann ich mich nur schwer entschließen, es ist hier zu einsam ohne sie."

„Aber, Junge, wenn sie nun mal heiratet?"

„Der Gedanke schreckt mich auch immer."

„Vielleicht hat auch das stille Wesen des Fräuleins auf sie eingewirkt."

Die alte Frau Hilger mochte Hedda nicht leiden. Sie hielt sie für hochmütig und kalt, Eigenschaften, die nach ihrer Meinung einem armen Mädchen nicht zukamen. Sie mißverstand Heddas Zurückhaltung und ihr Fernbleiben von den Familiensonntagen.

Hilger schüttelte den Kopf.

„Na, wie wär's denn, Helmut, wenn du sie verheiratetest? Dar war immer noch ein gutes Mittel gegen Schwermut."

Hilger hob wie abwehrend beide Hände.

„Ich sie verheiraten, Mutter! Ilse ist kein

Mädel, das sich verheiraten läßt! Weißt du keinen besseren Rat?"

„Warum soll sich denn das Mädel nicht verheiraten lassen? Man muß nur etwas schlau zu Werke gehen. Aber das versteht ihr Männer ja nicht. Du wärest dumm genug, ihr deine Absichten glatt ins Gesicht zu sagen, und damit wäre gleich alles verspielt."

„Du kennst die heutige Generation nicht. Die Mädchen sind zu selbständig erzogen und zu reif in ihren Ansichten."

„Papperlapapp, das sagt jede Generation. Zum Schluß ist jedes Mädchen froh, wenn es einen Mann hat. So war's immer und so wird's bleiben."

Die alte Frau ereiferte sich. Sie gehörte zu jenen, die den Fortschritt der Zeit nicht erkannten und ihn mit Redensarten aus der Welt schaffen zu können glaubten.

Im Grunde wußte das ihr Sohn und nur seine Hilf- und Ratlosigkeit hatten ihn wieder zu der Mutter getrieben.

„Ich werde es mir überlegen," sagte er und ging zerstreut fort.

Auf dem Heimweg nahm er aus seiner Brieftasche ein ihm zugegangenes Schreiben ohne Unterschrift.

Auf billigem, ihm unsauber erscheinendem Briefpapier stand mit absichtlich verstellter Handschrift:

„Ihre Tochter treibt sich im Dunkelwerden mit Herren im Tiergarten herum."

Er zerriß den Brief und warf ihn mit einer Bewegung des Ekels von sich.

Helmut Hilger war stolz und frei und trug den Kopf voll Selbstbewußtsein. Ihm war geheime Anzeigerei verächtlich. Sie erschien ihm wie kriechendes Gewürm, das niedrigen Sinnes in Schmutz und Dunkel seinen Geifer verspritzt. Das sollte nicht seine reine, blonde Tochter beflecken.

Er hätte niemals seiner Mutter diesen Brief gezeigt und es unter seiner Würde gehalten, ihn Ilse gegenüber zu erwähnen.

Nach dem Mittagessen hatte er häufig gemütliche Plauderstündchen mit seiner Tochter verbracht. In der letzten Zeit hatte sie ihn meist allein gelassen.

Als er sich heute etwas umständlicher als sonst die Zigarre anzündete, sagte er: „Willst du nicht ein wenig zu mir herüber kommen?"

Dabei strich seine Hand zärtlich über ihr blondes Haar.

Ilse fühlte die Bitte, die in dieser Zärtlichkeit lag und ging mit ihm in sein Arbeitszimmer.

Hilger warf sich in den weiten Klubsessel und streckte die Füße von sich.

„Ich darf doch, Töchterchen?" fragte er, „oder muß ich auf die Gegenwart einer Dame Rücksicht nehmen?"

Ilse wiegte sich behaglich in dem Schaukelstuhl und lachte.

„Ach, Papachen, seit wann denn diese Förmlichkeit?"

„Solch seltener Besuch fordert dazu heraus. Aber erzähle mir etwas, Mädel. Wir haben so lange nicht mehr zusammen geplaudert." — Ilse lehnte den Kopf zurück.

„Es gibt nichts zu erzählen, Vater, wenigstens nichts Besonderes."

„Auch gut, dann erzähle das ‚nicht Besondere.' — Im übrigen wollte ich dich um deinen Rat bitten. Bei der Generalversammlung, die in den nächsten Tagen bevorsteht, soll ein neuer Syndikus vorgeschlagen werden. Ich habe an Assessor Berghaus gedacht."

Seine Stimme war absichtlich gleichgültig gefärbt.

„Berghaus —?"

Ilse schwieg nachdenklich.

„Er geht tadellos angezogen, hält viel von Fingerpflege, versteht mit dem Monokol umzugehen und ist ein gewandter Gesellschafter."

Hilger lachte.

„Ist das nun ein gutes oder ein schlechtes Urteil, Mädel?"

Geschmackssache! Für den einen wird es den Gipfel der Vollkommenheit bedeuten, für den anderen den des Uninteressanten."

„Hälst du ihn für gescheit, Ilse?"

„Diese Frage ist recht ehrenvoll für mich, und ich bedaure, daß ich in dieser Beziehung kein maßgebendes Urteil habe. Das steht dir auch mehr zu, Vater. — Uebrigens, Vater, warum soll gerade Berghaus von dir vorgeschlagen werden?"

Ihr Blick richtete sich prüfend auf des Vaters Gesicht.

„Ich darf wohl die Antwort verweigern."

„Berghaus hat diese Unterstützung doch eigentlich gar nicht nötig. Er ist von Hause aus sehr wohlhabend."

„Ich weiß," stimmte Hilger zu.

„Warum schlägst du nicht Rechtsanwalt Conze vor? Er bemüht sich mit Eifer um sein Vorwärtskommen, und ich finde es viel richtiger, einem Ringenden zu helfen."

Hilger spitze die Lippen.

„Also daher pfeift der Wind!?"

„So war's nicht gemeint, Vater."

„Ist eine Gegenfrage erlaubt?"

„Warum nicht?"

„Woher weißt du, daß Conze um sein Vorwärtskommen ringt?"

„Erstens hast du mir selbst von dem Unglück seines Vaters erzählt, und dann weiß ich es von

ihm selbst. Wir sind hie und da zusammen spazieren gegangen."

„Und er gefällt dir?"

„Er interessiert mich. Conze ist kein Durchschnittsmensch. Er ist gebildet, sein eigenartiges Wesen fesselt mich. Jedenfalls reizt es mich."

„Mein Kind, wenn ich ganz offen zu dir sein darf, — vielleicht greife ich vor, — aber da wir einmal bei diesem Gesprächsstoff sind, und du mein kluges, verständiges Mädel bist, also — ich möchte dir sagen, eine Heirat mit ihm entspräche nicht meinen Wünschen!"

„Darf ich wissen, aus welchen Gründen?"

„Irgend etwas in der Art und dem Gesichtsausdruck des jungen Conze stört mich, und es erscheint mir nicht als ein erstrebenswertes Ziel, daß meine Tochter in eine Familie heiratet, deren Namen mit unehrenhaften Handlungen verknüpft ist."

„Diese letzte Ansicht finde ich kleinlich und rückständig und glaube, daß alle verständigen Menschen hierin mit mir einig sind. Conze kann doch für die Handlungen seines Vaters nicht verantwortlich gemacht werden!"

„Du kennst die Welt nicht, Kind. Die Menschen vergessen nicht. Im Gegenteil, es bereitet ihnen immer erneute Genugtuung, an die Schande anderer zu erinnern. Damit stellen sie gleichsam ihre eigene Reinheit in ein helles Licht."

Die warme Verteidigung seiner Tochter machte den Direktor stutzig. Es klang etwas wie Leidenschaft durch den Tonfall, der nachlässig sein sollte.

Hilger blickte sinnend vor sich hin. Er zog die Hände aus den Taschen seines Jacketts und fuhr sich durch das leicht ergraute Haar.

Also daher kam Ilses Nachdenklichkeit!

Ihm war diese Angelegenheit äußerst unangenehm. Er hatte sich den Gatten seiner Tochter anders gedacht.

Ihm erschien eine Verbindung mit Conze wie eine Demütigung, wie eine unebenbürtige Zumutung. Die Tätigkeit dieses jungen Mannes war bisher im Dunkeln geblieben. Wenn er sich nur durch etwas Besonderes hervorgetan, sich auf einem Gebiete ausgezeichnet hätte! Conze war ein Rechtsanwalt, von dem niemand etwas wußte! Wäre er doch wenigstens ein Redner gewesen, der die öffentliche Aufmerksamkeit erregte! Aber er war so gar nichts Besonderes, ein Dutzendmensch.

Berghaus war ja auch kein Licht, damit hatte die Tochter recht. Als ihm der junge Mann zu verstehen gegeben hatte, daß ihm Ilse gefiele, hatte diese Aussicht in ihm keine Begeisterung erweckt.

„Ich werde Ilse auf Reisen schicken, wie meine Mutter rät," dachte er schließlich.

Hilger stand auf und trat neben den Stuhl seines Kindes.

„Sieh, Ilse, es ist eine besondere Sache, wenn plötzlich ein Kind zu seinem Vater kommt und sagt: ‚Dieser Mann interessiert mich, vielleicht



will ich ihn heiraten. Glaubst du, daß man da nicht alles und jedes erwägen muß?"

Ilse streichelte die Hände des Vaters.

„Ich verstehe dich wohl," sagte sie zärtlich, „und verspreche dir auch, nie jemand ein bindendes Wort zu geben, ohne daß du damit einverstanden bist. Mir gefällt Doktor Conze, und ich weiß, daß ich ihm nicht gleichgültig bin. Er hat es mir nicht gesagt, aber so etwas fühlt man doch."

Hilger nickte.

„Du bist mein gutes, verständiges Kind. Aber du bist noch jung und weißt so wenig von den Kämpfen des Lebens. Du mußt mir ja nachfühlen, daß ich mich um dich und dein Wohlergehen sorge, du meine Einzige, du!"

Hilger schritt sinnend auf und ab.

„Da hat man nun plötzlich ein ganz großes Mädel, und wenn man zurückschaut, glaubt man, es sind nur ein paar Jahre her, seit sie im kurzen Röckchen neben dem Reifen herlief. — Aber vielleicht hast du recht, Kind, wenn ich Herrn Doktor Conze als Syndikus vorschlage, und wird er von den übrigen bestätigt, so wird mir Gelegenheit geboten, ihn beruflich kennen zu lernen, und das ist bei einem Manne zur Ergründung seines Charakters von großem Wert. Ist's recht so, Kind?"

„Wenn du es für gut hältst, Vater, wird es recht sein." Sie reichte ihm die Hand.

„Aber ich bitte um Ehrlichkeit zwischen uns, Mädel, nicht wahr? Du sollst mir nichts verschweigen."

Ilse schlang, wie sie es als Kind so oft getan, ihre Arme um ihres Vaters Hals.

„Väterchen, liebes, gutes Väterchen, du darfst beruhigt sein!"

Unterdessen saß Hedda Gebhardt in ihrem Zimmer und las immer wieder den Brief, den sie am Morgen von ihrer Schwester bekommen hatte. Sie erschien sich wie von einem peinigenden Drucke befreit, wie erlöst von Qualen, die auf allen ihren Handlungen gelastet hatten.

„Mein liebes Kind!

Wäre das Liebe, wenn ich Dir Dein Glück neidete? Ich bin vielleicht nicht zum Glück geboren. Vielleicht war es nicht reif, als ich die Hand nach ihm ausstreckte. Nun, da es Dir aus meinem Schicksal erwachsen soll, nimm es, und es werde Dir zum Segen.

Wenn Dich Ernst Herten glücklich machen will und kann, so nimm es als Fügung, der wir uns beugen. Komme oder bleibe. Ich bin mit allem einverstanden. Möge Dir alles Leid fern bleiben!

Else."

Wie klar, wie rein und wie fern jeglichem kleinlichen Neide waren die Worte der Schwester. Auf welch hoher Warte des Lebens stand sie. Wie hatte sie sich durchgerungen durch Schmerz und Entsagung zu opferbereiter Liebe.

Tränen rannen Hedda über die Wangen, immer wieder, wie ein stiller Bronnen, der ihrer Seele Erleichterung gab. Was ihr auch das Leben bringen mochte, sie würde sich niemals mehr allein und verlassen fühlen, ihr blieb die große Liebe ihrer Schwester, die mütterlich verstehend, sorgend und entsagend neben ihr stand.

Lotte Bracht beugte sich über den Stuhl, auf dem Achim von Pritzow saß und streichelte mit ihren Fingerspitzen über sein dichtes Haar.

„Du darfst mir meine Frisur nicht in Unordnung bringen, sie hat viele Mühe gekostet."

Sie lachte.

Das Lachen stand heute den ganzen Tag in Lottes Gesicht, seit heute mittag schon, als sich plötzlich die Türe geöffnet hatte und ihr großer, lieber Junge unerwartet hereingekommen war.

Es war eine herrliche Ueberraschung gewesen.

„Ich habe es da unten in Westfalen nicht mehr aushalten können."

Wie eine Entschuldigung hatte Achim es gesagt, und dann hatte er sich über Lottes Hände geneigt und sie mit innigen, zärtlichen Küssen bedeckt.

„Bist du böse, daß ich gekommen bin?"

Wie froh Lotte jetzt zu lachen verstand.

„Böse, Achim? Du lieber, böser, dummer Junge! Weißt du, ich habe es geahnt; als ich heute morgen wach wurde, da schien die Sonne so wunderschön in mein Zimmer hinein, und die Spatzen — ja, lache nur, es waren Spatzen — die zankten sich oben auf den Dächern, als ob sie es den Menschen nachmachen wollten. Ich hatte solch frohes, weiches Gefühl, und als die Post keinen Brief von dir brachte, auf den ich schon seit Tagen gewartet hatte, da zuckte es mir durch den Kopf: vielleicht kommt er heute. Aber was hast du denn zu der Frau Mama gesagt?"

Er lachte spitzbübisch.

„Ich habe ihr erzählt, Brinkmann habe mir von einer ausgezeichneten Gelegenheit geschrieben, Ackerpferde zu kaufen. Solche Gelegenheiten darf man sich nicht entgehen lassen. Ich habe ihr dann eine lange Geschichte erzählt, daß ich meine Pferde verkaufen und andere nehmen will, und so weiter.

„Geglaubt hat sie es wohl nicht recht. Sie ließ sich nicht auf lange Auseinandersetzungen mit mir ein, oder vielmehr ich nicht mit ihr, und so bin ich hier. Ich war selig wie ein Schuljunge, der in die Ferien fährt."

Und dann erzählte er ihr von Haus und Feld und Wald, und wie er alles möglich machen wollte, um ihnen gutes neues Blut, oder besser gesagt, neue Betriebsmittel zuzuführen. Ganz genau setzte er Lotte alles auseinander, sprach von

dem Verkauf eines Waldes, von dem Zuchtvieh, und war glühenden Eifers voll.

„Ich muß es erreichen in einem bis zwei Jahren, ich muß, ich muß mich durchringen!"

Je weiter er sprach, desto deutlicher trat eiserne Willensstärke in seine Züge. Um seinen Mund lag ein harter, entschlossener Ausdruck.

„Du, ich will und muß es erreichen. Wartest du auch noch zwei Jahre auf mich?"

Seine blauen Augen waren tief und dunkel geworden.

„Höre, Achim," sagte sie, „was ich dir zu sagen habe."

Sein Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an.

„Eigentlich wollte ich es dir nicht sagen, bis die Angelegenheit vielleicht im Guten erledigt ist. Ich habe das letzte Testament meines Gatten angefochten. Ich habe die Sache einem tüchtigen Rechtsanwalt übergeben, der aus der Form der Fassung die Möglichkeit, wie er sagt, die Wahrscheinlichkeit der Anfechtung erreichen wird. Dann werde ich trotz einer anderen Heirat Erbin des ganzen Vermögens bleiben."

Eine lange Pause trat ein.

Die Mitteilung überraschte den jungen Leutnant so sehr, daß er schwer Worte finden konnte.

„Und dann, Lotte, du —" er zögerte. „Dann, dann wäre ja alles gut."

Die Worte klangen wie Jubel.

„Die Sorgen wenigstens wären beseitigt. Aber denke an deine Mutter, sie will mich ja nicht. Sie will ja nicht die Frau mit dem schlechten Ruf, die nicht wert ist, den Namen ihres Sohnes zu tragen."

Wie bitter die Worte von Lottes Lippen fielen.

„Sage das nicht," sagte er, „auch das muß sich wenden. Und wenn, wie du sagst, das Testament anfechtbar ist, ergibt sich dann nicht auch deine Schuldlosigkeit?"

Sie lächelte schmerzhaft.

„Wie seltsam du fragen kannst."

Er sprang eilig auf und kniete neben ihr nieder.

„So war es doch nicht gemeint, Liebe, Liebste du, du weißt doch, daß ich an dich glaube! Aber ich meine, die Schuldlosigkeit auf dem Papier, als Beweis für die anderen, für die Mutter," setzte er zaghaft hinzu.

„Wie mich das erniedrigt!"

Lotte stieß die Worte durch die zusammengebissenen Zähne.

„So lieb habe ich dich, daß ich deinethalben um den Beweis der Reinheit kämpfen kann. Weißt du, was das heißt, Achim?"

Achim wandte sich ab. Lotte sollte nicht sehen, daß der Schmerz ihm die Augen feuchtete.

„Ich hätte dir eigentlich nicht von dieser Möglichkeit sprechen sollen. Wenn nun doch wider Erwarten ein verneinendes Ergebnis eintritt, so bist auch du enttäuscht."

Er faßte ihre beiden Hände.

„Möchtest du denn Glück oder Enttäuschung allein tragen? Sind wir nicht da, um alles, alles zu teilen?"

„Du Guter!" Und sie erzählte ihm wortgetreu, was Conze ihr berichtet hatte. — —

* * *

Herten hatte den unwiderstehlichen Drang, zu jemand von Hedda Gebhard zu sprechen. Er wußte, daß Lotte Bracht um vier Uhr bestimmt zu Hause sei und daß er ihr ein stets willkommener Gast war. Er opferte deshalb seine Nachmittagsruhe und schlenderte durch die Straßen.

Vor einem großen Blumengeschäft blieb er stehen. Er hätte alle diese Blumen kaufen mögen, um sie Hedda Gebhard in die Arme zu legen. Er ging in das Geschäft, und da er nicht für Hedda kaufen konnte, wollte er Frau Lotte erfreuen.

Da standen prächtige große, bunte Papageitulpen mit scharfen gezackten Rändern. In hohen Kelchen drängten sich die rosigen Mandelblüten aneinander. Auf langen Stielen blühten weiße Fliederdolden und aus einer tiefdunklen japanischen Bronzeschale rankten sich feingegliederte Orchideen.

Herten kaufte ein paar Marschall-Niel-Rosen

für Frau Lotte. Er wußte, daß sie den Duft dieser Blumen liebte.

Frau Lotte begrüßte ihn mit der gewohnten Herzlichkeit und freute sich der Gelegenheit, ihn mit Achim von Pritzow bekannt zu machen.

„O, ich störe," sagte Herten. „Ich kam von selbstsüchtigen Wünschen getrieben hierher, ohne vorher um Erlaubnis zu bitten. Aber darf ich Ihnen diese Blumen übergeben und dann gleich wieder um meine Entlassung bitten?"

„Sie stören gar nicht, lieber Herr Doktor, im Gegenteil, Sie wissen doch, daß Sie mir stets willkommen sind, und wir haben uns so lange nicht mehr gesehen, seit dem schönen Frühlingsfest draußen bei unserer gemeinsamen Freundin nicht."

Und zu Achim von Pritzow gewandt, fuhr sie fort: „Ich sprach mit dir schon öfter von Herrn Doktor Herten. Er ist ein alter Freund unseres Hauses und ihm verdanke ich jetzt auch die Unterstützung in unserer Angelegenheit und die Bekanntschaft mit meinem Rechtsanwalt."

Achim von Pritzow reichte Herten die Hand.

„Ich darf Ihnen wohl auch danken, Herr Doktor," sagte er schlicht. „Aber Sie kamen, um mit der gnädigen Frau zu sprechen, nicht wahr? Und da ich einige geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen habe, will ich mich jetzt ihrer entledigen. In einer Stunde bin ich wieder zurück."

„Wie anders heute Frau Lotte aussieht," dachte Herten. „Wie doch die Freude der Menschen Gesicht verschönt!"

„Ich komme heute zu ungelegener Stunde, gnädige Frau, aber es zwang mich förmlich, Sie zu sehen."

Frau Lotte lachte schelmisch.

„Aber nicht meinethalben, lieber Freund?"

„Wenn ich ehrlich sein will, dann muß ich sagen, teils — teils —"

„Uebrigens habe ich Sie schon lange erwartet. Ich wollte Ihnen aber nicht schreiben, um nicht den Eindruck der Neugierde zu erwecken."

„Also Sie wissen schon?"

„Wenn ich es nicht wüßte, wäre ich keine Frau, oder ganz blind und dumm. Vielleicht bin ich beides nur ein wenig."

„Schmeicheleien sage ich nicht."

„Ja," fuhr Herten fort, „ich bin zu Ihnen gekommen, mit Ihnen über Hedda Gebhard zu sprechen. Ich hätte es schon lange tun können, aber es gibt einen gewissen Höhegrad der Gefühle, in dem man sie nicht durch Worte entweihen darf. Wenn ich jetzt zurückdenke, so glaube ich, daß ich Hedda Gebhard von der Minute an liebte, wo ich sie diesen Winter zum erstenmal wiedersah.

„Ich wartete und überlegte. O," — er hob die Hand und wehrte ab, — „Sie werden sagen, das ist klein und widerspräche dem Wesen der Liebe. Jeder muß gerade in diesem Punkte das tun, was sein Charakter und seine Anschauungen von ihm fordern. Ich fühlte aber immer mehr, daß das schlichte, ernste Wesen dieser Frau meiner Art so nahe verwandt ist, daß wir zusammenbleiben müssen. Ich habe noch nicht mit ihr gesprochen. Eine unerklärliche Scheu, fast möchte ich es Zaghaftigkeit nennen, hält mich davon zurück."

Frau Lotte nickte gedankenvoll.

„Ich fühlte es in der ersten Minute, als ich Sie zusammensah, daß Sie zusammen gehören."

Ein paar Augenblicke verstrichen.

„Weiß Ihre Schwester davon?"

„Ich habe ihr nichts gesagt. Warum?"

Ablenkend fuhr Frau Lotte fort: „Das ist nun so Männerart. Warum sprechen Sie nun nicht offen zu dem Mädchen, das Sie lieben. Es denkt gewiß auch viel an Sie, und die Ungewißheit bringt Qualen."

„Sie haben recht. Ich hätte schon zu Hedda Gebhard sprechen sollen. Ich horchte aber immer noch in mich und ließ den Entschluß allmählich in mir reifen. Glauben Sie denn auch mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß Fräulein Gebhard sich für mich interessiert, ich meine nicht interessiert," fuhr er fort, „sondern, daß sie meine Gefühle erwidert?"

„Ich habe natürlich nicht mit ihr darüber gesprochen, aber soweit mein Frauenblick reicht, glaube ich, Ihnen diese Gewißheit geben zu können. Ihr Blick ruhte mit tiefer Hingebung auf Ihnen, und diese Augen trügen nicht. — Eine Frage, mein Freund, glauben Sie, daß Fräulein Gebhard, wenn sie Ihre Braut sein wird, in dem Hilgerschen Hause bleiben möchte?"

„Das ist wohl nicht wahrscheinlich. Aber welche traurige Brautzeit wäre es für uns beide, wenn sie in ihre Heimat am Rhein zurückkehrte. Das hieße doch Trennung!"

Er machte ein tieftrauriges Gesicht.

„Sehen Sie, wir Frauen sind doch weitsehende, praktische Menschen. Daran habe ich nun schon gedacht, denn ich ahnte, daß Sie in diesen Tagen zu mir kommen würden, um mit mir zu sprechen. Vertrauen um Vertrauen, nicht wahr, mein Freund? Darum wollte ich Sie bitten, Fräulein Gebhard zu veranlassen, zu mir zu kommen. Ich bin so allein in der großen Wohnung. Hier ist sie ihr freier Herr, vollkommen unabhängig und kann über ihre Zeit nach Belieben verfügen. Wenn auch der Aufenthalt in dem Hilgerschen Hause ihr angenehm gemacht wird, so wäre sie doch vielleicht bei mir freier in Bezug auf Rücksichten und Zeit."

Scherzend fügte sie hinzu: „Daß Sie mir immer willkommen wären, lieber Freund, brauche ich wohl nicht zu sagen."

„Sie sind sehr gütig, Frau Lotte, und umsich-

tig, wie alle klugen Frauen. Wenn Fräulein Gebhard mit meinen Wünschen einverstanden ist, wäre sie Ihnen für Ihr gütiges Anerbieten gewiß sehr dankbar. Aber jetzt möchte ich Ihre Zeit nicht weiter rauben. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Teilnahme und für die gute Stunde bei Ihnen." Er beugte sich abschiednehmend über ihre Hand. „Auf Wiedersehen, Frau Lotte!"

Ernst Herten ging hinaus über die Grenzen des Stadtgebietes, schritt durch die einsamen Felder froh und leicht. Er hatte das Gefühl, als ob die Wege sich vor ihm weiteten und ins Endlose führten.

Er ging immer weiter und weiter, ganz allein mit seinen Gedanken und seinen freudigen Hoffnungen. Ihn schreckten die Menschen in den Straßen, und er wollte allein sein. Er hatte das Gefühl, als ob er ein großes, großes Glück in sich trage, ein Glück, das so reich sei, daß es alle Lasten, die ihn sonst bedrückten, in nichts verwandelte.

„Du, liebe Hedda," sagte er, und Jubel war in seiner Stimme, „ich will alles tun, um dich glücklich zu machen."

Erst als die Lichtketten aufblitzten und das Lichtmeer der Riesenstadt in seiner beredten Sprache lockte, ging er zurück. Langsam und bedächtig, wie von einem Wunder erfüllt, das sich vor dem Leben und Hasten, dem Drängen und Treiben der belebten Straßen scheu verflüchtigen würde.

Still ging Ernst in sein Arbeitszimmer und setzte sich an seinen Schreibtisch und mit ernsten, aber innigen Worten schrieb er an Hedda Gebhard den schicksalsschweren Brief, in dem er ihr von seiner Liebe sprach und sie bat, sein Weib zu werden.

Er vertraute diesen Brief niemand an. Er ging selbst wieder die Treppe hinab und steckte ihn in den Kasten. Mit einer zärtlichen Handbewegung strich er über den Brief hin, ehe er ihn hinter das Gitter gleiten ließ. Das sollte ein Gruß für Hedda sein und ein stiller Wunsch für einen guten Empfang.

Dann ging er wieder in die Wohnung zurück, aber diesmal trat er, wie von einem inneren Zwange getrieben, in das Zimmer seiner Mutter.

Er fand sie, wie so häufig, in der Ecke des alten Sofas, die Füße auf die hohe Holzbank gestützt. Ihre unermüdlichen Hände bewegten die Stricknadeln.

An dem Tische unter der Hängelampe saß Anna. Sie hatte beide Arme auf den Tisch gestützt und schien in ein Buch vertieft zu sein. Mürrisch blickte sie auf, als der Bruder zu so ungewohnter Zeit eintrat.

„Mutter," sagte er, und der erregte Klang seiner Stimme ließ die alte Frau erschreckt auffahren, „Mutter, ich habe dir etwas zu sagen. Dein Lieblingswunsch, Mutter, wird sich erfüllen. Ich habe ein Mädchen gefunden, das ich heiraten möchte."

Ein schwer unterdrückter Schrei rang sich von Annas Lippen. Sie sprang auf. Mit einem harten Ruck stieß sie den Stuhl vor sich und stürzte wie eine Taumelnde aus dem Zimmer.

Voll Staunen sah ihr Ernst nach.

Was sollte das bedeuten?

Die alte Frau stand mühsam aus ihrer Ecke auf und tastete sich an dem Tische vorbei auf den Sohn zu. Ihre Hände reichten knapp zu seinen Schultern.

Herten beugte sich zu seiner Mutter herab, die ihn auf die Stirne küßte.

„Gottes Segen sei mit dir, mein Junge," sagte sie kaum hörbar.

Ernst führte sie sorglich in ihren Sessel.

„Du mein guter, guter Junge," sagte sie immer wieder, seine Hände streichelnd, „möge das Glück mit dir gehen."

* * *

Hedda wohnte jetzt bei Frau Lotte. Nachdem sie Herten ihr Jawort gegeben, hatte er ihr diesen Vorschlag gemacht, und als Frau Lotte sie selbst dringend und herzlich bat, zu ihr zu kommen, hatte sie gern nachgegeben.

Es war wohl auch das Richtigste so. Jetzt als Hertens Braut im Hilgerschen Hause zu bleiben, erschien ihr unmöglich, und in ihre Heimat zurückzukehren, war wenig verlockend, bedeutete es doch gleichzeitig eine Trennung von Herten und eine einsame oder nur durch spärliche Besuche unterbrochene Brautzeit.

Die Trennung von Hedda war Ilse schwer gefallen, denn ihr Herz hing sehr an ihr. Aber sie fühlte mit ihr, daß der Aufenthalt jetzt in ihrem Vaterhause nicht dem feinen Empfinden der älteren Freundin gerecht werden könne. Sie quälte sie also nicht mit nutzlosen Bitten.

Direktor Hilger hatte Ilse den Willen getan und bei der Aufsichtsratssitzung Conze als Syndikus vorgeschlagen. Sein Vorgänger im Amte war der Schwiegersohn eines stark beteiligten Aktionärs gewesen, der sich den Sport eines Luxusschwiegersohnes leisten konnte. Es war ein eleganter Nichtstuer, der die Zumutung von Arbeit als Beleidigung auffaßte, dabei auf seinem Gebiet ein vollkommener Nichtskönner war. Als man ihm große Schäden, die durch seine Unachtsamkeit oder seine vielleicht mangelnden Kenntnisse der Gesellschaft widerfahren waren, zum Vorwurf machte, legte er höchst ungnädig das Amt nieder.

Als Direktor Hilger den jungen Rechtsanwalt Conze für diese Stellung vorschlug, stieß er auf geringen Widerstand. Man lächelte ein wenig vielsagend, aber nahm ihn an.

Conze selbst war durch diese Ernennung sehr beglückt. Er sah in ihr ein gutes Zeichen zur Entwicklung seiner Pläne.—Hilger selbst schwieg.

So mischten sich hier Frauenhände in die Leitung großer Betriebe ein. Ihm sollte es recht sein. Wenigstens hatte er Gelegenheit, Wesen und Art des jungen Conze kennen zu lernen. Für ihn bedeutete seine Fürsprache keinerlei Verpflichtung. Wenn sein Wirbelwind diese Laune ausgekostet hatte, war er es auch zufrieden. Ob dieser oder jener den Posten bekleidete, — füllte er ihn aus, so war es gut. Die Person war für ihn Nebensache.

Ein zweiter Brief ohne Unterschrift wollte ihm über Herkunft und Charakter des jungen Rechtsanwaltes Auskunft geben. Er war mit hämischen Bemerkungen durchsetzt. Er ging den Weg des ersten.

Hilger beobachtete Conze scharf, überwachte sein Mienenspiel und überlegte, wie er wohl wirken würde, wenn die hohe Stirn nicht von diesem rotblonden Haarschopf beschattet würde. Er konnte sich von seinem Vorurteil nicht frei machen. Immer wieder blieb er an diesem Gedanken hängen. Manchmal glaubte er auch, in Conzes Augen einen listigen, verschlagenen Ausdruck zu bemerken.

Trotzdem verstand er, daß dieses scharf geschnittene, ausdrucksvolle Gesicht einen unbedingten Reiz auf Frauen ausüben müsse. Auch die eigenartige Weise, zu sprechen, und die selbständige Art, zu urteilen, mußte junge Mädchen bestricken. Er hatte nichts von dem übersättigt Lebemännischen der jungen Herren, die man vielfach in den Gesellschaften zu treffen pflegte.

Conze füllte seine Stellung überraschend gut aus. Er erfaßte sofort den Kern jeder Sache und grub sich förmlich hinein. Mit der Zähigkeit, die er allen Dingen gegenüber zeigte, betrieb er auch die Arbeit, eine Eigenschaft, die ihm gerade auf diesem Gebiete von großem Nutzen war. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, das Hilgersche Haus aufzusuchen und wuchs so in die Familie hinein.

Man munkelte bereits in den Bekanntenkreisen und machte bei Hilger deutliche Anspielungen. Der Direktor zuckte mit den Achseln und lachte.

„Wenn es nach mir ginge, bliebe mein Töchterchen noch zehn Jahre bei mir. Ich weiß so viel wie Sie. Im übrigen hat sie ihren eigenen Willen."

Hilger begriff, daß man sich über die Wahl wundern würde. Gott ja, sie war ja auch nicht nach seinem Sinne und hätte er sich einen Schwie-

gersohn auswählen dürfen, wäre er jedenfalls anders ausgefallen.

Er seufzte vor sich hin. Wenn nur das Kind zufrieden und glücklich wurde.

Seit den Tagen, da Hedda nach der Kaiserallee übergesiedelt war, blieb Ilse viel freie Zeit zum Grübeln. Wie selig war Hedda gewesen, nachdem sie Hertens Brief gelesen hatte. Wie sie überhaupt strahlte! Ihr Gesicht hatte einen ganz anderen Ausdruck angenommen.

Hedda fühlte sich wohl bei Frau Lotte, die sie wie eine alte, gute Freundin aufgenommen hatte, und nun zärtlich umhegte. Sie hatte freudig die Gelegenheit wahrgenommen, ihre Dankesschuld an Herten auf diese Weise abzutragen.

Herten ging in dem Brachtschen Hause ein und aus, wie es seine Zeit erlaubte und es ihm paßte. Er fühlte sich unsagbar glücklich.

Else Gebhard schrieb gute, liebe Briefe und stellte für Pfingsten ihren und des Onkels Besuch in Aussicht. Sie kamen, und Frau Lotte umgab sie mit der ihr eigenen reizvollen, hausfraulichen Wärme, so daß sich diese Feiertage zu wahren Festtagen gestalteten.

Elses zärtliche Mütterlichkeit hatte das Wiedersehen mit Herten in das richtige Licht gerückt. Sie verstanden es beide mit dem feinen Gefühl von Menschen, die auf einer hohen seelischen Stufe stehen, das Vergangene bis zu einem gewissen Grade vergessen zu machen. Eine gute, herzliche Freundschaft verband sie jetzt.

Auch zu dem Herzen der alten Frau Herten hatte Hedda den rechten Weg gefunden. Sie ging oft zu ihr, um mit ihr zu plaudern, und liebte und ehrte in ihr die Mutter des Mannes, dem sie mit der ganzen Reinheit und Tiefe ihres Herzens gehörte.

Auch die schlichte, bescheidene Frau Käthe hatte sie aufgesucht und den Kindern Spielzeug und Näschereien gebracht. Mit ihr stand sie schon auf vertrautem Fuße.

Anna hielt sich schroff zurück. Sie wechselte mit Hedda nur die nötigsten Worte und verließ meist rasch das Zimmer, wenn das junge Mädchen zur Mutter kam.

Dann saß sie in ihrer Stube und höhnte.



„Mache dich nur liebes Kind, sei so zärtlich und liebenswürdig, wie du kannst, es nutzt dir doch nichts!"

Haß verzerrte ihr Gesicht zur Grimasse. Seit der Verlobung ihres Bruders schien alle Härte ihres Wesens zu Stein erstarrt. Sie sprach nur noch das Notwendigste und hielt sich auch von dem Bruder möglichst zurück.

Was mochte das Mädchen nur haben? Herten verstand ja, daß ihr seine Verlobung nicht angenehm war. Er wußte, daß sie ihn sehr liebte und daß es sie schmerzen mußte, nun einer Fremden die bevorzugte Stellung an seiner Seite zu überlassen.

Sie hatte eigentlich nie mit einer Heirat bei ihm gerechnet. Wie sonderbar ihm das jetzt erschien, da sein ganzes Wesen dieser Frau entgegenstrebte und er mit allen Fasern seines Herzens die Zeit herbeisehnte, da sie immer beisammen sein und nur für einander leben konnten.

Sein Beruf machte Herten reich. Immer tiefer empfand er die Befriedigung, die er ihm gewährte. Und Hedda verstand auch diese Seite seines Wesens vollkommen. Sie konnte ihm in allen seinen Gedankengängen folgen, und durch das tägliche Beisammensein mit seiner Braut war er von dem Glücke seiner Wahl und ihrer Richtigkeit immer mehr durchdrungen.

Hedda hatte einmal nach einem Besuche bei seiner Mutter ihrem Bräutigam von dem eigentümlichen Wesen Annas eine leise Andeutung gemacht.

Ja, sie hatte recht, das Mädchen benahm sich äußerst merkwürdig. Aber er kannte ihren ver-

schlossenen Charakter und hoffte, daß sie mit der Zeit, von Heddas liebreizendem und gütigem Wesen gewonnen, ihre Zurückhaltung aufgeben würde.

Die Hochzeit wurde für Juli festgesetzt. In den großen Ferien hatten sie Zeit und Muße zu einer langen, gemeinsamen Reise, und Herten träumte und erzählte Hedda von den Schönheiten Tirols, die sie zusammen genießen wollten.

„Ich kam einmal auf meiner Reise durch Tirol ins Kärtner Land. Da liegt nicht weit von dem alten Städtchen Spittal ein wundervoller See, Millstädter See heißt er. Kleine Villen liegen um ihn zerstreut, einer kümmert sich nicht um den andern. Jeder Zwang scheint hier aufgehoben. Frauen, Männer und Kinder gehen in schlichter tiroler Volkstracht, rudern auf dem See oder machen Ausflüge in die Berge, die dem Bilde einen wundervollen Hintergrund geben. Dahin wollen wir gehen."

„Du," sagte sie, „du Guter, ich bin so glücklich bei dir und habe nur den einen Wunsch, das eine Ziel, dich bedingungslos glücklich zu machen."

Vieles Reden war nicht Heddas Sache. Die wenigen, schlichten Worte, die sie sprach und das stille Leuchten ihrer dunklen, seelenvollen Augen erfüllten Herten mit solch tiefer, innerer Wärme, wie er sie nie im Leben gekannt hatte.

Sie machten Pläne für die Wohnung. Im Juli schon sollte die Mutter und Anna ausziehen, damit mit den Erneuerungsarbeiten begonnen werden könnte.

Es berührte Hedda schmerzlich, daß die Mutter ihres Mannes ihr weichen sollte. Aber die Wohnung lag für Herten äußerst günstig, und Ernsts Verhältnisse gestatteten es nicht, zwei gleich kostspielige Wohnungen zu unterhalten.

Die Mutter wäre gern zu Käthe gezogen, aber was sollte dann aus Anna werden?

Von Annas Plänen hörte man nichts mehr, und bei der immer schroffer werdenden Art des Mädchens wagte die Mutter nicht die leiseste Frage. Anna war ihr Sorgenkind. Die alte Frau Herten ging jetzt häufig mit Käthe aus und sah sich nach Wohnungen um. Sie wollte ganz still und bescheiden in ein Gartenhaus ziehen, um nur nicht dem Sohne zu sehr zur Last zu fallen, an den jetzt die große Verpflichtung einer neu gegründeten Familie heranträte.

Ja, ja, da würden sich schon schnell neue Sorgen und Pflichten einstellen. In ihrem Mutterherzen waren frohe Hoffnungen und in ihren Gedanken umgaukelten sie heitere Zukunftsbilder. Sie war ja mit Ernsts Wahl so sehr einverstanden. Was nur Anna gegen dieses liebe Mädchen hatte?

Anna kümmerte sich gar nicht um die Wohnungsfrage. Sie tat, als ob diese sie überhaupt nichts anginge. Es wäre ihr nicht eingefallen, mit der Mutter in die Gartenhäuser zu wandern und die kleinen Stuben zu besichtigen. Wenn sie Mutter und Schwester auf diesen Wegen wußte, lachte sie in sich hinein.

Wazu diese unnütze Mühe? Anna aber saß stundenlang und stierte vor sich hin und sann und sann.

Sie preßte die geballten Fäuste an die Stirn. Sollten denn alle ihre Pläne zu Wasser werden? Sollte sie blöde lächelnd daneben stehen, wenn das Schicksal seinen Lauf nahm? Mit des Bruders Heirat sanken ihre Heiratsaussichten in ein Nichts zusammen. Das machte sie mittellos, und sie wußte, was das bedeutete.

Conze hatte sich nur einmal nach Hertens Verlobung eingefunden. Er kam ganz förmlich an einem Sonntagvormittag, um sich der Pflicht eines Glückwunschbesuchs zu entledigen.

Anna empfing ihn allein, da Herten bei seiner Braut war, und Anna die Mutter, wenn Besuch kam, nie bat, hereinzukommen.

Conze war von ausgesuchter Liebenswürdigkeit, und als ihn Anna harmlos fragte, warum er sich gar nicht blicken lasse, schützte er die Arbeit an einem wissenschaftlichen Buche vor, das er bald herauszugeben wünschte. Daß er durch Fürsprache des Direktor Hilger Justitiar bei der Gesellschaft geworden war, ließ er unerwähnt.

Er sprach in begeisterten Worten von Hedda und tat, als ob sich Ann über des Bruders Verlobung überglücklich fühlen mußte. Etwas Fremdes, Unausgesprochenes stand zwischen ihnen, und Anna mußte sich große Mühe geben, den heiteren Ton beizubehalten, der zwischen ihnen üblich war.

„Woher kennen Sie denn Hedda so genau?" fragte sie und versuchte, Conze in eine Falle zu locken.

„Ah — ich habe sie doch draußen bei ‚Frau Seele' gesehen, und dann im Hause von Frau Doktor Bracht, wo ich ziemlich viel verkehre."

„So? Wie kommen Sie denn da hin? Sie scheinen mir ja jetzt ein richtiger Salonheld zu werden."

„Ich habe beruflich mit der Dame zu tun."

„Wie geheimnisvoll das klingt. Erzählen Sie doch!"

Conze lachte.

„Berufsgeheimnis, Fräulein Anna. Wenn Sie mir etwas anvertrauen, darf ich es ja auch nicht weiter sagen."

„Sie sind langweilig. Mir können Sie es schon erzählen. Uebrigens ist es mir höchst unwillkommen, daß Ernst seine Braut in das Haus von Frau Bracht brachte."

„Ich übertrete jetzt wirklich kein Berufsgeheimnis, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß

das Gerücht, das über Frau Doktor Bracht in Umlauf ist, auf Richtigkeit beruht."

Anna senkte den Kopf und schwieg tief gekränkt.

„Also auch Sie haben sich gegen mich verschworen! Nennt man das Freundschaft?"

„Ich sage die reine Wahrheit nach bestem Wissen und Gewissen. Im übrigen glaube ich auch, daß die Unrichtigkeit dieses Gerüchtes bald seine Aufklärung finden wird."

„Lieber Freund," sagte Anna jetzt, und es sollte mütterlich klingen, „auch Sie sind in dem Bann dieser Frau. Sie muß es wirklich verstehen, junge, unerfahrene Männer zu locken." — Conze lachte.

„Ich danke für Ihre freundliche Beurteilung: junge und unerfahrene Männer! Aber ganz solch ein Grünling bin ich nun doch nicht mehr, Fräulein Anna. Aber lassen wir das Gebiet, darüber können wir uns doch nicht einigen."

Conze war es höchst unangenehm, von Anna immer wieder auf diesen Gesprächsstoff gebracht zu werden, und, deshalb mißgestimmt, ging er schneller fort, als es seine ursprüngliche Absicht gewesen war.

Anna ließ alle Künste spielen, ihn länger zu fesseln. Das machte ihn aber nur noch ungeduldiger, und er verließ sie schroff.

Als Conze gegangen war, blieb Anna eine Weile fast regungslos stehen. Sie trat an das Fenster, um dem geliebten Manne nachzublicken. Dann sank sie aufschluchzend auf einen Stuhl nieder.

„Hoffnungslos!" stöhnte sie vor sich hin, „hoffnungslos!"

Aber dann richtete sie sich straff auf und ihr Gesicht nahm den Ausdruck harter Entschlossenheit an.

„Ich werde nichts unversucht lassen, koste es, was es wolle. Ja, würde Ernst nicht heiraten, wäre ich ihm vielleicht begehrenswerter geblieben, aber so? — Dieses blonde Mädchen kann Conzes Geschmack und seinen Ansichten nicht entsprechen. Er muß zur Besinnung kommen, daß sie ihm Unglück bringt und daß sie kein Kamerad fürs Leben für ihn sein kann. Sie ist eine verwöhnte Puppe, aber keine Frau für den Lebenskampf."

Anna wußte ja noch nicht, daß der Vater des blonden Mädchens schon begonnen hatte, Conze die Steine aus dem Weg zu räumen, und verstand auch zu wenig von dem wirklichen Leben, um das Törichte, fast Grotesk-Lächerliche ihrer Absichten zu durchschauen.

Warum sollten Hedda Gebhard und Ilse Hilger glücklich werden, wenn ihr das Schicksal alles nahm? — Sie schritt im Zimmer auf und nieder und entwarf Pläne über Pläne, die sie alle wieder verwarf. Ihre Gedanken zogen immer nur diese Wege, Tag und Nacht, bei allem, was sie

tat, brannte der Haß in ihrer Seele, suchte sie quälend nach einem Weg, die Wünsche der anderen zu durchkreuzen.

Herten war so sehr mit sich und den Plänen für die nächste Zukunft beschäftigt, daß, wenn ihm auch das eigentümliche Wesen der Schwester auffiel, er nicht viel darüber nachdachte. Wenn er seine Pflichten erledigt hatte, vereinigten sich seine ganzen Gedanken um Hedda, und jede freie Minute verbrachte er in ihrer Gesellschaft.

Ein Brief des Bankiers Besser, mit dem er den ersten Gesellschaftsabend in dem Hilgerschen Hause verbracht hatte, bereitete ihm Freude. Nachdem Herten ihm seine Verlobung angezeigt hatte, schrieb ihm Besser:

„In diesem Falle wünsche ich aufrichtig und herzlich Glück. Sie haben gut gewählt, junger Freund. Soweit ich alter Junggeselle es beurteilen kann, gehört Ihre Fräulein Braut zu jenen Frauen, denen man ruhig seine Zukunft in die Hand legen kann. Das dachte ich schon an dem Abend, als ich sie im Hause des Direktor Hilger sah.

„Soll ich Ihnen ein Geständnis machen? Wäre ich nicht schon so alt, dieses Mädchen hätte mich verleiten können, dem Junggesellenstand untreu zu werden. Sie ist ein Ausnahmegeschöpf."

* * *

Bei Frau Doktor Mengers war großes Reine-

machen gewesen. Es roch förmlich frisch in ihrer Wohnung, und wer eintrat, schmeckte noch den Geruch des Bohnerwachses und der Seife, mit der man bei solchen Gelegenheiten in geradezu verschwenderischer Weise umging.

Alles blitzte und glänzte, und wenn die geschäftige kleine Frau vom Reinemacheteufel besessen war, ging sie der Sache in des Wortes tiefster Bedeutung auf den Grund.

Das Dienstmädchen hatte sich ordentlich plagen müssen, und Frau Doktor Mengers selbst spürte ihre Knochen, wenn sie abends todmüde auf ihr Lager sank. Sie hatte den Ehrgeiz, eine musterhafte Hausfrau zu sein und sich so eingerichtet, daß gleich, nachdem das Reinemachen am Sonnabend beendet war, am darauffolgenden Dienstag das Kaffekränzchen stattfinden konnte.

In der Beziehung waren die Damen der Berufsgenossen noch recht altmodisch, sie hielten an der früheren Sitte des Kaffekränzchens fest, allen Fünfuhrtees zum Trotz. Dieses Kränzchen bestand aus den Frauen einiger Oberlehrer, die in ihrer Junggesellenzeit besonders befreundet gewesen waren, und fand regelmäßig jeden zweiten Dienstag bei einer andern Dame statt.

Kuchendüfte zogen durch die Wohnung. Frau Doktor Mengers buk zu ihrem Kaffeekränzchen genau dieselben Kuchen, wie sie ihre Mutter, die Frau Professor Gersenius, in Greifswald gebakken hatte. Sie hielt an der Gewohnheit fest.

Entgegen ihrer Sparsamkeit bereitete sie Unmengen von Kaffeekuchen verschiedener Art und belegte die Sechs-Uhr-Brötchen so verschwenderisch, daß ihre drei Jungen jedesmal aufs neue vor Staunen Mund und Nase aufrissen. Was Mutter hier auf ein Butterbrot legte, mußte sonst für sie alle drei reichen.

Die drei Jungen stießen sich immer heimlich unter dem Tisch an.

„Wenn nur die Frau Keilpflug sich mal den Magen verdorben hätte," flüsterte Fritz, der älteste, „damit mal eine ordentliche Menge für uns übrig bliebe."

Frau Doktor Mengers war an solchen Tagen viel zu aufgeregt, um sich viel um ihre Sprößlinge zu kümmern, und meist merkte sie erst, wenn sie alle um den Kaffeetisch saßen, daß aus ihrem kunstvollen Aufbau der Kaffeekringel der mittelste Teil fehlte und daß diese ihre Jungen in einem unbeaufsichtigten Augenblick weggenascht haben mußten.

Lisette, die dralle Schlesierin, die nun schon einige Monate bei Frau Mengers diente, zitterte vor diesen Nachmittagen. Sie sollte dann das hochherrschaftliche Mädchen spielen, wozu ihre Fähigkeiten keineswegs ausreichten. Wegen des Hamburger Häubchens, das sie bei diesen feierlichen Anlässen aufsetzen sollte, hatte sie mit ihrer Gnädigen manch harten Streit ausgefochten.

Frau Mengers sah befriedigt auf den reichbeladenen Kaffeetisch. Jetzt konnten die Gäste kommen. Sie war gewappnet.

Punkt vier Uhr läutete es und innerhalb einer Viertelstunde waren die Damen versammelt. Die drei Jungen lagen mit den Ohren an die Tür gepreßt und lauschten. Ihnen war die lebhafte Unterhaltung der Frauen höchst unterhaltend..

„Warum Mutter nur immer wieder den guten Kuchen anbietet? Den könnte sie doch geradesogut für uns zurückstellen!"

„Hast du gesehen, was für ein komisches Kleid die Frau des Mathematiklehrers anhat? Das sieht aus wie nach mathematischen Grundsätzen aufgebaut." — Franz lachte laut auf, so daß die andern sich veranlaßt fühlten, schleunigst in ihre Stube zu flüchten.

Die Damen hatten sich gerade in den Salon zurückgezogen und begannen ihre Handarbeiten herauszunehmen, als die Flurglocke anschlug.

Frau Doktor Mengers blickte überrascht auf. Was für eine Störung würde da kommen und Lisette aus dem Gleichgewicht bringen?

Sie hörte ihre derbe Schlesierin durch den Vorflur schleifen und die Türen öffnen. Darauf entspann sich eine Unterhaltung, denn Lisette wußte anscheinend nicht, was zu tun sei.

So unpassend Frau Doktor Mengers es auch fand, sie stand dennoch auf und ging auf den Vorflur.

Sie fand sich Anna Herten gegenüber, die sofort auf sie zueilte und sagte:

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, diesen Ueberfall. Ich hatte natürlich nicht die geringste Ahnung, daß Sie heute Gäste haben. Ich war in so verzweifelter Stimmung, daß ich mir den Mut nahm, ohne Einladung zu Ihnen zu kommen; aber ich bin schon wieder im Begriff, zu gehen."

Der kleinen Frau Mengers schwirrte der Kopf.

„Warum sollten Sie schon gehen, liebes Fräulein Herten? Ich habe einige Damen des Lehrerkreises zu Besuch, die Ihnen alle bekannt sind. Man wird sich gewiß sehr freuen, Sie zu sehen."

„Ich möchte auf keinen Fall stören, liebe gnädige Frau. Vielen, vielen Dank für Ihre große Liebenswürdigkeit. Ich weiß ja, daß es sehr unpassend war, Ihnen so ins Haus zu fallen, aber was tut man nicht alles in der Erregung. Sie waren immer so gütig zu mir, daß ich jetzt, wo ich nicht aus noch ein weiß, auf den Gedanken kam, mich hilfeflehend an Sie zu wenden. Ich bin aber so erregt, daß ich nicht zu den Damen hereingehen möchte. Ich fürchte wirklich, in meiner jetzigen Stimmung zu stören.

Die Unterhaltung hatte bei offenen Türen stattgefunden.

„Man hat Ihre Stimme schon drinnen im Zimmer erkannt," sagte Frau Mengers. „Ich höre eben, wie Frau Professor Keilpflug sagt: ‚Das scheint mir doch Fräulein Herten zu sein.' Wenn Sie jetzt fortgingen, so wäre das doch geradezu eine Unhöflichkeit gegen die Damen."

Anna spielte mit Geschick die Zögernde.

„Ich bin geradezu unglücklich, ganz fassungslos, mich selbst in diese peinliche Lage gebracht zu haben. Liebe, gute Frau Doktor, seien Sie mir doch nur nicht böse," und ohne Widerrede ließ sie sich jetzt in das Zimmer zu den Damen führen. — Man begrüßte sie und ihr seltsames Wesen erregte sofort die Neugierde.

Anna setzte sich still auf den angebotenen Stuhl und lauschte der Unterhaltung, die man nach der Unterbrechung mit großem Eifer wieder aufnahm.

„Wie geht es Ihrem Herrn Bruder?" fragte Frau Professor Keilpflug. „Wie mein Mann erzählt, soll er ein besonders glücklicher Bräutigam sein. Leider haben wir ihn bei dem Besuch, den er uns mit seiner Braut machte, nicht gesehen, da wir nicht zu Hause waren."

„Ja," sagte Anna, „mein Bruder bedauerte es ungemein, daß er keinen seiner Berufsgenossen bei seinen Besuchen antraf."

Keine der Damen war über diesen Zufall erstaunt, denn da sie nicht genau wußten, ob und wann der junge Oberlehrer sie besuchen würde, so waren sie nicht darauf vorbereitet und die Möbel standen unter ihren schützenden Hüllen. Das war für die Mädchen ein Anlaß, sonntägliche Besuche stets mit der Bemerkung abzuweisen, daß die Herrschaften ausgegangen seien.

Wenn Berliner Mädchen in diesen Familien ihren Dienst antraten, wunderten sie sich stets über die Sitte, die Möbel noch mit Schonbezügen zu schützen. Solch sorgliche Hausfrauen gab es wirklich nicht mehr viele. Aber wie Frau Mengers es in Greifswald bei ihren Eltern gesehen hatte, so führte sie es fort, gleich ihr die Frauen ihres Kreises.

Natürlich gab es unter den Freunden ihres Gatten und deren Frauen eine Reihe moderner, anspruchsvoller Menschen, mit denen sie aber nicht auf gesellschaftlichem Fuß standen.

„Warum sind Sie nur so erregt, Fräulein Anna?" fragte Frau Mengers, in der die Neugierde erwacht war. Sie rückte eines der kleinen Schemelchen neben Anna und erfaßte aufmunternd ihre Hand.

Dem Mädchen schossen Tränen in die Augen.

„Aber liebes Fräulein Anna!"

Frau Mengers Stimme nahm einen zugleich zärtlichen und eindringlichen Ton an.

„Nur nicht aufgeregt, Kindchen, reden Sie, erleichtern Sie Ihr Herz, das wird Ihnen gut tun. Was ist Ihnen denn nur widerfahren?"

Anna schluchzte.

Das Weinen des Mädchens erregte die allgemeine Teilnahme. Man drängte sich um es.

„Sprechen Sie doch nur, liebes Fräulein. Vielleicht können wir Ihnen helfen. Haben Sie doch nur Vertrauen. Sehen Sie, wir Frauen hier halten schon viele Jahre zusammen und haben uns schon in so mancher Not und Sorge beigestanden, nicht wahr, liebe Frau Agnes?" — Die Gefragte nickte mit dem Kopf.

„In jedem Menschenleben gibt es trübe Stunden. Aber wozu wären denn die Menschen da, wenn sie sich nicht gegenseitig helfen würden. Mut, Fräulein Anna, Mut, sprechen Sie doch!"

Frau Professor Ludwig wandte sich ärgerlich ab.

„Aber liebe Freundinnen," sagte sie verweisend, „dringen Sie doch nicht so sehr in die junge

Dame, wenn sie nicht sprechen will. Wozu sich in fremde Geheimnisse drängen. Nein, nein, behalten Sie nur Ihr Geheimnis für sich, ich will es gar nicht wissen. Ich bedaure nur, daß wir Ihnen im Wege sind. Sie kamen zu der lieben Frau Mengers, um ihr Ihr Herz auszuschütten und finden nun hier eine ganze Reihe fremder Frauen. Ich mache den Vorschlag, wir gehen jetzt alle, und Sie bleiben hier, damit Sie Ihrem bedrängten Herzen Luft machen können."

Frau Mengers schnellte förmlich in die Höhe. Die Damen wollten gehen, ehe sie ihre großartig belegten Butterbrote gesehen und genossen hatten?

Und mit der süßesten Stimme, über die sie verfügte, schmeichelte sie:

„Aber liebe Frau Professor, wo denken Sie denn hin? Das werden Sie mir doch nicht antun! Das wäre geradezu eine Beleidigung, die ich niemals verwinden könnte. Fräulein Anna wird schon nachher, wenn sie sich etwas beruhigt hat, uns ihren Schmerz erzählen. Nicht wahr, liebes Fräulein?"

„Ach, es ist ja gar nichts," stöhnte Anna, „gar nichts. Bitte lassen Sie mich gehen, liebe Frau Doktor. Wenn es Ihnen recht ist, komme ich ein anderes Mal wieder.

Frau Doktor Mengers wäre mit Annas Aufbruch zufrieden gewesen, aber die anderen Damen witterten eine unterhaltende Ueberraschung.

Frau Keilpflug drückte Anna wieder auf den Stuhl und sagte: „Fräulein Anna, wir werden Sie doch nicht in diesem aufgeregten Zustande von uns gehen lassen. Was denken Sie denn nur von uns? Vielleicht nimmt es mir unsere liebe Freundin und Gastgeberin nicht übel, wenn ich vorschlage, daß wir Sie erst mit einem Glase Zitronenlimonade beruhigen."

„Gewiß, gewiß," sagte Frau Doktor Mengers, eilte an die Klingel und drückte den Knopf. In Gedanken gab sie Lisette genaue Vorschriften über die Art der Zubereitung der Zitronenlimonade und auf welche Weise sie diese anzubieten habe. Als das Mädchen aber an der Tür erschien, sagte sie ihr nur, daß sie ein Glas Zitronenlimonade hereinbringen möchte.

Innerlich war sie in höchster Erregung, bis die Limonade erschien und Lisette das Glas wirklich auf einen Teller gestellt hatte. Es war freilich einer der schlechten Teller, die nur für die Küche bestimmt waren.

Sie nahm die Limonade mit einem verweisenden Blick und einem Seufzer, der aus der Tiefe ihres Herzens empordrang und den anderen Damen sagen sollte: „Was nutzt nun meine gute Schulung?" in Empfang.

Anna trank hastig die Limonade.

„Also nun, liebes Fräulein Herten, beginnen Sie." Frau Professor Keilpflug ahmte unbewußt die Art ihres Gatten nach.

„Wenn ich wirklich reden und auf Ihre Verschwiegenheit hoffen dürfte, —"

Anna machte eine kleine Pause, holte tief Atem und wischte sich die Tränen aus den Augen.

„Aber mein liebes, liebes Fräulein!"

Frau Professor Ludwig war über die Zumutung Annas halb beleidigt.

„Fräulein Anna," drängte Frau Mengers, deren Neugierde nun aufs höchste gestiegen war, „Fräulein Anna, Sie sind doch in Gesellschaft anständiger Menschen!"

Erneutes Schluchzen ließ Anna nicht zum Sprechen kommen.

Jetzt hatte die Neugierde sämtlicher Frauen die Grenze des Menschenmöglichen erreicht.

„Also," — Anna begann stockend, „ich kam hierher, um mir bei der lieben Frau Doktor Mengers Rat zu holen. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß die Vergangenheit der Braut meines über alles geliebten Bruders nicht so sein soll, wie es seiner würdig ist."

Sie schwieg.

Diese kurze Mitteilung verfehlte nicht ihre Wirkung.

In allen Gesichtern malte sich das höchste Erstaunen, man schlug förmlich die Hände über dem Kopf zusammen.

„Armes, armes Kind," stöhnte Frau Doktor Mengers.

„Woher wissen Sie denn das? Und was wissen Sie?"

Frau Keilpflug ging den Dingen gern auf den Grund.

„Eine unvorsichtige Bemerkung drang zu meinen Ohren, denn solche Sachen weiß man doch niemals bestimmt, nicht wahr? Aber sie war im Hause eines Witwers, sie war Gesellschafterin seiner Tochter, die man vielfach allein in Herrengesellschaft sieht. Es ist ein glänzend geführtes Haus, eins dieser bekannten Berliner-W-Häuser."

Ein „Ah" des Verständnisses kam von den Lippen der Damen.

„Und jetzt — und das ist noch das Peinlichste an der ganzen Sache, jetzt wohnt sie in dem Hause einer Dame, deren Gatte sich aus Gram über die Untreue seiner Frau das Leben nahm."

Sie sagte die letzten Worte ganz leise und schamhaft, als ob sie fühle, daß sich solche Kenntnisse nicht für ein unverheiratetes Mädchen ziemen.

„Das ist ja geradezu fürchterlich, fast unglaubhaft! Das klingt ja wie in einem Roman!"

Die Damen konnten sich vor Staunen nicht beruhigen.

„Nein, was man doch heutzutage alles hört. Es wird wirklich von Jahr zu Jahr schlimmer."

„Wie kam sie aber zu dieser Dame?"

„Sie lernten sich irgendwo kennen," — Anna log mit dreister Stirn, — „ich weiß nicht, wo es geschah, aber sie haben sich sofort zusammengefunden und innige Freundschaft geschlossen. Mein Bruder verkehrt leider in dem Hause dieser Dame."

Frau Mengers sah Anna fragend an.

„Ist es die Dame, die Sie mir damals bei Frau Professor Giesebrecht zeigten? Sie waren damals schon so betrübt über den Verkehr Ihres Herrn Bruders."

Anna nickte.

Eine jähe Angst erfaßte sie, daß Frau Mengers das durchsichtige Lügengewebe durchschauen könnte. Rasch ablenkend, brach sie wieder in einen erneuten Tränenstrom aus.

„Hm, hm, so, so," Frau Professor Ludwig räusperte sich nur. „Nein, nein, die Männer!"

„Sagen Sie mir doch nur, was ich tun soll!" Anna hob flehend die Hände empor.

„Da ist schwer raten, das muß in Ruhe überlegt werden. Man könnte schließlich mit einem unerwünschten Rat schlecht ankommen. Ich hätte das nie von Ihrem Herrn Bruder geglaubt!"

Derartig tiefgründige Ansichten schwirrten viele durcheinander.

Anna weinte leise vor sich hin.

„Ich liebe meinen Bruder über alles!"

Die Stimmung begann, ungemütlich zu werden.

Frau Doktor Mengers überzeugte sich, daß es jetzt an der Zeit wäre, mit dem Vesper zu beginnen.

„Meine lieben, lieben Freundinnen, darf ich Sie jetzt herzlich bitten, noch einen kleinen Imbiß bei mir einzunehmen?"

Dabei öffnete sie die Tür zu dem Speisezimmer, wo auf dem hellerleuchteten Eßtisch zwei große Schüsseln mit belegten Butterbroten standen. Lisette war gerade dabei, die Teetassen zu füllen.

Ein prüfender Blick belehrte die Wirtin, daß Lisette diesmal alles zu ihrer Zufriedenheit erledigt hatte. An jedem Ende der Tafel stand ein Brett mit Zucker, Sahne und Rahm, daneben ein Teller mit Zitronenscheiben, damit für jeden Geschmack vorgesorgt sei.

„Liebes Fräulein Annchen, Sie nehmen doch auch noch einen Bissen bei mir ein, ehe Sie gehen?"

„Ich kann jetzt nichts essen, liebe, liebe Frau Doktor, seien Sie mir nur nicht böse, wenn ich jetzt wieder gehe."

„Ach, wie schade!"

„Nein, das ist doch geradezu unmöglich, Sie aus meinem Hause fortzulassen, ehe Sie eine kleine Stärkung eingenommen haben."

„Ich kann nicht," stöhnte Anna, „ich kann nicht. Es ist mir geradezu unmöglich, etwas zu essen. Ich habe jetzt auch solche Sehnsucht nach Einsamkeit. Nein, ich bin zu fassungslos!"

Da Frau Mengers sah, daß Anna sich nicht halten ließ, klingelte sie nach Lisette, damit diese die Dame hinausgeleite und ihr beim Anziehen behilflich sei.

„Sie entschuldigen mich wohl, liebes Fräulein Annchen."

Nachdem sich Anna von den übrigen Damen verabschiedet hatte, verließ sie das Zimmer.

Ein seltsames Schweigen herrschte, bis die Flurtür mit deutlichem Geräusch ins Schloß fiel.

Nach diesem Zeichen brach ein wahres Stimmengewirr los. Man konnte sich über diese Mitteilung nicht beruhigen.

„Nein, wer hätte das von Herten gedacht, solch feiner, ruhiger, junger Mann!"

„Nein, die heutige Jugend, was wird mein Mann nur dazu sagen, er hatte den jungen Mann so sehr in sein Herz geschlossen!"

„Wie leid mir das junge Mädchen tut. Wie unsäglich peinlich solche Angelegenheiten sind, wie sie den Blütenstaub der Reinheit von dieser jungen Seele streifen."

Das Mitleid war mit Anna, deren Erzählung wie Honigseim den Frauen eingegangen war.

Das Gehörte verminderte sogar den Appetit von einigen der Anwesenden, was in Frau Mengers tiefe Betrübnis hervorrief.

Man drängte heute sogar darauf, früher als sonst den Heimweg anzutreten. Jede der Damen erwartete zu Hause eine andere dringliche, unaufschiebbare Arbeit.

„Vielen, vielen Dank, liebe, liebe Frau Doktor. Es war wie immer geradezu reizend bei Ihnen. Ich habe mich wieder einmal so wohl in Ihrem Hause gefühlt.

Frau Professor Ludwig legte beide Hände auf die Schultern der rundlichen kleinen Frau, die vor ihr stand, und sah ihr in ihrer gewohnten Art eindringlich in die Augen.

Frau Keilpflug steuerte in ihrer hüpfenden Weise auf sie zu.

„Nein, welch reizender Nachmittag, herzlichen Dank!"

Lisette half den Damen in ihre Tücher und Mäntel, in die sich sorglich verpackten. Dann zogen sie für den Heimweg die dunklen baumwollenen Handschuhe an, für den Hinweg und für den Salon zur Begrüßung waren gelblichbraune Glacehandschuhe Vorschrift, die jetzt in dem Handtäschchen, in dem man eine Handarbeit mitbrachte, verschwanden.

Der Abschied der Damen war überaus herzlich. Man versicherte Frau Doktor Mengers in schmelzenden Tönen, wie wundervoll sie es verstände, ihren Gästen den Aufenthalt in ihrem Hause angenehm und gemütlich zu machen.

„Ach Gott, das arme Fräulein Herten!" Immer wieder erinnerte man sich ihrer.

Nachdem die drei Sprößlinge den von dem Vater eingedrillten Diener gemacht hatten, verließen die Damen das Haus.

Jedes Ereignis erfährt durch Wiedergabe Färbung, Erweiterung und Steigerung, und je nach der phantastischen Begabung der Gattinnen hörten die Ehemänner von den welterschütternden Vorgängen des Nachmittags.

Die Berichterstattung erschien den meisten gar nicht leicht. Es war doch recht peinlich, seinem Manne derartig schamlose Dinge mitteilen zu müssen.

Die Stirnen der Männer zogen sich schwer und mißbilligend zusammen und ein Zug der Verachtung machte sich auf den meisten Gesichtern bemerkbar.

Solche Vorkommnisse waren für die Schule peinlich, man liebte sie nicht, und man schätzte es am wenigsten, daß die Reinheit der Gattinnen durch solche Vorgänge beleidigt wurde.

Ja, ja, die jungen Leute von heute!

Herten hatte ja immer für Besonderheiten Vorliebe gezeigt. Man erinnerte sich jetzt wieder mit einigem Mißbehagen der Angelegenheit mit dem widerspenstigen Schüler.

Einem aufmerksamen Beobachter hätte es nicht entgehen können, daß ein Teil der Lehrer am anderen Tage zu zweien oder dreien ernsthaft beratend in den Gängen oder auf dem Hofe der Schule zusammenstanden. Der „Fall Herten" war die Veranlassung dazu.

Herten gab gerade Religionsstunde, als der Schuldiener in der Klasse erschien und ihm die Mitteilung machte, daß der Herr Direktor ihn zu sprechen wünsche.

Herten gab seinen Schülern eine Aufgabe und verließ das Klassenzimmer.

Er überlegte auf dem Wege, was es mit dem plötzlichen Holenlassen für eine Bewandtnis haben könnte.

„Mein lieber Kollege," begann Direktor Möller, mit der Hand auf einen Stuhl weisend, „ich fühle mich leider verpflichtet, so peinlich es mir auch ist, Sie in einer Angelegenheit um Aufklärung zu bitten."

Der Direktor stieß die Worte kurz heraus und schob die Hornbrille hin und her, die seine grauen, scharf blickenden Augen meist verdeckte.

„Also, mein lieber Kollege, mir ist die Sache besonders peinlich, sehr peinlich sogar," er fuhr mit seinen knöchernen Fingern durch den langen ergrauten Schnurrbart, „weil es sich um eine Angelegenheit aus Ihrem Privatleben handelt," er blickte Herten prüfend an, der unbewegt stehen geblieben war.

Direktor Möller räusperte sich und zögerte einige Augenblicke.

„Mir ist aus glaubwürdiger Quelle mitgeteilt worden, daß sie beabsichtigen, die Ehe mit einer Dame einzugehen, deren Ruf nicht ganz einwandfrei sein soll. Wie äußern Sie sich dazu, Herr Kollege?"

Herten verfärbte sich.

Nur einen Augenblick dachte er daran, die Quelle dieser niederträchtigen Verleumdungen zu erforschen. Dann richtete er sich jedoch hoch auf.

„Wie Herr Direktor selbst sagten, handelt es sich hier um eine eigene Angelegenheit, die mit meiner dienstlichen Tätigkeit nichts zu tun hat. Aus diesem Grunde sehe ich mich nicht veranlaßt, Erklärungen abzugeben."

Er zwang sich zur Ruhe, um die äußere Höflichkeitsform zu wahren.

Möller kochte vor Wut und seine Augen glänzten wie Stahl.

„Herr Kollege," sagte er, jedes Wort scharf betonend, „ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie nach Ihrem Anstellungszeugnis in allen — also auch in privaten — Beziehungen sich so zu verhalten verpflichtet sind, wie es einem Lehrer und Erzieher der Jugend zukommt. Sie als Religionslehrer, Herr Kollege, hätten nach den mir zugegangenen Mitteilungen nicht die sittlichen Eigenschaften, die wir von Ihnen verlangen müssen."

Direktor Möller machte eine Pause, als ob er jetzt eine Erklärung Hertens erwarte.

Dieser schwieg und preßte die Lippen fest aufeinander.

Nun sprang Möller auf.

„Da Sie es nicht für nötig halten, mir eine Antwort zu geben, sehe ich mich nunmehr veranlaßt, den Fall dem Provinzialschulkollegium zu unterbreiten."

Herten machte eine leichte Verbeugung und verließ das Zimmer des Direktors, der nun wütend, mit hochrotem Kopf hin und her rannte.

„Unerhört, unerhört," murmelte er dann vor sich hin.

Herten stieg mit schweren Schritten die Steintreppe hinauf und begab sich wieder in die Klasse. Mit Aufbietung seines ganzen Willens setzte er den Unterricht fort.

Es lag wie ein schwerer Druck auf seinem Gehirn, und er atmete erleichtert auf, als er seine Stunden hinter sich hatte und nach Hause gehen konnte.

Was sollte das bedeuten?

Woher kam dieser Schlag? Zu welchem Ende würde er führen? — Eins stand bei ihm unerschütterlich fest: zu Erklärungen irgend welcher Art würde er sich nie und nimmer erniedrigen.

Zu Hause angekommen, ging er in sein Zimmer und setzte sich grübelnd nieder.

Er wollte und konnte Hedda heute nicht sehen. Sein bedrücktes Wesen hätte ihr auffallen müssen, und sie sollte seine Sorgen nicht teilen.

Er schrieb ihr einige Worte und bat seine Schwester, den Brief zu befördern.

Anna erschrak über das veränderte Wesen ihres Bruders.

Sollte das Unheil schon nach so wenigen Tagen seinen Lauf genommen haben? Ein leises Triumphgefühl bemächtigte sich ihrer.

Jetzt war ihre Stunde gekommen!

Sie schlich zu dem Bruder in das Zimmer, um die Ursache seines Kummers zu erforschen.

„Geh, geh hinaus," drängte Herten, „ich will allein sein."

Anna ließ sich nicht entmutigen. Immer wieder ging sie hinein, streichelte seine Hände und drang in ihn, ihr doch den Grund seines Kummers zu sagen.

Ihre Ausdauer sollte belohnt werden.

„Verleumdung, elende, niedrige Verleumdung!" stieß Herten zähneknirschend hervor. „Man hat versucht, meine Braut bei dem Direktor zu verleumden!"

Ein Glücksgefühl durchrieselte das Mädchen. Es drängte:

„Na, und nun? Was wird geschehen?"

Sie brachte die Worte zitternd vor Erregung heraus.

„Wo soll man den Ursprung dieser Verleumdung finden? Wie sie bekämpfen?"

Herten zuckte mit den Achseln.

„Es ist mir zu gering, zu niedrig, solchen Schleichwegen nachzuspüren. Es ist unter meiner Würde, das Leben meiner Braut vor irgend jemand rein waschen zu wollen. Die Frau, die ich zu meiner Gattin erwählt habe, ist rein. Mit meiner Wahl gab ich gleichzeitig dieser unerschütterlichen Ueberzeugung Ausdruck."

Anna zuckte mit den Achseln.

„Wenn du dich nun doch irrtest, Ernst!"

Sie sagte es leise, fast schüchtern.

Er sprang auf, als ob er sich auf seine Schwester stürzen wollte.

Anna wich erschrocken zurück.

„Du!"

Sie hatte nie einen ähnlichen Ausdruck von Wut in seinem Gesichte gesehen.

„Ich meinte doch nur, Ernst, ich weiß doch nicht!"

Sie stieß die Worte hervor.

„Ich meine doch nur, was kann dir denn daraus erwachsen? Es ist doch im Grunde gleichgültig, was die andern sagen."

Ein trockenes, hartes, höhnisches Lachen schüttelte den Mann.

„Gleichgültig, sagst du? Das kann mir einerlei sein? Wie lange Zeit glaubst du denn, daß nun verstreichen wird, ehe dieser wohlwollende Direktor die Sache dem Provinzialschulkollegium unterbreitet und dann, kannst du dir denken, was dann erfolgt? Es ist noch gar nicht so lange her, als mich der über alle Maßen gerechte Herr Vorgesetzte oben anschwärzte. So etwas macht Eindruck und wird nicht so schnell vergessen!"

Herten lachte nochmals grell und bitter auf.

„Und du möchtest keinesfalls die Verlobung lösen, Ernst?"

Sie drängte sich zärtlich an ihn.

„Denke doch an deine Zukunft!"

Die Hoffnung, die schwach in ihr aufdämmerte, der eiserne Wille zu ihrem eigenen Glück, das Gefühl, daß jetzt vielleicht ein nie wiederkehrender günstiger Augenblick sei, machte ihre Stimme weich und hingebend.

„Ernst, dein ganzes Leben lang hast du für dieses eine Ziel gearbeitet und solltest es dir nun um einer Frau willen entreißen lassen?"

Da er noch immer wie leblos vor sich hinstarrte, redete sie weiter auf ihn ein.

„Ernst, denke doch nur an unsere Kindheit, wie es dir immer als Ideal vorschwebte, Lehrer zu werden und wie dir dann durch Onkels Güte die Möglichkeit des Studiums geboten wurde, denke an die Befriedigung, die du in deinem Berufe fandest, an die Anerkennung."

Sie sprach immer wärmer und eindringlicher.

„Das alles wolltest du um einer Frau willen aufgeben?"

Tränen traten ihr in die Augen.

„Ernst, überlege es dir doch. Denke, wenn du abgehen müßtest," — sie zögerte und suchte nach Worten, die auf den Bruder Eindruck machen sollten.

Es schien fast, als ob Herten gar nicht hörte, was das Mädchen zu ihm sprach. Er starrte unbewegt vor sich hin.

„Wie sollte ich auch nur eine Strafversetzung vor Hedda erklären?" murmelte er vor sich hin.

Anna zuckte zusammen.

Er dachte also gar nicht darüber nach, was sie zu ihm sprach, und die Angst, daß sie die Stunde nicht genügend nützte, gab ihr weitere Worte und einen flehenden Ton.

„Geh," sagte er, sie mit beiden Händen von sich schiebend, „ich muß allein sein!"

Sie umspannte mit beiden Händen seinen Arm.

„Ernst, laß mich in dieser Stunde bei dir sein!"

„Du kannst mir nicht helfen, Anna, geh, ich muß mich fassen, überlegen."

Sie zögerte noch immer.

„Geh," sagte er, jetzt leidenschaftlicher werdend, „geh, ich will und muß allein sein. Du verstehst das doch nicht."

Anna blieb noch einmal an der Türe stehen.

„Ernst, ich verstehe dich doch. Bedenke, wie innig wir immer zusammen waren. Soll ich dich jetzt in deinen Schmerzen allein lassen, das kann ich nicht, das bringe ich nicht über mich. Ernst, überlege doch die Schande, wenn du gehen müßtest!"

Er sprang wütend in die Höhe.

„Aber jetzt ist meine Geduld zu Ende! Es ist mein letztes Wort. Geh hinaus, geh!"

Er sagte es rauh und hart.

Das Spiel war aus.

Anna fühlte sich geschlagen aus dem Kampfe hervorgehen. Es war alles vergebliche Mühe gewesen.

An diese letzte Hoffnung hatte sie sich geklammert. Sie sollte ihr die Brücke zum Glücke werden. Alle Mittel waren ihr recht gewesen, nur das Ziel, ihr eigenes Glück, wollte sie erreichen!

Sie lehnte ihre Stirn an das Fensterkreuz und grübelte.

Wenn dieses Unternehmen fehlschlug, dann wußte sie keinen Weg mehr.

Herten saß in tiefster Verstimmung Stunden und Stunden in seinem Zimmer.

Nie wäre ihm der Gedanke gekommen, sich von Hedda zu trennen. Aber wie wollte er sie vor dem Schlage schützen, wie ihr die Kenntnis vorenthalten? Von allen Sorgen stand diese seinem Herzen am nächsten.

Als er in den nächsten Tagen mit Hedda zusammen war, kostete es ihn alle Ueberwindung, die fast seine Kräfte überstieg, vor ihr in gleichmäßig heiterer Stimmung zu sein.

Hedda sah ihn oft forschend mit zärtlichen Augen an, als ob sie ahnte, was in ihm vorginge. Sie strich ihm mit ihren weichen Händen über die Haare. In ihn zu dringen, ihn zu fragen, entsprach nicht ihrer Art.

Als er an einem der nächsten Tage zu gewohnter Stunde sich wieder in Frau Lottes Wohnung einfand, kam diese ihm, statt Hedda, entgegen. In ihren Zügen prägte sich Erregung aus.

„Einen Augenblick, lieber Doktor," sagte sie, ihn in ihren Salon führend, „ich möchte Ihnen eine kurze Mitteilung machen." — Herten zuckte zusammen.

Die Aufregungen der letzten Tage hatten seine Nerven müde und krank gemacht. Er fühlte, wie ihn ein leiser Fieberschauer schüttelte.

Frau Lotte bat ihn, in einem Sessel Platz zu nehmen.

„Bitte, sprechen Sie," sagte er, Frau Lotte forschend und gespannt ansehend.

Die junge Frau suchte nach Worten.

„Hedda ist so erregt," stammelte sie dann mühsam.

„Heute morgen kam ein Brief ohne Unterschrift, in dem man ihr mitteilte, daß es ihre Pflicht sei, sich von Ihnen zu trennen." — Frau Lotte lächelte bitter.

„Man macht es ihr zum Vorwurf, daß sie in meinem Hause lebt."

Herten war erregt aufgesprungen. Er drängte Frau Lotte, fortzufahren.

„Man schrieb ihr weiter, daß man glaube, daß Beziehungen zwischen ihr und dem Direktor Hilger bestanden hätten."

Mit großer Anstrengung brachte Frau Lotte diese Worte über ihre Lippen.

„Und nun?"

Er drängte immer weiter.

„Ihr Vorwärtskommen soll dadurch gefährdet sein."

Herten sank auf den Sessel zurück. Sein Kopf neigte sich tief auf die Brust.

„Warum konnte meiner Hedda das nicht erspart bleiben?" flüsterte er.

Frau Lotte rannen die Tränen über die Wangen.

„So habe ich Ihnen, lieber Freund, nur Unglück gebracht," schluchzte sie, „und ich meinte es doch so gut."

Herten wehrte mit der Hand.

„Sie sind es nicht, Frau Lotte. Ich zerbreche mir schon seit Tagen den Kopf, wem ich das zu danken habe."

Einige Minuten tiefsten Schweigens verstrichen.

Dann richtete sich Herten auf und fragte: „Wo ist Hedda? Kann ich sie nicht sprechen?"

„Der Schmerz hat Hedda niedergebrochen. Sie glaubt nun, die Pflicht zu haben, sich von Ihnen zu trennen. Ich werde ihr sagen, daß Sie hier sind, lieber Freund. Warten Sie einen Augenblick."

Herten war erschreckt über den Ausdruck des tiefen Schmerzes, der sich in dem zarten Gesicht seiner Braut ausdrückte. Bei ihrem Anblick erfaßte ihn ein so unendliches Weh, wie er es nie in seinem Leben geahnt hatte, und Liebe und Entschlossenheit wuchsen in ihm.

„Mein Lieb," sagte er leise und weich, „warum konnte man dich nicht schonen? Welch häßliche Denkungsart, welche Niedrigkeit durfte es wagen, dir diese Mitteilungen zu machen, die ich von dir fernhalten wollte!"

Hedda schluchzte hoffnungslos.

„Ernst, ich würde es nie ertragen, dich um deinen Beruf, um die Befriedigung deines Lebens zu bringen. Ernst, du weißt, wie sehr ich dich liebe, aber gerade aus dieser Liebe heraus bitte ich dich, gib mich frei, laß uns wieder auseinander gehen. Vielleicht hat es nicht sein sollen."

Sie sah ihn mit ihren schönen dunklen Augen, aus denen tiefe Ergebenheit sprach, flehend an.

Er kämpfte die Rührung nieder, die ihn erfaßte.

„Nie, Hedda, nie, geliebte Frau du, werde ich dich verlassen, werde ich mich von dir trennen. Nichts in der Welt kann mich in diesem Entschluß beeinflussen. Wenn das Schicksal mich prüfen will, nun wohl, es findet mich, ich bin bereit zu jedem Kampf."

Er zog Hedda innig und fest in seine Arme und küßte ihr die Tränen aus den Augen.

„Hedda, Liebste du, wie kann man so verzagt sein!?"

Hedda weinte still vor sich hin.

„Du Guter du, wenn du nun aber deinen Beruf aufgeben mußt?"

Er stand auf und lachte.

„Das werde ich noch lange, lange nicht. Tröste dich, komm und sei zufrieden."

Allmählich gelang es seinen liebevollen Worten, die Verzweifelte ein wenig zu beruhigen. Während er anscheinend harmlos mit ihr zu plaudern versuchte, quälte der eine Gedanke sein Gehirn, wer ihm diese absichtlichen Bosheiten zugefügt. So sehr er schon seit Tagen suchte und forschte, er konnte den Ausgangspunkt nicht finden.

Hedda zeigte ihm den Brief, der in seinem Aeußeren ihm keinerlei Aufschluß gewährte. Sein Inhalt war aus sorgsam ausgeschnittenen Zeitungsbuchstaben mühsam zusammengeklebt.

Es widerstrebte seinem Gefühl, mit einem der Berufsgenossen über diesen Vorfall zu sprechen, besonders da er die Empfindung hatte, daß man sich ein wenig von ihm zurückzog. Also man wußte schon davon.

Das Semester ging seinem Ende entgegen, als Herten eines Tages einen Brief vom Provinzialschulkollegium empfing, in welchem man ihm mitteilte, daß man ihn im Interesse der Schule an das Gymnasium in Sorau versetze.

Also das Schicksal hatte seinen Lauf genommen. Man hatte über ihn entschieden.

Eine Bitterkeit sondergleichen erfaßte Herten.

Also man sah ihn als minderwertig an! Versetzte ihn an eines der kleinsten Gymnasien der Provinz! Auch dort würde man ihn schon mit geringem Vertrauen empfangen oder ihm, und besonders seiner Frau, das Leben in dieser kleinen Stadt zur Hölle machen. O, er wußte, was ihrer dort harrte! An diesen kleinen Orten, wo man sich nicht von der Geselligkeit abschließen konnte wie in Berlin, und wo man lange schon, ehe er hinkam, sich die unglaublichsten Dinge über Heddas Vergangenheit zutuschelte, würde ihr Leben freudlos sein.

Sein Entschluß stand fest: er würde sein Abschiedsgesuch einreichen.

Als er Hedda von dieser Versetzung, die Geringschätzung und Mißachtung in sich barg, Mitteilung machte, war sie fassungslos und flehte ihn aufs neue an, sich von ihr zu trennen.

„Siehst du denn nicht, daß ich dir Unglück bringe?"

Hedda war nicht zu beruhigen.

„Liebes Kind," sagte er, „sieh es als Schicksalsfügung an, aber als eine gute. Wir müssen uns einschränken. Wirst du das können? Ganz sparsam und einfach müssen wir leben, denn das Gehalt fällt fort, und von dem kleinen Vermögen, das ich habe, muß noch die Mutter mitleben."

„Einschränken könnte ich mich, wenn es notwendig wäre, aber nie werde ich es verwinden, daß du durch mich um Beruf und Brot gebracht wirst. Fühlst du denn nicht die Demütigung, diese unerträgliche Erniedrigung für mich?"

Er schüttelte den Kopf.

Ihn hatte die Aussprache mit dem Schulvorstand und deren Folgen schon ruhiger gefunden. Er hatte es erwartet und war auf diesen Schlag gefaßt gewesen. Seine Pläne waren inzwischen gereift.

„Liebe Hedda, sei ruhig und höre mich an. Da ich jetzt nicht mehr den Beruf eines Lehrers ausüben kann, so wie es mir allein erträglich und möglich ist, werde ich mich ganz dem Kunststudium widmen. Wir wollen in den ersten Jahren auf Reisen gehen, damit ich meine Studien beende. Dann werde ich versuchen, mich in einer anderen Universitätsstadt als Lehrer für Kunstgeschichte niederzulassen. Es werden Jahre eifrigen Stu-

diums und mancher Entbehrungen sein, aber mit dir und neben dir scheint mir das Vollbringen, das Erreichen des Zieles nicht schwer."

* * *

Es war einer der regenschweren Tage, die sich in diesem Sommer mit kurzen Unterbrechungen aneinanderreihten. Den ganzen Tag jagte ein Regenschauer den anderen. Die Tropfen prasselten gegen die Scheiben und die Bäume bogen sich, vom Winde gepeitscht, hin und her.

Nach Tisch klingelte es, und nach wenigen Minuten meldete das Mädchen Frau Ising-Gendersmann.

Frau Lotte sah überrascht auf, denn sie wußte sich den Besuch der ihr ziemlich fremden Frauenrechtlerin nicht zu erklären.

Frau Ising-Gendersmann erschien im Rahmen der Tür. Sie hatte sich keine Zeit genommen, ihren regenschweren, ganz durchnäßten Lodenmantel draußen im Vorraum abzulegen und trat mit ihren schweren, breiten Schuhen in den Salon.

Ein kaffeebraunes Reformkleid hing um ihre mageren Glieder. Die buntfarbenen Stickereien deuteten auf einen Einschlag weiblicher Eitelkeit und standen in grellstem Widerspruch zu dem kleinen weißen Filzhütchen, das sich höchst seltsam auf den falschen Lockenturm ausnahm.

Sie trug keine Handschuhe, und als Lotte ihr zur Begrüßung die Hand gab, erzeugte die Berührung der kalten, feuchten Hände in ihr ein merkwürdiges Empfinden.

„Guten Tag, meine Damen!"

Frau Ising-Gendersmann machte eine steife Verbeugung. Dann sah sie sich um und richtete einen mit Triumph erfüllten Blick auf Hedda. Mit einer von Stolz durchdrungenen Stimme verkündete sie:

„Ich habe Ihnen eine Erklärung abzugeben."

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Frau Lotte schob ihrem merkwürdigen Gast einen Sessel hin.

Frau Ising-Gendersmann achtete jedoch gar nicht darauf, sondern erhob beschwörend ihre Rechte.

„Ich komme, um von einem Unrecht, einem himmelschreienden Unrecht den Schleier zu reißen. Mein sittliches Pflichtbewußtsein, mein menschliches Gerechtigkeitsgefühl treibt mich dazu. Diese unberufene Einmischung in fremdes Leben müßte mit schwerem Kerker bestraft werden!"

Ihre Stimme klang hoch und schrill. Während sie voll Ueberzeugung sprach, übersah sie vollkommen, daß sie in diesem Hause gleichfalls ein ungerufener Eindringling war.

„Wissen Sie, wer diese Verleumdungen, die jedermann empören, gegen Sie in die Welt posaunt hat?"

Sie trat dicht vor Hedda hin, und ihre Augen blitzten im Triumph.

„Wissen Sie es? Können Sie es erraten?"

Stille ringsum machte die lebhafte Sprecherin stutzig.

Trotzdem Hedda sich sagen mußte, daß man in weiten Kreisen über ihr und Hertens Schicksal sprach, berührte es sie peinlich, daß eine Dritte, eine ihr völlig fremde Frau wie etwas Selbstverständliches eine Erklärung von ihr verlangte.

„Haben Sie denn nicht den dringenden Wunsch nach Klarheit? Sie können doch nicht ruhig dastehen und zusehen, wie jemand mit plumpen Händen in Ihr Schicksal greift, aus schnöden, selbstischen Gründen, unter der Larve der trauernden Unschuld eine Marionettenvorstellung gibt, in der Sie als Hauptfigur mitspielen! Wenn auch das Ende anders ausfiel, als es diese schwarze Seele gewünscht, empört sich nicht Ihr Selbstgefühl?"

Frau Doktor Ising-Gendersmanns Augen glühten in unheimlichem Feuer.

„Treibt Sie kein Rachegefühl?"

Sie berauschte sich an ihren eigenen Worten. Sie hatte gespannte Zuhörerinnen. Sie war glücklich.

Hedda hatte nicht über Recht oder Unrecht nachgedacht. Sie litt, weil die Verbindung mit ihr in das Leben des geliebten Mannes störend eingegriffen. Auch er hatte nicht versucht und geforscht, sondern wie ein Stolzer und Aufrechter gehandelt, der nur einen Weg kennt.

Ihr Name und ihre Person waren Ernst zu hoch und rein gewesen, um zu streiten und zu rechten oder von ungewollten Ansichten mißdeuten zu lassen. Ihre Unantastbarkeit stand für ihn

auf hohem Posten. Ueber die händelsüchtige, niedrige Menge sah er hinweg. Deshalb gab sie jetzt schlicht zur Antwort:

„Es lag uns nicht daran, tiefer in die Verleumdung einzudringen.“

„Ich beuge mich vor Ihrer Größe.“

Es schien Hedda, als ob ein leichter Anflug von Spott diese Worte begleite.

Frau Doktor Ising-Gendersmann richtete sich mit prophetischer Gebärde in die Höhe.

„Wissen Sie, was Nietzsche, der Meister über allen, sagt: ‚So ihr aber einen Feind habt, so vergeltet ihm nicht Böses mit Gutem, und eine kleine Rache ist menschlicher, als gar keine Rache‘!“

Sie hielt inne und horchte gespannt zu Hedda hin.

„Sind Sie des Urhebers dieser Verleumdungen und der Absicht, die ihn leitete, sicher?“

„Stände ich sonst hier — Nicht Verräterin, sondern Verkünderin der Wahrheit, Stütze der Gerechtigkeit will ich sein. Es scheint mir höchste Menschheitsforderung, Ahnungslose vor roher Vergewaltigung ihrer Rechte zu schützen.

„Da gehen Sie und Ihr Bräutigam freudig Ihrem Lebensziele entgegen und neben Ihnen treibt die Schwester Ihres Bräutigams Verrat. In enttäuschter Geldgier schmiedet sie Ränke, verbreitet unter dem Schein der Unschuld unrichtige Nachrichten, und der Erfolg ist mit ihr. Die eigene Schwester! Wer traut dieser Verrat, Lüge und Trug zu!“

Hedda erbleichte. Sie fühlte, wie ihre Kräfte sie verließen und sie hob abwehrend die Hände. Tränen rannen über Heddas Wangen. Sie schluchzte leise.

„Was tat Anna Herten? Bitte, was tat sie?“

Mit behaglicher Breite und einem Eindringen in jede Einzelheit schilderte Frau Ising-Gendersmann die Vorgänge, die Frau Doktor Mengers in genau derselben Weise in ihrer Gegenwart bei Frau Professor Giesebrecht enthüllt hatte.

Vor wenigen Tagen erst war es geschehen, und schon stand sie als Verfechterin der Gerechtigkeit vor Hedda.

„Was werden Sie tun? Es wird ein Leichtes für Ihren Herrn Bräutigam sein, das Benehmen seiner Schwester zu erklären und die Sache vergessen zu machen.“

Hedda blickte gedankenvoll vor sich hin.

Die lebhafte Frau stand sprachlos vor der Ruhe und Ergebenheit Heddas, die ihr etwas Fremdes war. Wäre sie an der Stelle dieses Mädchens gewesen, sie hätte getobt, geschrien und ihr Recht bis aufs äußerste verfochten.

Sie wäre den Beweisgründen nachgegangen und hätte die kleinsten Zusammenhänge zu erforschen gesucht. Schonung einem anderen gegenüber kannte sie nicht. Sie blickte stolz auf ihr Leben zurück. Was hatte sie nicht alles in ihren verschiedenen Ehescheidungsprozessen ans Tageslicht gebracht.

Hedda stand in ihrer ruhigen, beherrschten Weise auf und reichte ihr die Hand.

„Ich danke Ihnen für Ihre große Teilnahme, Frau Doktor, die Sie mir zuwenden. Ich bin mir aber nicht bewußt, dieselbe in irgendeiner Weise verdient zu haben.“

„Wieso?“

Frau Doktor Ising-Gendersmann stieß dieses Wort hart hervor.

„Muß man sich alles verdienen? Ich sagte Ihnen doch, daß ich es für meine erste Menschenpflicht halte, meinen schwächeren Mitschwestern zu helfen. Es ist einfach Grundsatz bei mir, kein Unrecht durchgehen zu lassen. Was gedenken Sie nun zu tun?“

„Ich glaube, gar nichts. Die Angelegenheit in ihrer äußeren Form ist für meinen Bräutigam erledigt. Er gehört nicht zu den Menschen, die auf eine Sache zurückkommen, die sie als abgetan betrachten. Und da ich seine Handlungsweise als einwandfrei betrachte, unterziehe ich sie keiner Beurteilung. Da die Angelegenheit also vollkommen erledigt ist, sehe ich auch keinen Grund, ihm den Schmerz, vielleicht auch die Beschämung zu bereiten, daß diese häßliche Handlungsweise ihren Ausgangspunkt im Herzen und Gehirn seiner Schwester fand. Wahrscheinlich war sie nicht überlegt genug, die Folgen zu überschauen, die sich daraus entwickeln mußten. Mir tut das Mädchen leid.“

„Ihnen scheint nicht zu helfen zu sein, liebes Fräulein! Ich habe meine Menschenpflicht getan. Der Worte sind genug gewechselt, und da Sie keine Taten sehen lassen wollen, ist mein Bleiben hier überflüssig.“

Frau Doktor Ising-Gendersmanns Mißstimmung war unverkennbar.

Frau Lotte wollte sie nicht so aus dem Hause gehen lassen und trat vermittelnd auf sie zu. In ihrer liebenswürdigen Weise ergriff sie die Hände der erregten Frau und sagte:

„Glauben Sie nicht, liebe Frau Doktor, daß Fräulein Gebhard Ihre gute Absicht nicht genügend schätzt. Sie ist weit davon entfernt. Aber vielleicht — wahrscheinlich — handelt sie richtig. Ein Zurück gibt es bestimmt für Herrn Doktor Herten nicht.“

Frau Ising-Gendersmann zuckte die Achseln.

„Nach Ihrem Belieben! Mir widerstrebt die Rolle einer Märtyrerin, sie paßt nicht zu aufgeklärten Frauen. Ich muß mein Recht haben. Eher ruhe ich nicht.“

Sie lachte höhnisch auf.

„Ich habe wahrlich nichts Pastorales an mir. Mögen Sie denken: ‚und vergebet euren Feinden‘

mir liegt das nicht. Das ist Schwäche, das ist geistige Trägheit. Man muß in dem Kampf mit dem Leben aufrecht stehen, ein festes Rückgrat haben. Wenn ich so duldsam gewesen wäre, dann säße ich noch da oben in Pommern und würde vielleicht Kindersocken stopfen!"

Ein schmerzlicher Blick aus Heddas Augen traf sie.

Sie dachte: vielleicht würde Frau Ising-Gendersmann sich dabei wohler fühlen als jetzt, und ihre Seele lebte in Frieden.

Frau Doktor Ising-Gendersmann zog ihren nassen Mantel fester um die Schultern.

„Sie sind merkwürdige Menschen," sagte sie und sah sich in dem eleganten Salon um, zu dem sie in ihrer verregneten, halb vernachlässigten Kleidung in seltsamem Gegensatz stand.

„Solche Menschen verstehe ich nicht. Sie sind rückständig, im höchsten Grade rückständig!"

Dann ging sie.

Hedda neigte leicht errötend den Kopf. Sie fühlte die harte Verbitterung dieser Frau und hätte ihr gerne ein gutes Wort gegeben.

Als am Abend Doktor Herten kam, fühlte sich Hedda versucht, ihm von dem nachmittäglichen Besuch Mitteilung zu machen. Eine vornehme Scheu hielt sie aber davon zurück.

Wozu sollte sie die Geschwister entzweien, da sie doch bald durch Raum und Verhältnisse getrennt werden würden. Sie wußte, daß Anna schwer darunter litt, daß sie nun wieder ihr Brot selbst verdienen mußte. Es war eine notwendige Folge der veränderten Verhältnisse.

Die Mutter zog, wie es ihr Lieblingswunsch gewesen war, zu ihrer ältesten Tochter, während Anna die Absicht hatte, Berlin zu verlassen.

In den ersten Tagen der großen Ferien fand die stille Feier der Hochzeit statt.

In Frau Lottes Hause hatte sich eine kleine Gesellschaft zusammengefunden.

Dieser Tag bildete auch gleichzeitig einen Grenzstein im Leben Frau Lotte Brachts. Er eröffnete ihr die Möglichkeiten zu neuem Glück.

Das Gericht hatte entschieden, Conze sich als tüchtiger Anwalt bewährt.

„Irrtum im Motiv", lautete die Entscheidung, auf deren Grund das Testament aufgehoben wurde.

Voll Vertrauen sah Frau Lotte Bracht in die Zukunft, nicht nur, weil sie jetzt über das Vermögen verfügen konnte, die Erklärung des Gerichts, so hoffte sie, würde auch die Wirkung auf Achims Mutter nicht verfehlen. Voller Zartgefühl hatte Lotte Achim von Pritzow von diesem kleinen stillen Feste ferngehalten.

Direktor Hilger und Ilse fehlten natürlich nicht an diesem Tage. Ilse hatte strahlend Hedda zugeflüstert: „Auf unserer Hochzeitsreise werden wir Sie in Heidelberg, München oder wohin Sie ziehen werden, besuchen."

Sie wußte nun seit langem schon, daß Conze auch das Vertrauen ihres Vaters errungen hatte, der sich mit dem Wunsche der Tochter einverstanden erklären würde.

„Frau Seele," die sich auch in dem Freundeskreis eingefunden hatte, hielt die Hände der Neuvermählten.

„Glück auf den Weg ins neue Leben," sagte sie voller Innigkeit. „Wo zwei treu beieinander stehen, da besiegt die Liebe alles Schwere, das sich uns entgegen stellt!"

Die Sprache der Blumen

Apfelblüten sind das Symbol der Hoffnung und des Erwachens.

Gelbe Akazien sind das Zeichen der erwachenden Liebe.

Die Nelke bedeutet Liebe, Versprechen, Schönheit.

Die Fuchsie bedeutet demütige Liebe.

Sonnenblumen sind Symbole falscher Reichtümer.

Rosmarin sind Boten des Erinnerns.

Veilchen deuten Bescheidenheit an.

Schneeglöckchen gelten als Tröstung.

Tulpen bedeuten Liebe.

Die Pfingstrose ist ein Symbol der Schüchternheit.

Das Heliotrop ist ein Zeichen der Ergebenheit.

Orchiden sind ein Tribut der Schönheit.

Der Einsiedler

Eine Novelle von Gustaf Geijerstam

Wer je vorbeigefahren ist, hat auch das wunderliche Gebäude bemerken müssen, das am Waldessaume gerade an dem Punkte liegt, wo der Weg zur Ebene hinabbiegt. Es ist ein viereckiges Haus, dessen Dach sich zu einer Spitze erhebt. Aus dieser Spitze ragt ein Schornstein empor, und wenn das Wetter schön ist, kann man zuweilen sehen, wie sich blauer Rauch daraus ringelt. Blickt man näher hin, so wird man finden, daß die Tür des alten, recht verfallenen Gebäudes nicht selten verschlossen und der Schlüssel herausgenommen ist. Man kann dies oft beobachten, gerade wenn der blaue Rauch sich aus dem gemauerten Schornstein emporringelt.

In diesem Hause wohnte ein seltsamer Einsiedler, der Per hieß. Kein Mensch nannte ihn anders als Per, und Niemand dachte daran, daß er einen vollständigeren Namen haben könnte. Er hatte nun so viele Jahre dort gewohnt, daß man sich auch nicht länger den Kopf darüber zerbrach, warum er eigentlich da wohnte. Allein war er nicht, denn ein altes, armes Weib versah seinen Haushalt. Auch nicht müßig war er. Denn Per war Schmied, und die Bauern pflegten bei seinem Häuschen Halt zu machen, um ihre Pferde beschlagen zu lassen. Außerdem hatte er sein eigenes Ackerland und sein eigenes Gärtchen. All dies war seit langer Zeit so geordnet, und es hatte sich in die Gedanken der Anwohnenden eingewachsen, daß es gar nicht anders sein konnte.

Wie es zugegangen war, daß Per Schmied wurde, das wußte eigentlich Niemand, wenn auch Jedermann seine Vermutungen haben konnte; aber daß dem ein Geheimnis zugrunde lag, das wußten alle. Denn Per war der älteste Sohn eines reichen Bauern, und es war eigentlich eine Ungerechtigkeit, daß er die Pferde der Bauern beschlagen und ihre Schlösser verfertigen sollte.

Aber Per hatte es nie verstanden, seinen eigenen Vorteil wahrzunehmen, und war stets ein wunderlicher Kauz gewesen, noch als er ein ganz junger Mann war und Niemand etwas Anderes denken konnte, als daß er einmal den Hof nach dem Vater erben würde. Und daß er manchmal wunderlich war und anders als andere Kinder, das kam vielleicht daher, daß der Vater ihn geschlagen hatte.

Der alte Lars Olsson, Pers Vater, gehörte zu Jenen, von denen das Gerücht geht, das sie böse sind. Er hatte jung geheiratet, und als Per geboren wurde, da war es beinahe, als sei er rasend darüber, daß der Sohn hinzukam. Dies geschieht zuweilen bei Männern, die sehr jung heiraten; und möglicherweise beruht es darauf, daß ein Kind, das heranwächst, immer eine Art Erinnerung für den Vater ist, daß seine Zeit bald vorbei sein kann. Wie sich das nun aber auch verhalten mochte, gewiß ist, daß Lars Olsson immer hart gegen Per war und ihn beim mindesten Anlaß schlug. Er schlug ihn auch nicht so, wie ein Vater gewöhnlich sein Kind züchtigt; Leute, die es gesehen, erzählten, daß Lars Olsson, wenn der Knabe gezüchtigt werden sollte, in eine Art Raserei geriet, die schaurig anzusehen war. Er schlug das Kind mit dem Knüttel oder mit der geballten Faust und kümmerte sich nicht darum, wohin die Schläge trafen. Nach solchen Szenen ging der Junge mit großen Beulen an Rücken und Beinen fort, und es kam vor, daß er offene Wunden an Kopf und Händen hatte.

Durch dies wurde Per weder hart noch böse, wie man vielleicht hätte erwarten können. Nur verschüchtert wurde er. Er pflegte wegzulaufen und sich zu verstecken, sowie er den Vater über den Hof kommen sah; und wenn er ärger als gewöhnlich zuschanden geschlagen worden war, geschah es ein paar Male, daß der Knabe in den Wald lief und nicht vor dem nächsten Tage wiedergefunden wurde. Die Mutter wagte auch nicht, sich seiner anzunehmen. Sie war ein kleines, blasses Ding, das Allen aus dem Wege ging; und wenn Lars Olsson Per schlug, pflegte sie das Zimmer zu verlassen und in der Einsamkeit zu weinen. Aber sie wagte nicht, sich dazwischen zu werfen. Einmal hatte sie es getan, und da hatte sie geglaubt, Lars Olsson würde den Jungen auf der Stelle totschlagen. Aber sie liebkoste Per, wenn sie allein waren, und weinte um ihn.

Grüblerisch, wie er von Natur war oder durch die Verhältnisse wurde, gewöhnte Per sich nach und nach an den Gedanken, daß Alles für ihn traurig sein mußte. Es erschien ihm ganz natürlich, daß er gepufft, zurückgesetzt, getreten und vernichtet wurde. Per war so vertraut mit diesem Gedanken, daß er, als die Eltern nach zwanzigjähriger Ehe einen zweiten Sohn bekamen, es beinahe ruhig hinnahm, als er entdeckte, daß

dieser zweite Sohn ebenso gehegt und geliebt wurde, wie er selbst geschlagen und mißhandelt worden war. Auf jeden Fall fand er die Sache natürlich und ganz in Ordnung.

Einsam, wie er mit sich selbst und seinen Grübeleien war, ging Per und sah zu, wie Alles sich um ihn entwickelte, beinahe, als würde er selbst nicht davon berührt. Lars Olsson spielte mit dem jüngeren Sohn und liebkoste ihn, wie es Per niemals widerfahren war. Als der Knabe heranwuchs, ging er wohl mit aufs Feld, wie die andern auch. Aber er war immer gleichsam ein wenig Herr, und Niemand schlug es ihm ab, ihm die Pferde zu leihen, wenn er es wünschte, oder einen freien Tag zu haben und an einem Sonnabend Abends zur Stadt zu fahren, die Taschen voll Geld. War ein Erntefest, so kam Karl Johann immer als erster dran, sowohl daheim wie vor den Leuten, und galt es die Arbeit auf dem Felde oder die Fuhren im Winter, so war es stets Per, der Knecht sein mußte, und immer duckte der Bruder ihn unter. So ging es zu, daß Per — als er vierzig Jahre alt war, aus dem Elternhause wegzog. In seinem schwermütigen, vielleicht nicht immer ganz klar denkenden Hirn arbeitete sich der Gedanke durch, daß es sich nicht lohnte, sich aufzulehnen. Karl Johann war schon trotz seiner Jugend Herr auf dem Hofe. Er und der Vater hielten zusammen. Hart und unregierlich waren sie beide, rasch bereit, handgreiflich zu werden, gierig nach dem Ihrigen und voll Tücke. Per wußte, daß sie nichts sehnlicher wünschten, als ihn loszuwerden, und da er es nicht vermochte, anzukämpfen, unterdrückt, wie er von Kindheit an war, zog er es vor, sich beizeiten aus dem Staube zu machen. Darum ging er zu einem Schmied in die Lehre, und eines schönen Tages zog er in das viereckige Haus, das am Waldessaume liegt, da, wo die Landstraße vorbeigeht.

Das heißt, so ganz gutwillig zog er nicht fort. Er verließ das Haus, weil ihm von seiner Kindheit an Alle so viel Böses getan hatten, daß er nicht anders denken konnte, als daß eines Tages das Aeußerste geschehen konnte. Geschlagen und mißhandelt war er als Kind worden, unterdrückt und beiseite geschoben als Mann. Sein ganzes Leben drängte sich in ein vergebliches Warum zusammen, das ihm stets entgegenrief und keine Antwort erhalten konnte. Er glaubte, daß man ihn am liebsten töten wollte, wenn sich Gelegenheit hierzufand, und er zog fort, um nicht durch seine Gegenwart dem Hasse des Vaters und des Bruders Nahrung zu geben. Er wollte zeigen, daß er zu schlau für sie war. Hi, hi, er würde sie prellen, das würde er. War er einmal fort, dann, glaubte er, würde er schon Ruhe haben.

Aber das war durchaus nicht der Fall. Im Gegenteil schien es beinahe, als sei Pers Angst und Unsicherheit größer geworden, seit er hinaus in die Einsamkeit gekommen war. Tagaus, tagein dachte er an nichts Anderes, als an all das Böse, das die Menschen ihm sein ganzes Leben hindurch zugefügt hatten. Er dachte nicht länger an Vater und Bruder. Er dachte an den Bruder allein, und immer mehr und mehr wuchs in ihm der Gedanke, wie der Bruder ihm Alles gestohlen, das einstens sein gewesen. Karl Johann würde den Hof erben, Karl Johann würde reich sein, geachtet und geehrt, und Per würde bis an das Ende seiner Tage in seiner Hütte sitzen, Hufeisen schmieden, Spaten machen und kaum so viel haben, wie ein armseliges Kartoffelland, in dem er seine eigenen Kartoffeln ernten konnte. Es vergingen Monate, es vergingen Jahre, und nichts von alledem änderte sich. Pers Bart ergraute, und seine Haut wurde immer blässer und grauer. Und indessen wurde sein Vater alt, und sein jüngerer Bruder ging daheim auf des Vaters Hof umher und schaltete und waltete, als wäre alles schon sein Eigen.

Per wurde immer verschüchteter. Schließlich fürchtete er nicht allein mehr den Bruder, er war vor allen Menschen scheu. Sprach er mit Jemand, konnte er plötzlich mitten im Satze abbrechen, einen mißtrauischen Blick auf den werfen, mit dem er redete, und dann verstummen, als hätte er etwas Gefährliches sagen wollen und den Mut dazu verloren. Kam Jemand, ihn aufzusuchen, dann geschah es wohl, daß der Besucher die Tür von außen mit einem Hängeschloß versperrt fand, und wenn er sich umwendete und den Steg hinabging, dann zeigte sich Pers großes, bärtiges Gesicht, das ihn durch die Fensternische betrachtete. Oft, wenn das Geräusch von Wagenrädern auf dem Wege hörbar wurde, ging Per über die Wiese fort, kletterte über den Zaun und verbarg sich im Walde, bis der Wagen vorübergerollt war. Die Leute sagten, er sei wunderlich, aber wie er wunderlich geworden, das hatten die meisten vergessen. Denn Per war jetzt 50 Jahre alt, und sein Vater lebte noch.

Da geschah es eines Sommertages, daß Per entdeckte, daß seine Kartoffeln umgegraben werden sollten, und daß er Steine einfahren mußte, um ein paar Löcher zu füllen, die in dem Pflaster

seines Häuschens entstanden waren. Er stand und prüfte diese Löcher im Pflaster, und es kam ihm zum Bewußtsein, daß er nicht einmal ein Pferd hatte, um ein paar Steine vom Walde einzufahren. Auf dem Hofe gab es Pferde genug, und Karl Johann benutzte sie.

Wie Per den Mut fand, eine solche Handlung auszuführen, läßt sich nicht leicht sagen, aber eines Tages ging er heim zum Bruder und bat ihn, ihm die Pferde zu leihen. Ein höhnisches Lachen war die Erwiderung, doch er versuchte, an sich zu halten, und bat den Bruder noch einmal. Es gab eine lange Unterredung zwischen den Beiden, die damit schloß, daß Per unverrichteter Sache abziehen mußte.

Aber jetzt trat das Allerseltsamste von allem ein. Es war beinahe, als wollte Per in einer einzigen Handlung all die Oppositionen erschöpfen, die die Kränkung auf dem Grunde seines verschüchterten Sinnes erzeugt, und eines Nachts stahl er die Pferde des Bruders, um sein eigenes Feld umzuackern und seine Steine einzufahren. Der Bruder entdeckte das kühne Beginnen und gelobte Per alles Unheil der Welt, wenn er seine Tat wiederholte. Aber als ein paar Nächte vergangen waren, konnte Per sich nicht länger halten. Wieder fing er die Pferde des Bruders im Hag ein, und wieder fuhr er sie müde und schweißig, bis der Tag anbrach.

So lange die Nacht währte, fühlte sich Per kühn und munter, er brüstete sich sogar mit seiner Tat, ja er war stark im Gefühle seines Rechts. Denn waren es nicht ebensogut seine Pferde wie die des Bruders?

Als aber der Tag kam, da sank ihm wieder der Mut, und er begann nachzugrübeln über das, was er getan; er fühlte sich mit einem Male so jämmerlich und klein, und er wußte auf's Neue, ja sicherer, als er es nur je in den langen Jahren gewußt, die vergangen, daß er, Per, nichts zu hoffen, nichts zu erwarten hatte. Ihm half Niemand; ihn haßten Alle. Wohin er ging, summte es in seinen Ohren wie ein wunderliches Lied, daß er mit seines Bruders Pferden gefahren und sich unglücklich gemacht hatte. Er hatte sich unglücklich gemacht, unglücklich. Keine Macht auf Erden konnte ihm mehr helfen.

Es war eine lange Geschichte, wie er in dieses Unglück geraten war, und wie es eigentlich so weit hatte kommen können. Per konnte sich darin nicht zurechtfinden; am Morgen, als er fortging, war er nur noch eingeschüchterter als gewöhnlich, und in dem dunklen Gefühl, daß ihm etwas geschehen könnte, befestigte er das Hängeschloß an der Tür. Er selbst ging auf die Wiese hinab, wo er begonnen hatte, Steine zu spalten. Den Eisenspaten hielt er in der Hand, und mitten in der Arbeit hielt er oft inne, über die wunderlichsten Dinge nachgrübelnd, die sein Hirn erfüllten.

Da hörte er in der Entfernung laute Rufe, und er erkannte Karl Johanns Stimme unter den Lärmenden. Er hörte, wie sie seinen Namen schrieen, und durch die klare Morgenluft drangen Flüche und Drohungen. Darauf hörte er Getöse, als wollte Jemand mit Gewalt in sein Haus dringen. Dann durchschnitt eine schrille Weiberstimme den Lärm. Es war die der alten Frau, die seinen Haushalt versah. Sie verstummte wieder, und der lauschende Mann vernahm jetzt ein anderes Unwesen, das er sich im Anfange nicht erklären konnte. Es waren Laute wie von großen Steinen, die gegeneinander schlugen und zerschmetterten. Scharrende, reißende, krachende Laute waren es. Und plötzlich entsann er sich des Ziegelhaufens, der vor der Holzkammer lag. Die Männer warfen mit Ziegelsteinen. Per glaubte fest, sie zu sehen, und das dunkle Entsetzen, das sich über seinem Leben angehäuft, schien sich in diesem wilden Heulen zu verkörpern, das ihn an Leib und Leben bedrohte.

Die ganze Zeit stand Per still und horchte. Sein Entsetzen war so groß, daß er um keinen Preis gewagt hätte, seinen Widersachern entgegenzugehen. Er stand nur stille, indes die Schweißtropfen auf seiner Stirn hervordrangen.

Da hörte er plötzlich, wie die Stimmen sich einen Augenblick senkten. Es klang, als beratschlagten sie über etwas, als sei ihre Raserei für ein paar Minuten gestillt, und dann hörte er deutlich Schritte, die herankamen. Es lag ein Hügel zwischen seinem Häuschen und der Stelle, wo er stand, so daß er anfangs nichts sehen konnte. Aber nach einer Weile schien der Kopf des Bruders den Hügel heraufzukommen. Noch ein Haupt wurde sichtbar, und da kam Karl Johann auf seinen Bruder losgegangen, von dem Knecht des Hofes gefolgt, einem ehemaligen Gardisten, der wegen Raufsucht und Säuferei verabschiedet worden war, einem harten, bösen und gefährlichen Mann, den Per mehr fürchtete als alle Andern.

Wie an die Erde gefesselt stand Per stille. Den Eisenspaten hielt er in der Hand, und instinktiv erhob er ihn zur Höhe seines eigenen Kopfes. Er hätte um Hilfe rufen mögen, allein er wagte es nicht. Er wollte fliehen, konnte aber nicht. Er stand nur still und sah, wie der Bruder mit langen, eifrigen Schritten immer näher kam, und alles Blut in seinem Körper erstarrte vor Angst. Nun war die Stunde gekommen, da die, die ihm Alles geraubt, auch sein Leben nehmen würden, und wenn Per es in diesem Augenblick gewagt oder gekonnt hätte, würde er sich niedergeworfen und in Verzweiflung geweint haben. Aber er wagte nicht einmal dies. Er stand blos still, den Spaten über seinen Kopf erhoben, und schrie: „Komm nicht her! Komm nicht!“

Gute canadische Backrezepte

Magic Griddle Gebäck

2 Tassen Mehl
½ Teelöffel Salz
4 Teelöffel Magic Baking Powder
2 Eier
1½ Tasse Milch
2 Eßlöffel flüssiges Fett

Siebe Mehl, Salz, Backpulver in eine Schüssel, füge die gut geschlagenen Eier, Milch und das Fett hinzu, verrühre gut und gib mit dem Eßlöffel auf die leicht eingefettete heiße Griddle Form. Wenn Blasen erscheinen, wende dieselben und braune auf der anderen Seite. Wende sie kein zweitesmal. Serviere sofort auf heißem Teller mit Butter und Maple Syrup.

Bran Muffins

¾ Tasse Bran
1¼ Tasse weißes oder Graham Mehl
3 Eßlöffel Zucker oder Molasses
½ Teelöffel Salz
¾ Tasse Milch
4 Teelöffel Magic Baking Powder
1 Ei
4 Eßlöffel flüssiges Fett.

Vermische alle trockenen Zutaten gut durch, füge Ei, flüssiges Fett, Molasses und Milch hinzu damit ein weicher Teig wird und schlage alles gut durch, damit es sehr gut vermischt ist. Gefettete Muffin Bleche werden halb gefüllt und die Muffins in heißem Ofen bei 425 Grad F. etwa 14 Minuten gebacken.

Parker House Rolls

1 Paket Fleischmann's Royal Fast Rising Dry Yeast
1 Teelöffel Zucker
1 Tasse lauwarmes Wasser
1 Tasse Milch
5 Eßlöffel Zucker
2 Teelöffel Salz
6 Tassen gesiebtes Mehl
4 Eßlöffel Shortening

Gib die Hefe und einen Teelöffel Zucker zum lauwarmen Wasser. Rühre es um und laß es durch zehn Minuten stehen. Füge Zucker und Salz zur Milch und gib alles zur Hefe. Füge drei Tassen Mehl dazu und schlage es, bis es glatt ist. Dann gib das Shortening und das restliche Mehl dazu oder soviel Mehl, um einen leicht zu bearbeitenden Teig zu erhalten. Knete den Teig gut und gib ihn in eine eingefettete Pfanne. Bedecke ihn und laß ihn an einem warmen Platz bis zum doppelten Umfang durch 1½ bis 2 Stunden gehen. Dann drücke den Teig nieder und laß ihn an einem warmen Platz wieder zum doppelten Umfang aufgehen, durch etwa 45 Minuten. Wenn er leicht ist, rolle ihn aus auf eine Stärke von etwa ¼ Zoll. Bestreiche ihn leicht mit geschmolzenem Shortening. Schneide ihn dann mit dem Messer, falte ihn in Taschenform und flache ihn ab. Gib die Stücke dann auf eine eingefettete flache Pfanne in einer Entfernung von einem Zoll. Bedecke die Pfanne und laß die Taschen leicht aufgehen, etwa durch 45 Minuten. Backe sie bei 400 Grad F etwa 20 Minuten. — Ergibt 2½ Dutzend.

Sauermilch Biskuits

3 Tassen Mehl
3 Teelöffel Magic Baking Powder
½ Teelöffel Salz
½ Teelöffel Magic Soda
2 Eßlöffel Butter
2 Eßlöffel Fett
1 Tasse saure Milch oder Buttermilch.

Siebe das Mehl, Backpulver, Salz und Soda zusammen dreimal, schneide das Fett mit dem Messer hinein und gib genügend saure Milch oder Buttermilch (etwa ¾ Tasse) dazu, um einen glatten Teig zu bekommen. Rolle es auf einem bemehlten Brett leicht zu etwa ½ Zoll Stärke aus. Mit einem Biskuitmesser zerschneide den Teig und backe in heißem Ofen bei 475 Grad F. 12 Minuten.

Einfache Doughnuts

2½ Eßlöffel Butter
1 Tasse Zucker
3 Eier
3½ Tassen Brotmehl (ungefähr)
4 Teelöffel Magic Baking Powder
½ Teelöffel (Nutmeg) Muskat
1 Teelöffel Salz
½ Teelöffel Zimmt
1 Tasse Milch

Rühre die Butter und die Hälfte des Zuckers schaumig. Die andere Hälfte schlage mit den Eiern bis hell gelb und verrühre mit der ersteren Mischung. 3 Tassen Brotmehl mit Backpulver, Salz und Gewürzen gut durchgesiebt werden abwechselnd mit der Milch hinzugefügt und gut verrührt. Füge genug Mehl hinzu, um den Teig zu ¼ Zoll Dicke ausrollen zu können. Forme Doughnuts und backe in heißem Fett (375 Grad F.) leicht braun. Sie sollen schnell obenauf schwimmen. Wende nur einmal. Auf braunes Papier legen, das das Fett absaugt, und in Zucker einrollen.

„Foundation" Süßer Teig

2 Pakete Fleischmann's Royal Fast Rising Dry Yeast
2 Teelöffel Zucker
1 Tasse lauwarmes Wasser
6 Eßlöffel Shortening
½ Tasse Zucker
1 Teelöffel Salz
7 Tassen gesiebtes Mehl
3 Eier, geschlagen.

Füge die Hefe und 2 Teelöffel Zucker zum lauwarmen Wasser, rühre und laß zehn Minuten stehen. Füge dann die Milch, Shortening, Zucker und Salz zu zwei Tassen Mehl, um einen Teig zu bereiten. Füge die Hefe und Eier dazu. Schlage es gut. Dann gib das restliche Mehl oder soviel davon dazu, um einen weichen Teig zu bereiten. Knete ihn leicht und gib ihn in eine eingefettete Schüssel, bedecke ihn und gib ihn an einem warmen zugfreien Platz. Laß ihn bis zum doppelten Umfang gehen, etwa 2 Stunden. Wenn leicht, drücke ihn nieder und verwende ihn nach dem Rezept für Zimtgebäck (Cinnamon Buns) oder Kaffeekuchen.

Wir empfehlen weiter zu Ihrer Verwendung folgende hochqualifizierte Produkte der „Standard Brands Limited":

FLEISCHMANN'S ROYAL FAST RISING DRY YEAST
GILLETT'S CREAM OF TARTAR
ROYAL GELATIN DESSERTS
ROYAL PUDDINGS
CHASE & SANBORN'S COFFEE
MAGIC BAKING POWDER
TENDER LEAF TEA
GILLETT'S FLAKE LYE
GILLETT'S DRAIN CLEANER

STANDARD BRANDS LIMITED

MONTREAL - TORONTO - WINNIPEG - VANCOUVER

„Ich will dich lehren, nicht herkommen, du Pferdedieb," antwortete Karl Johann.

„Komm nicht her," sagte Per. „Es gibt ein Unglück!"

Karl Johann stieß einen langen Fluch aus und sprang über den Graben, der sie trennte. Mit geballter Faust ging er auf den Bruder los und, wahnsinnig vor Schrecken, ließ Per den schweren Spaten auf den Kommenden fallen.

Er hatte nicht berechnet, daß der Spaten so schwer war, auch nicht, daß der Schlag mitten auf den Scheitel treffen würde. Er stand ganz still und sah wie im Traum den Bruder zur Seite taumeln, ein paar wankende Schritte tun, zusammenfallen wie ein betäubtes Schlachttier und schwer zu Boden sinken.

Mit dem Spaten in der Hand stand Per und starrte auf den Bruder, der unbeweglich auf der Erde lag. Der Hut war hinabgefallen, und es floß Blut aus seinem Munde.

„Steh auf, Karl Johann, liege nicht so da!" stöhnte der Unglückliche. Aber jetzt war der Knecht herangekommen und beugte sich über den Liegenden. Er sprach nur ein einziges Wort, und im nächsten Augenblick lag Per auf den Knieen. Seine Stimme war winselnd wie die eines Kindes, wenn es etwas Böses getan hat, und seine Hände gefaltet.

„Mein Bruder!" rief er. „Mein Bruder! Ich habe ihn erschlagen." Laut weinend sank er neben dem Toten nieder, und wie von seinem Schicksal zu Boden gedrückt, lag der Verüber dieses seltsamen Brudermordes still schluchzend neben der Leiche auf den Knieen, bis fremde Hände ihn ergriffen und fortführten.

So trug sich dieses Ereignis draußen auf dem Lande zu, und nun sollte die Gerechtigkeit Hand an den gefährlichen Mörder legen, der in außerordentlicher Verhandlung vor den Richter geführt wurde, von all den Augen gefolgt, die, vor seinem Verbrechen zurückschreckend, die Bestrafung des Mörders verlangten.

Er stand an dem Tische und hörte all die wunderlichen Worte, die gesagt wurden, und die er nicht verstand. Zeugen traten vor, und seine Augen starrten die Sprechenden an, als erwartete er, daß Jemand etwas zu seiner Verteidigung zu sagen haben würde. Aber die Verhandlung ging ihren Gang, und aus Allem, was Per fassen konnte, zog er die Schlußfolgerung, daß er im Vorhinein verurteilt war, und daß Niemand etwas herausfinden würde, was man nicht ohnehin mit Händen greifen konnte, und das war eben gerade nur das Eine, das Per selbst unmöglich fassen konnte, daß der Bruder tot war und er selbst ihn getötet hat.

Die Hände über der Brust verschlungen, stand Per vor dem Richter. Er wußte, daß jetzt Alles gesagt war, was gesagt werden konnte, und nun sollte das Urteil fallen, das Urteil, das das Unglück besiegelte, das über seinem ganzen Leben geruht hatte. Er stand und rang seine verschlungenen Hände, als wollte er sie auseinanderreißen und könnte nicht; und wieder sah er sich um, als ob er Hilfe von irgend Jemand erwartete, Hilfe von Gott oder Menschen, Hilfe, die nicht kam. Da ertönte die Stimme des Richters: „Hat der Angeklagte noch etwas zu sagen?"

Wieder sah er sich um, und in Verzweiflung fühlte er, wie einsam er war. Es schien ihm, daß hier noch mehr zu sagen war; denn nichts von dem, das gesagt werden sollte, war eigentlich gesagt worden. Und gleichsam, als machte er den Versuch zum erstenmal, seit er lebte, sich und Andern zu entwirren, wie wunderlich ihm das Leben erschien, begann Per zu sprechen.

„Das gehört nicht zur Sache!" unterbrach ihn der Richter.

Per sah sich verwirrt um und verstummte. Seine Hände fuhren fort zu arbeiten, als könnte er sie nicht voneinander losmachen, und sein Blick wurde trübe, als versuchte er, in sich selbst hineinzuschauen und etwas zu finden, das dazu taugen konnte, jetzt vor Andern offenbart zu werden. Dreimal wiederholte der Richter seine Frage, ob der Angeklagte noch etwas hinzuzufügen habe, dreimal begann Per zu sprechen, und jedesmal unterbrach ihn der Richter:

„Das gehört nicht zur Sache!"

Da schwieg Per endgültig, denn er begriff, daß er nichts mehr sagen konnte, und er wußte, daß, wenn er etwas sagte, doch Niemand da war, der darauf hören würde. Sein Schicksal blieb unerklärt, blos weil Per selbst nicht sprechen konnte, und sich kein Anderer fand, der es vermochte, in seine verwirrte Seele zu blicken.

Und so fiel endlich das Urteil.

Als es verkündigt war, stieß Per einen tiefen Seufzer aus und sah sich um. Auch jetzt sagte er nichts. Aber mit Verzweiflung merkte er, daß der Haufe zurückwich, wo er ging; und als Per in dem Gefängniswagen saß, der fortrollte, da ging es durch die Menge wie ein Seufzer der Befriedigung, daß der einsame Mann im Unrecht geblieben war bis zum letzten.

Definitionen

Es gibt keine verzweifelte Lage, es gibt nur Menschen, die ob ihrer Lage verzweifeln.

*

Die Tatsache, daß eine Frau Kinder gebiert, genügt noch nicht, um aus ihr eine Mutter zu machen.

*

Ein Fünfzigrappenstück ist ein Fünfliber, von dem man die Steuern abgezogen hat.

Ein Kontinent im Aufbruch

„Afrique, terre qui meurt" (Afrika, die sterbende Erde), so lautet der Titel eines vor kurzem erschienen Buches. Der Autor, ein belgischer Geograph, glaubt nicht an die Zukunft des Schwarzen Kontinents: „Es gibt keine ärmeren Landstriche auf der Welt — über Tausende von Kilometern hin. Das Wenige, was die Natur gibt — die Natur nimmt es wieder. Man gehe, nach Einbruch der Nacht, in den Busch hinaus und schweige. Man wird ein unaufhörliches, dumpfes Knacken vernehmen. Ganz Afrika schlingt. Mit Millionen von Freßwerkzeugen . . . Afrika hat keine Arbeitskräfte, und wenn man morgen ein Arbeiterheer aus dem Boden stampfen würde, so bedeutete dies eine neuerliche Katastrophe, denn Afrika wäre außerstande, es zu ernähren . . ." „Der gottverlassene Kontinent", so betitelt der amerikanische Schriftsteller Negley Farson sein Afrika-Buch, und eine angesehene britische Wochenzeitung schreibt: „In Afrika, das schon durch die Rinderpest und die Tse-Tse-Fliege verwüstet ist, dringt der Dschungel unaufhaltsam in die Eingeborenenreservate vor. Frauen sind gegenwärtig unerschwinglich teuer, nachdem die Stammeskriege nahezu aufgehört haben. Deshalb züchten die jungen Leute das Vieh nicht mehr, um Milch oder Fleisch zu erhalten, sondern um damit Weiber zu kaufen, und die Weiden sind überbeansprucht, erschöpft und siechen dahin . . ."

Noch düsterer sind die Zukunftsvisionen, welche die amerikanischen „Neo-Malthusianer" entwerfen. Der prominenteste unter ihnen, William Vogt, dessen apokalyptisches Werk „Road to Survival" zu einem transatlantischen Bestseller geworden ist, prophezeit dem Schwarzen Kontinent — wie übrigens dem ganzen Erdball — eine Hungerkatastrophe von noch nie dagewesenen Ausmaßen.

Aber Afrika ist kein Erdteil, der stirbt. Einen Kontinent im Aufbruch — so muß man das Afrika von heute nennen. Die Zeit, die in Afrika stehen geblieben war — „die Zeit ist das einzige Ding auf Erden, das keinen Wert hat," lautet ein algerisches Sprichwort — sie ist wieder in Fluß geraten, ein riesiger Kontinent, der bis jetzt unter der sengenden Tropensonne dahingedämmert hatte, ist erwacht und hat sich in Bewegung gesetzt. Vermessen jener, der voraussagen will, was am Ende dieser Marschroute in die Zukunft steht!

Es ist ein gänzlich neues, bis zur Unkenntlichkeit verwandeltes Afrika, welches gegenwärtig unter den sachkundigen Händen der angelsächsischen Ingenieure, Agronomen, Geologen und Forstwissenschaftler entsteht. Bulldozer, Bohrtürme, DDT-Bomben, Traktoren — das sind die Skalpelle der kühnen geographischen Chirurgie. Es gilt zunächst, die Tierwelt zurückzudrängen, welche in Afrika noch immer die Menschenwelt bedroht. Das Hauptproblem bildet die schweigende Gefräßigkeit der Termiten. Sie fressen alles. Der grüne Dünger — man hat nicht einmal herausbekommen, was die Termiten damit anstellen, ob sie ihn verzehren, vergraben, fortschleppen oder zersetzen: aber er verschwindet. Der Public Enemy No. 2 ist die Pflanzenwelt. Das unermeßliche Afrika scheint zu eng, um seine Fauna zu beherbergen; sie brandet immer wieder gegen die Wohnstätten der Menschen an. Wenn der unaufhörliche Kampf morgen nur einen Augenblick unterbrochen würde, so schlüge der Urwald wie ein Meer über den Zivilisationsoasen zusammen.

Die Engländer haben vor Jahresfrist begonnen, ein gigantisches Erdnußprojekt zu realisieren, das Ostafrika in den „Garten des Empire" verwandeln soll und welches Ernährungsminister Strachey jüngst ohne rhetorische Uebertreibung als das „größte landwirtschaftliche Experiment der Neuzeit" bezeichnen durfte. Riesige Buschflächen — über 3 Millionen Acker — sollen in sechs Jahren aus dem Antlitz Ostafrikas ausradiert und durch ölspendende Erdnußpflanzen ersetzt werden. 50 Millionen Pfund wird dieses Experiment verschlingen, welches eine gottverlassene, staubige Einöde in einen grünenden Lebensmittelspeicher verwandeln soll. Ein ähnlicher Erdnußplan existiert für Westafrika.

Die Amerikaner ihrerseits haben sich Liberiens bemächtigt und stehen im Begriffe, die freie Negerrepublik, die 1822 von ihren Ahnen zur Aufnahme befreiter, amerikanischer Sklaven gegründet wurde, in ein tropisches Experimentierlaboratorium des „American Way of Life" zu verwandeln. „Liberien, die neue Grenze," so heißt ein Artikel, der jüngst im Reader's Digest erschien und worin allen Amerikanern, die noch das ungestüme Blut der Pioniere in ihren Adern pulsieren fühlen, die friedliche Eroberung dieses „letzten Pionierlandes" als ein Ventil für ihren Betätigungsdrang angepriesen wird. Aber das Blut der kühnen Westwanderer scheint sich in den Adern

ihrer Nachkommen verdickt zu haben: die Amerikaner von heute lieben den Komfort zu sehr, als daß sie sich zu einer harten Aufbauarbeit im wildesten Teil Afrikas entschließen könnten. So war es eine Invasion a l'americaine, die Liberien erlebt hat, d. h. eine Invasion mit einem Minimum an Menschen und einem Maximum an Maschinen und Kapitalien. Gewaltiges wurde bereits vollbracht: Eine Luftbasis (Kostenpunkt 5,000,000 Dollar), auf der Fliegende Festungen landen können und die mit den modernsten Radar- und Fernsteuergeräten ausgerüstet ist, wurde errichtet, ein Hafen (Kostenpunkt: 18,000,000 Dollar), der mit den raffiniertesten Entladevorrichtungen versehen ist, entstand; der Bau an der transliberischen Eisenbahn ist schon weit fortgeschritten, während sich die Bulldozer gleich unersättlichen Raupen durch den Dschungel fressen, um der großen Autobahn, welche von den Franzosen bis nach Dakar verlängert werden soll, einen Weg zu bahnen. Es ist möglich, daß sich Liberien eines Tages als der Ausgangspunkt der „friedlichen Durchdringung" ganz Afrikas durch die Amerikaner erweist.

Aber die Straßen, die sich heute in den afrikanischen Urwald bohren, sind nicht nur Einfallwege der westlichen Zivilisation; sie könnten bereits morgen als strategische Aufmarschstraßen der Westmächte dienen. Man weiß, welche Rolle Eurafrika in den geopolitischen Konzeptionen der Churchill und Smuts spielt, welche Bedeutung dem Schwarzen Kontinent in den strategischen „blueprints" der Bradley und Montgomery zukommt. „Der Raum, das ist die einzige Abwehrwaffe gegen Atombomben und Raketengeschosse, welche wir bisher ‚erfunden' haben," erklärte jüngst ein amerikanischer Militär, „Dezentralisierung, Streuung, das sind deshalb gegenwärtig unsere alleinseligmachenden Beschwörungsformeln. Europa aber mangelt ganz entschieden — ich will Ihnen nicht zu nahe treten — dieser vierten strategischen Dimension. Wir müssen einen unermeßlichen Raum zur Verfügung haben, der nötigenfalls Abertausende von Raketengeschossen und Fliegerbomben verschlucken kann, ohne daß die Stimmen unserer Artilleriestellungen verstummen müßten. Wir benötigen ein geräumiges Hinterland, in dem wir nötigenfalls den Aufmarsch unserer Streitkräfte genügend tarnen und von dem aus wir zur Befreiung eines von der Roten Flut überschwemmten Europa ansetzen könnten. Nur der afrikanische Raum kann gegen den asiatischen Raum kämpfen. Nur in Afrika vermögen wir sinnvoll jene Abschußrampen für Raketenwaffen aufzubauen, von denen aus wir im Ernstfalle die neuralgischen Erdölgebiete im Vorderen Orient und bei Baku unter Feuer zu halten vermöchten. Afrika allein bietet uns genügend Bewegungs- und Manövrierfreiheit für entscheidende Schwerpunktverlagerungen hinter unserer Front.

Afrika ist ein potentieller Schauplatz des (hoffentlich nie kommenden) Dritten Weltkrieges; es ist heute bereits ein effektives Schlachtfeld des kalten ideologischen Krieges, der deshalb nicht weniger erbittert ist, weil er ohne großen Geräuschaufwand ausgefochten wird.

Afrika wurde bis vor kurzem von den europäischen Mächten als ihre ausschließliche Domäne betrachtet. Ihre ganze Kolonialpolitik fußte auf der ziemlich phantasielosen unausgesprochenen Ueberzeugung, daß die Schwarzen keine andere Wahl hätten, als die europäische, liberal-demokratische Heilsbotschaft zu ergreifen. Man verschwendete nicht viel Geisteskraft darauf, zu überlegen, ob denn diese späte politische Frucht des westlichen Zweiges des christlichen Zivilisationsbaumes überhaupt in dem tropischen und enervierenden sozialen Klima Afrikas gedeihen könne. Heute stoßen nun plötzlich zwei „raumfremde", d.h. nichteuropäische Ideologien in diesen Kontinent, deren messianische Explosivkraft umso größer ist, als ihr antikoloniales, emanzipatorisches Pathos noch nicht durch die Erfahrung einer weniger idealen Herrschaftspraxis an Wirksamkeit eingebüßt hat.

Die Russen sind zweifellos in Afrika letzthin sehr aktiv. Die Unruhen an der britischen Goldküste, die Aufdeckung einer kommunistischen Geheimgesellschaft in Westafrika, deren Motto lautete: „Dienst, Opfer, Leiden" und welche die Schaffung einer Union der Afrikanischen Sowjetrepubliken anstrebte, die erfolgreiche Durchführung des ersten heimlich organisierten (und gut organisierten!) Generalstreikes in Westafrika, — dies alles sind nachdenklich stimmende Symptome. Britische Intelligence-Berichte wollen sogar wissen, daß Sowjetagenten gegenwärtig in Ostafrika eine Kettenreaktion pseudorevolutionärer Erhebungen auszulösen trachten, ähnlich jener, die im Sommer in Südostasien entfesselt wurde. Die kommunistischen Operationen in Afrika würden von der Sowjetgesandtschaft in Addis Abeba aus geleitet, wo Rußland eine riesige „ärztliche Mission" (die wohl auf Sozialchirurgie spezialisiert ist) unterhält.

Ein Gespenst geht um in Afrika — ein Gespenst, daß das Löwenhaupt von Karl Marx unter dem Arm trägt; aber das Konkurrenz-Gespenst mit dem bebrillten Gelehrtenschädel Burnhams, des patentierten Ideologen des American Century, unter dem Arm scheint zumindest ebenso erlösungsbedürftig. Es ist ein joviales, gummikauendes Gespenst, mit einer unerschöpflichen Brieftasche, endlosen Statistiken, propagandistisch scharf geschult, dem es leicht fällt, den unsinnigen sowjetischen Slogan von der „anglo-amerikani-

schen Kolonialausbeutungs-Politik" zu entkräften. Die Amerikaner sind (und sei dies hundertmal aus Gründen des wirtschaftlichen Egoismus) objektiv die Freunde der Kolonialvölker. Sie sehen mit Unbehagen das holländische Vorgehen in Indonesien und blicken mit Aerger auf die französische Aktion in Indochina. Sie spielen mit vollem Erfolg und nicht ohne moralisches Recht gegenüber den europäischen Kolonialvölkern die Eingeborenen-Karte. Die mächtigste der von ihnen unterstützten Gruppen ist der „American Council of African Affairs"

Auch eine ausgesprochene faschistische Ideologie, die natürlich hauptsächlich auf die Herrenkaste der weißen Funktionäre und Siedler abstellt, versucht von Südafrika aus in das Herz des Schwarzen Kontinents vorzudringen. Es ist eine finstere, ultranationalistische, antisemitische Geheimgesellschaft, eine Art südafrikanischer Ku-Klux-Klan, nämlich der seinerzeit von Smuts verbotene „Broederbond", welcher heute die Union regiert. „Ein revolutionärer Präzisionsmechanismus schnurrt ab in unserem Lande," so warnte jüngst eine südafrikanische Zeitung. „. . . es ist eine unheimlich lautlose Revolution, ohne Kanonen und Straßenkrawalle . . . Aber tausende werden nicht einmal wissen, daß eine Revolution stattgefunden hat — bis sie eines Morgens erwachen und feststellen, daß sie niemals mehr ihre Regierung wechseln können . . ." Das ideologische Kraftfeld des Malan-Nationalismus, dessen Pol die These von der „gottgewollten" Vorherrschaft der Weißen bildet, überschneidet sich heute bereits mit den Kraftlinien, die vom Londoner Colonial Office ausgehen und die um die Labour-Ideen von der Rassengleichheit und dem Selbstbestimmungsrecht aller Völker zentrieren.

Afrika soll heute, unter Ueberspringung enormer Zeiträume, mit dem 20. Jahrhundert synchronisiert werden — so haben es die weißen Zivilisations-Ingenieure beschlossen. „Aber wer," so fragt angstvoll Emmanuel Mounier, „gibt uns das Recht, den Schwarzen unsere Vorstellung vom Glück aufzuzwingen? Ich sehe nur eine mögliche Antwort: die weltumspannende Solidarität der Menschheit in ihrem Kampf gegen das Elend und, allen Maschinenstürmern zum Trotz, das effektive Zusammenfallen jenes Raumes, der den technischen Elan gespeit hat, mit jenem, welcher der Philosophie, der Religion, der Zivilisation die entscheidensten und universalsten Fortschrittsmöglichkeiten eröffnet hat. Aber wenn man Afrika mit seiner nonchalanten Zeitlosigkeit nicht länger außerhalb des großen Weltkreislaufes lassen kann, so kann man auch nicht umhin, den Rhythmus, den Europa der Welt aufgezwungen hat, an den afrikanischen Rhythmus anzupassen. Es ist nichts gelöst, wenn man von (afrikanischer) Faulheit spricht und nach dem Weltpolizisten ruft!"



Entlarvte Medien

Von P. Laforge.

Ihr neuer Todfeind: das Infrarot-Teleskop

Während paranormale Phänomene wie Telepathie, Vorausschauung und Clairvoyance durch die moderne Forschung immer zuverlässiger experimentell bestätigt werden und deren Ergebnisse bereits Psychologie und Erkenntnistheorie zu befruchten beginnen, scheint ein Kapitel des Spiritismus dazu bestimmt, hoffnungslos seinem ruhmlosen Abschluß entgegenzugehen: die physikalischen Medien, welche vor dem ersten Weltkrieg und dann wieder in den Zwanziger- und Dreißigerjahren durch ihre schwarze Magic die Welt in Staunen versetzten, sind im Aussterben begriffen. Und mit ihnen auch die Forscher, die ihnen ihr spezielles Interesse schenkten: Harry Price, der letzte große Mohikaner dieser Zukunft, ist im vergangenen Frühjahr gestorben; der Deutsche Max Dessoir vor ein paar Monaten. Wenn es ein Fortleben nach dem Tode gibt, wie sie glaubten und bezweifelten, so werden sie im Jenseits sicher auf ihre Studienobjekte losschießen und die endgültige Antwort auf die große Frage ihres Lebens erlangen: ob jenes wirklich Menschen mit übernatürlichen Fähigkeiten oder ganz einfach geniale Betrüger waren.

Es ist erstaunlich, was diese sogenannten physikalischen Medien alles fertigbrachten. Sie saßen seelenruhig in einem Stuhl und ließen in einer Entfernung von mehreren Metern schwere Tische in die Höhe springen. Ein Taschentuch, völlig außer Reichweite liegend, schürzt plötzlich einen Knoten oder springt vom Stuhl auf den Tisch hinauf. Vorhänge blähen sich, trotz geschlossener Fenster. Die bei der Seance anwesenden Menschen fühlen sich plötzlich von einer unsichtbaren Hand berührt oder durch Klopfgeräusche geschreckt. Kalte Schauer gehen durchs Zimmer. Aber es wird noch toller: ein seltsames Glied, einem Arm oder einem Beine ähnlich, schiebt sich durch einen Vorhang, kriecht durchs Zimmer und schreibt gar mit Geisterbuchstaben auf Papier. Es gab ein berühmtes polnisches Medium namens Kluski, aus dessen Leib ganze Tiere entsprangen: Hunde, Katzen, Vögel, ja sogar ein zoologisch nicht einzuordnendes Fabelwesen, den „Pithecanthropus", eine Mischung von Mensch und Affe, der so unmanierlich durch das Zimmer zu rasen pflegte, daß die Seance abgebrochen werden mußte. Kluski konnte auch geheimnisvolle Geisterhände produzieren, indem er einen Topf voll heißes Paraffin neben einen Kessel mit kaltem Wasser stellte. Man hörte dann ein seltsames Plantschen, und nachher wurden sogenannte Geisterhandschuhe aus dem Wasser gefischt, wie sie kaum eine menschliche Hand, ohne sie beim Ablösen zu zerreißen, hätte produzieren können, oft sogar mit verschlungenen Fingern. Man konnte sie mit Gips ausgießen und damit die Geisterhände gewissermaßen rekonstruieren.

Aber all diese wunderbaren Dinge waren immer mit einem Kardinalfehler behaftet: sie scheuten das Licht des Tages und produzierten sich nur im Halbdunkel des Seanceraumes. Waren da nicht einfach Taschenspielertricks am Werk? Lief nicht ein geheimer Faden zu den Dingen, die im Zimmer herumzuschweben begannen? Stammte der „Pseudopod", d. h. das geheimnisvolle Glied, welches das Medium herzuzaubern verstand, nicht aus irgend einer Metzgerei? Die Männer, welche sich mit diesen Dingen befaßten, erdachten sich die ausgeklügelten Apparate, um den Medien auf den Schlich zu kommen. Man versuchte es zunächst mit der primitiven Tastkontrolle, d. h. zwei Kontrollpersonen hatten mit ihren Händen Knie und Hände des Mediums festzuhalten. Es erwies sich, daß selbst auf diese Weise diese Racker die Beobachter zu täuschen verstanden. Harry Price erfand einen „elektrischen Stuhl", wo jeder Berührungspunkt des sitzenden Mediums mit elektrischen Kontakten versehen war. Wenn es auch nur für einen Augenblick seinen Arm erhob, geschweige denn seinen Stuhl verließ, so wurde der Stromkreis unterbrochen und ein Signallicht erlosch. Auch alle Beobachter hatten sich, um jede Betrugsmöglichkeit auszuschließen, auf elektrische Stühle zu setzen und waren damit in ihrer Forschertätigkeit ebenso unmobilisiert. Der französische Geisterforscher Dr. Osty verbesserte diese Kontrolle, indem er das Medium in ein dichtes Netz von infraroten Strahlen setzte, welche von kleinen Projektoren aus das ganze Zimmer durchkreuzten und am andern Ende auf eine photoelektrische Zelle fielen. Jede kleinste Regung des Mediums, aber auch jede Erscheinung von Pseudopoden und ähnlichen Fremdkörpern, sowie jede Verrückung

von Gegenständen im Raum mußten einen oder mehrere dieser Strahlen unterbrechen, und dies wurde in einem anschließenden Kontrollraum sofort registriert. Der Verschluß einer Kamera löste sich sofort automatisch aus, und Wunder oder Betrug war auf einem Infrarotfilm festgehalten.

Auf diese Weise wurde eine ganze Anzahl berühmter Medien als Schwindler entlarvt, zum Teil sogar als recht unappetitliche. Helene Duncan zum Beispiel, eine Schottin, war Spezialistin in der Produktion von „Teleplasma", das heißt einer geheimnisvollen Geistersubstanz, die meterweise aus ihrem Munde quoll und ihren Körper völlig zu verdecken imstande war. Aus dieser Masse lösten sich Hände, ja sogar das Antlitz eines Kindes. Die infrarote Photographie, welche diese halbdunkeln Dinge viel klarer abzubilden vermochte als das täuschbare menschliche Auge, zeigte, daß es sich bei dieser Geistersubstanz um Gaze handelte. Die Hand war ein Gummihandschuh und das Kinderantlitz stammte vom Deckel eines Magazins. Mrs. Duncan pflegte diese Dinge vor der Seance zu verschlingen und sie nach erfolgreicher Produktion wieder in sich zu fressen. Sie war kein Medium, sondern eine Wiederkäuerin.

Es gab nun aber eine Anzahl Medien, vor denen selbst diese wissenschaftlichen Forschungsmethoden kapitulierten, Medien, bei denen der elektrische Stuhl wie die Photozellen keinen Betrug registrierten und die also den Ruhm beanspruchen durften, unter 99 Prozent Schwindlern als echte Medien zu gelten. Das galt vor allem für das Brüderpaar Willy und Rudi Schneider, die in Braunau, dem Geburtsort Hitlers, entdeckt wurden und über welche eine ganze Anzahl von Büchern geschrieben wurde. Allerdings waren auch sie nicht völlig makellos, indem sie, während sie der eine Forscher verherrlichte, von einem andern doch auf Schwindel ertappt wurden. Das faßte der erste Forscher als persönliche Beleidigung und Berufsneid auf; er schützte seine Entdeckung, wie ein Impresario für seinen Tenor kämpft, und schließlich wußte man nicht mehr, ob nicht die Forscher in der Verbissenheit des Kampfes selber zu Schwindlern wurden. Es wurde in diesem Kampf darauf hingewiesen, daß die einmalige Entdeckung von Schwindel bei einem Medium noch keineswegs erlaubt, ihm übernatürliche Fähigkeiten abzusprechen. Denn es ist ganz klar, daß die mediale Fähigkeit eine so geheimnisvolle Gabe ist, daß sie nicht nach Belieben kommandiert werden kann. Tatsächlich wurde von verschiedenen ertappten Medien immer wieder geltend gemacht, daß eben gerade bei diesem Versuch die Sache nicht geklappt habe und daß sie, aus Angst, sich zu blamieren, künstlich nachzuhelfen versucht hätten. Sie machten geltend, daß das Lampenfieber, das sie bei einem solchen wissenschaftlichen Versuch befalle, der Evokation ihrer speziellen Kräfte hinderlich sei usw.

Diese Argumente sind tatsächlich einleuchtend. Aber trotzdem wird man angesichts der zahllosen Entlarvungen besser tun, den scheinbar echten Phänomenen gegenüber Zweifel zu bewahren. Es ist doch auffallend, daß mit der Verbesserung der Kontrollmöglichkeiten die Medien immer weniger wurden und daß ihnen eine moderne Erfindung vollends das Lebenslicht ausgeblasen zu haben scheint: das Infrarot-Teleskop. Dieses Instrument wurde während des Krieges in England entwickelt und erlaubt im Dunkeln zu sehen. Es wurde von der Armee in Nachtkämpfen und auch von der Polizei bei nächtlichen Verbrecherjagden verwendet. Die Society for Physical Research hat nun ein solches Instrument versuchsweise zur Prüfung von Medien erhalten. Der Seanceraum wird mit unsichtbarem infrarotem Licht durchstrahlt. Das Medium sitzt völlig unbehindert im Dunkeln. Das Teleskop aber empfängt das Infrarot-Bild auf einem fluorescierenden Schirm, und wer in das Instrument schaut, sieht die Szene hell, wie unter vollem elektrischem Licht. Endlich hoffte man die ideale Lösung gefunden zu haben und setzte einen Preis von 250 Pfund aus für jedes Medium, das imstande sein sollte, echte physikalische Phänomene unter diesen Bedingungen zu produzieren. Die Summe ist nicht übel und dürfte selbst ein Medium verlocken. Es zeigte sich nun aber, daß kein Mensch Lust zeigte, das Geld zu verdienen. Bekannte Medien, die sich hier noch betätigen, wurden zur Prüfung aufgefordert. Sie lehnten entweder rundweg entrüstet ab oder konnten, wenn sie zusagten, nie ein Datum für die Prüfung fixieren. Die einzige Hoffnung liegt nun noch bei Rudi Schneider, der sich wieder in Deutschland betätigen soll. Wenn auch er sich weigert, seine dunkeln Talente an das Licht der modernen Wissenschaft ziehen zu lassen, dürfte die Frage der physikalischen Medien endgültig als Humbug erwiesen sein.

Müßt euch versenken
tief in den innersten Streit,
fühlend zerdenken,
was in euch schreit.
Wenn ihr's zerfühlt,
Was in euch wühlt,
Seid ihr befreit.

Richard Dehmel.

Friedliche Atomenergie

Von Hans Frauenfelder.

Am 2. Dezember 1942, also vor sieben Jahren, war der Geburtstag der Atomenergie, denn an diesem Tag begann in Chicago die erste Urankraftanlage (Uranpile) zu arbeiten. Dieses Ereignis läßt sich vergleichen mit der ersten Entzündung des Feuers durch den Urmenschen. Und der Weg von der ersten Uranpile bis zur künftigen Atommaschine, welche Raumschiffe treiben wird, ist kaum kürzer, als es der in Jahrtausenden zurückgelegte Weg vom ersten Feuer bis zu seiner gebändigten Verwendung in der Dampfmaschine war. Aber das Tempo, in welchem der jetzige Weg zurückgelegt wird, ist ungeheuer viel schneller. Schon im Frühjahr 1945 begannen in Hanford, U.S.A. drei Urankraftanlagen zu arbeiten; von denen jede ungefähr eine Leistung von einer Million Kilowatt besitzt. Die ständig erzeugte Energie läßt sich aber noch nicht nützlich verwenden, sondern wird in Form von Wärme weggeführt. Unzählige große und kleine Probleme bleiben noch zu lösen, bis die Atomenergie gezähmt und ganz in den Dienst des Menschen gestellt werden kann. Heute aber schon hat sich die Radioaktivität, eine Art Abkömmling der „Atomenergie", in der Medizin, der Biologie und der Technik einen sicheren Platz erobert. Sie gestattet Forschungen und Entdeckungen, die vor 20 Jahren unmöglich schienen. Die Atomenergie dient also, wie bisher alle wichtigen menschlichen Entdeckungen, nicht nur dem Kriege, sondern auch friedlichen Zwecken.

Es ist nicht einfach, schon heute die wirtschaftlichen und sozialen Aussichten und Möglichkeiten der Atomenergie zu diskutieren. Die erste Frage wird lauten: Wann werden die Atomreaktoren ernsthaft mit elektrischen und thermischen Energiequellen konkurrieren und wann werden sie zum erstenmal ein Schiff, ein Fahrzeug treiben?

Wenn wir versuchen, diese Frage mit den uns heute in Europa zur Verfügung stehenden Kenntnissen zu beantworten, geraten wir in eine etwas unangenehme Lage. Wissenschaftliche Prophezeiungen sind ja glücklicherweise immer etwas gewagt.

Wenn wir behaupten, das erste Raumschiff mit Atomenergie werde erst in 250 Jahren vollendet sein, so fliegt sicher in einigen Jahren der erste Mensch zum Monde. Sagen wir aber optimistisch den Sieg der Atomenergie für das übernächste Jahr voraus, so dauert die notwendige Entwicklung bestimmt noch fünfzig Jahre. Werden hier Möglichkeiten erwogen, so sind dies persönliche Ansichten und deshalb nicht von unbedingter Gültigkeit. Wie die Entwicklung fortschreitet, kann nur die Wirklichkeit zeigen, und einer Voraussage zuviel Gewicht beizulegen, wäre unvorsichtig.

Die technische Verwendung der Atomenergie wird wahrscheinlich in zwei verschiedenen Stufen erfolgen: Die erste Stufe, das ortgebundene Atomenergiewerk wird relativ leicht zu erreichen sein. Einer festen Anlage, vergleichbar mit einem großen Staudamm und dem dazugehörigen Elektrizitätswerk, sind ja keinerlei Platz- oder Gewichtsbeschränkungen auferlegt. So arbeitet heute in Amerika bereits der erste Uranreaktor, der verwendbare Energie liefert. Leistung und Wirkungsgrad sind jedoch noch nicht bekannt.

Der transportierbare Uranreaktor, der beispielsweise ein Großflugzeug treibt, wird die zweite Stufe der Entwicklung sein. Diesem Ziel aber stellen sich bedeutend größere technische und wissenschaftliche Schwierigkeiten entgegen, wie etwa die Abschirmung der Strahlung und die rasch und sicher regulierbare Verwandlung der Wärme in verwendbare Energie.

Drei Vorteile zeichnen das Uran hauptsächlich vor allen anderen bekannten „Brennstoffen" aus:

1. Der Betrag an Brennstoff und an entstehenden Abfallstoffen, der für die Erzeugung einer bestimmten Energie notwendig ist, ist relativ klein. So könnte beispielsweise ein Uranreaktor, der einen Wirkungsgrad von 30 Prozent besitzt und im Tag nur 200 g Uran 235 braucht, eine Leistung von 75,000 PS entwickeln.

2. Ein Uranreaktor ist nicht auf Sauerstoff angewiesen, deshalb ist er der zweckmäßige Antrieb für Raumschiffe oder Unterseeboote.

3. Die Leistung, die ein Uranreaktor pro Kilo Gewicht entwickeln kann, ist bedeutend größer als die jeder andern bekannten Energiequelle. Bis dieser Vorteil jedoch richtig ausgenützt werden kann, braucht es noch manche Entwicklungsarbeit, denn leichte Atommaschinen müssen entweder leichte Abschirmungen besitzen oder weit weg von Lebewesen ferngesteuert arbeiten.

Es steht heute noch nicht fest, ob die Uranenergie billiger wird als die thermisch oder elek-

trisch erzeugte Energie. Sicher wird in den nächsten Jahren der Preis der Uran-Kilowattstunde denjenigen der Konkurrenzwerke nicht stark unterbieten. Daß trotzdem die Herstellung von Urankraftwerken und ihre Entwicklung mit größten finanziellen und geistigen Anstrengungen angestrebt wird, ist neben den drei oben aufgeführten Punkten noch folgenden Gründen zuzuschreiben:

Die Uranreaktoren liefern als Abfallprodukte radioaktive Stoffe, die zur Erforschung der Kerneigenschaften verwendet werden. Die intensive Neutronenstrahlung einer Urankraftanlage dient ebenfalls den verschiedensten Untersuchungen auf kernphysikalischem Gebiet. Je besser die Theorie der Atomkerne aber bekannt ist, desto schneller und sicherer lassen sich neue Fortschritte erzielen.

Einer der neuentstehenden Stoffe aus der Uranpile ist das Plutonium. Dieses künstlich hergestellte Element ist der „Explosionsstoff" der Atombomben. Die Arbeit für friedliche Zwecke liefert hier unweigerlich das Material für die Vernichtung. Vielleicht glücklicherweise, denn so muß der Mensch sich entschließen, ob er sich zum friedlichen Fortschritt oder zur totalen Vernichtung entscheiden will.

Die Behandlung des Krebses durch die Strahlung des Radiums war lange Jahre hindurch die einzige Anwendung radioaktiver Stoffe in der Medizin. Da sich aber heute von allen Elementen radioaktive Isotope herstellen lassen, ist die Anwendungsmöglichkeit bedeutend gestiegen und sie erstreckt sich auch auf Biologie, Chemie, Metallurgie und weitere Gebiete.

Die Strahlung der radioaktiven Stoffe wird hauptsächlich nach zwei Seiten hin benutzt: Zunächst dient sie als Nachweis für den betreffenden Stoff. Wo chemische Methoden längst versagen, lassen sich radioaktive Stoffe durch ihre Strahlung noch mit Sicherheit erkennen, identifizieren und messen. Die Anzeigeinstrumente (Zählrohre, Ionisationskammern und Photoplatten) sind derart empfindlich, daß auch der Weg kleinster Mengen in irgend einem Körper verfolgt werden kann. Diese Untersuchungsmethode, meist Tracer-Methode genannt, erobert sich heute immer weitere Gebiete.

Dann aber läßt sich die Strahlung des Stoffes selbst als ionisierendes Mittel verwenden, etwa als Heilmittel von Krebs oder Leukämie. Die Stärke, die Tiefe der Einwirkung, die Art und die Dauer einer Behandlung läßt sich viel besser wählen als beim Radium.

Radioaktive Stoffe lassen sich für viele und meist wesentlichere Untersuchungen auf biologischem und medizinischem Gebiet verwenden. Mit radioaktivem Jod läßt sich der in der Schilddrüse abgelagerte Prozentsatz an Jod ermitteln. Manche Elemente, wie Kupfer, Zink, Kobalt, Arsen werden in der Nahrung nur in geringen Mengen aufgenommen und spielen für den Organismus doch eine Rolle. Ihr Weg durch den Körper ließ sich erst dadurch einigermaßen erforschen, daß der Nahrung Spuren der entsprechenden radioaktiven Stoffe zugemischt werden. Bei Tierexperimenten läßt sich dann durch Sektion und Messung der Strahlungsanteile der verschiedenen Organe die Bedeutung ermitteln.

In der Technik läßt sich mit Hilfe von starken radioaktiven Quellen die Dicke von Platten und Röhren an sonst praktisch unzugänglichen Orten messen (Oelindustrie). Ebenso werden dicke Werkstücke auf Strukturfehler im Innern untersucht.

Wenn ein Organ mit Radium oder mit Röntgenstrahlen behandelt wird, so erhält das ganze durchstrahlte Gewebe, ob gesund oder krank, die gleiche Strahlungsmenge. Eine Konzentration der Strahlung auf die kranken Teile ist nicht möglich. Die Verwendung der neuen Hilfsmittel, der radioaktiven Stoffe und zum Beispiel der intensiven Protonenquellen (Cyclotron) gestatten vielleicht in der Zukunft wesentliche Verbesserungen: ein radioaktiver Stoff, der sich spezifisch in einem kranken Gewebe anlagert, beeinflußt nur gerade das gewünschte Organ und schädigt die umliegenden Gewebe viel weniger. Die Protonen dringen bis zu einer gewissen Tiefe ohne allzu große Wirkung ein und erzeugen erst bei ihrer vollständigen Bremsung starke Erwärmung und Ionisation.

Auch auf andern Gebieten und mit andern Strahlen wird intensiv geforscht. (So kann zum Beispiel rohe Milch in kürzester Zeit mit Kathodenstrahlen keimfrei gemacht werden). Die Entwicklungen und die weitern Möglichkeiten auf dem ganzen Gebiet der Anwendung der radioaktiven Stoffe sind noch nicht zu übersehen, da die Arbeiten meist erst vor wenigen Jahren begonnen wurden.

Sicher aber ist, daß die Atomenergie und die mit ihr zusammenhängenden Gebiete in ihrer friedlichen Anwendung eine Bedeutung erlangen können, welche ihre politischen und militärischen Seiten weit überragen.

Es kommt in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze gleichförmig wertvoll, als das Einzelne zufällig göttlich sei.

Schiller.

Das Ende

Erzählung von Erich Ebermayer.

Ein heißer, sonniger Tag des Jahres 1805 ging endlich zur Neige.

Die Hitze lagerte noch schwül in den engen Straßen Weimars, und an den niedrigen Häuserreihen rechts un dlinks der Gassen waren die Fenster weit geöffnet, um die erhoffte Kühle des Abends in die dumpfigen Stuben einzulassen. Vor den Haustüren hatten sich allerorts Gruppen schwatzender Bürger gebildet. Männer in Hemdsärmeln, Frauen mit hastig um die Schultern geworfenen Tüchern standen eng und tuschelnd beieinander. Kinder spielten in den Gärten ihre letzten heißen Spiele vor dem Schlafengehen; überlaut hallte ihr Lachen und Rufen in der Stille der Dämmerung.

Die Erwachsenen sprachen nur gedämpft heute abend, als bände sie irgendein Gemeinsames, das ihnen nicht erlaube, so harmlos laut wie sonst zu sein. Ihre Gesten waren hastig und verhalten, ihr Sprechen eher ein Flüstern und bedächtig-ernstes Einanderzunicken. Unruhe lag über allem, eine geheime, mühsam beherrschte Unstetigkeit fieberte durch die Stadt, über deren enge Dächer bleicher Mond sein Licht ergoß.

Am Markte, der sich in der Dämmerung übergroß ausnahm, war Jugend versammelt. Wagen waren auf der einen Seite aufgefahren, die futternden Pferde nun umringt von Buben und Mädels. Am Rand des Platzes standen Bürger unstet beieinander, die Mitte des Platzes war schwarz von einer Kopf an Kopf sich drängenden Menge. Halblautes Gemurmel vieler Stimmen erfüllte hier die Luft. Studenten aus Jena waren mit Wagen und Pferden herübergekommen, viele Studenten, und zwischen ihnen drängten sich die Jüngeren: Gymnasiasten und Handwerksburschen, begierig horchend auf das, was jene untereinander sprachen. Hin und wieder kam ein einzelner im schnellen Schritt von der Esplanade hergelaufen; dann drängte alles zu ihm hin, bestürmte ihn mit Fragen, um bald, enttäuscht durch ein schmerzlich unbestimmtes Achselzucken, wieder von ihm abzulassen und von neuem sich zur Masse zu schließen.

Keiner mochte nach Hause gehen heute abend oder sich in eine der Kneipen setzen, die leer waren und deren Wirte sich mißmutig unter die Bürger gemischt hatten. Der Abend war so schwül und hell; man mochte heute nicht in enger Stube sitzen und noch viel weniger allein daheim sein mit dieser Unruhe in den Gliedern. Man mußte stehen, sich bewegen, reden, diesen und jenen fragen und warten, warten — warten, denn es würde sich ja nun bald entscheiden.

Allmählich wurde es völlig finster in den Straßen, und aus Fenstern leuchtete erster Lichtschein: Mütter, die ihre Kinder zu Bett brachten, während die Väter noch draußen vor dem Haus standen. Im Dunkel ballten sich die Wartenden zu unkenntlichen, kaum bewegten grauen Klumpen, aus denen dann und wann sich eine Gestalt loslöste, um schnell, als ob sie das Alleinsein fürchtete, mit einer anderen Gruppe zu verschmelzen . . .

* * *

Bei Goethe brannte nur nach der Straße zu Licht. Ein einziges Fenster, hart unterm Dach, war erleuchtet, sonst lag das weite Haus in Dunkelheit.

Im Arbeitszimmer ließ der Widerschein des blassen Himmels die Umrisse der Möbel gespenstisch aus der Dämmerung ragen. Die beiden kleinen Fenster nach dem Garten standen offen, fliederschwere Abendluft drang herein. Meyer hatte den Stuhl des Meisters ganz nahe an das rechte Fenster gerückt. Er hatte es so gewollt. Auch daß kein Licht angebrannt würde, hatte er befohlen. Niemand sollte vorgelassen werden. Boten jedoch, die Nachricht für ihn hätten, seien keinesfalls abzuweisen.

Seit dem Abendbrot saß er nun schon ruhig und ohne sich zu bewegen in seinem Stuhl am offenen Fenster und schaute hinaus in das dichte Gezweig des Gartens und in den Abendhimmel, der zuerst rot erglüht war und nun, nach kurzer Schwärze, in milchigem Licht erglänzte. Der Duft aus den Gärten war berauschend und nahm noch immer zu, je später es wurde.

Goethe war heute nicht gesprächig. Ob man ging und ihn allein ließ? Ob er es wünschte? Sollte man fragen? Nein, besser nicht; er würde es andeuten, wenn er allein sein wollte; er tat es sonst ja auch. Ahnte er, was die ganze Stadt befürchtete? Niemand hatte mit ihm davon zu sprechen gewagt, keiner hatte ihm eine Andeutung gemacht, daß seit gestern mittag sich die Krankheit zum Schlimmen gewendet hatte und daß nichts, nichts mehr zu hoffen war. Es galt, ihn zu schonen, denn noch sprachen die tiefen, blauen Ringe, die seine Augen unterhöhlten, von der kaum überstandenen Krankheit. Wie würde

er es tragen, das, was kommen mußte, jetzt oder morgen früh oder übermorgen? Würde der Wille, dieser riesenhafte Wille, auch diesmal wieder der Herr über den noch kranken Körper bleiben?

Meyer ging im dunklen Zimmer auf und ab. Er kannte jedes Möbelstück und wußte, wo es stand, und brauchte nicht zu fürchten, lärmend anzustoßen. Die Dielen knarrten unter seinen Tritten. Er konnte nicht mehr ruhig neben ihm sitzen. Es war qualvoll dies Warten seit Stunden und nicht sprechen dürfen von dem, was die Gedanken doch ewig umkreisten . . . Wenn doch endlich einer käme, an der Klingel risse und sagte: Aus — aus! Das wäre Erleichterung, wäre Entspannung, wäre tausendmal besser als dieses entsetzliche Warten und Wissen und Gleichgültig-tun-Müssen . . .

Da regte sich die große Gestalt im Sessel am Fenster, und seine Stimme, die heute milder und weicher klang als sonst und alle Schärfe vermissen ließ, sagte:

„Kommen Sie, Meyer, setzen Sie sich zu mir, hier steht Ihr Stuhl, kommen Sie her."

Und wieder saßen sie nebeneinander am Fenster und atmeten schweigend die schwere, müde Nachtluft. Die Decke war von Goethes Schoß herabgeglitten. Meyer hob sie auf und legte sie von neuem um seine Knie; ohne den Versuch der Abwehr, der sonst nicht fehlte, ließ er es geschehen.

Dann fragte er:

„Wie spät ist es?"

Meyer konnte es aber nicht erkennen und als er aufstehen wollte, um Licht zu schlagen, drückte ihn die schwere Hand des andern sanft auf den Stuhl zurück.

„Bleiben Sie, lassen Sie. Es muß ja von den Türmen schlagen. Dann werden wir es hören."

„Haben Sie vom Hofrat Schiller Nachricht?" durchschnitt es plötzlich die Stille. Meyer fuhr zusammen. Nun war doch das Wort ausgesprochen, dieser Name, der hinter allem lauerte!

„Heute . . . heute noch nicht . . .", antwortete er verwirrt und schlug den Blick zu Boden, denn er fühlte, daß des Fragenden Auge schwer auf ihm ruhte.

Dann fiel alles wieder in Stille zusammen. Auch das Gezwitscher der Vögel im Weinlaub an der Mauer wurde allmählich müder. Von der Straße drang fernes Summen menschlicher Stimmen ins Zimmer und ab und zu das harte Klappern von Schritten auf dem Pflaster vor der Hausfront.

„Viel Lärm heute draußen," sagte Goethe, und Aerger lag in seiner Stimme. „Was haben die Menschen heute abend? Warum liegen sie nicht in ihren Betten?"

„Es sind die ersten warmen Nächte, Exzellenz. Das Volk freut sich des Frühlings. Der Winter war lang und hart."

„Ja, sie haben recht, die Leute, sollen es." Er sagte es weich und gütig, und seine Hand, die, zur Faust geballt, auf der Lehne des Sessels lag und weiß aus dem Dunkel aufleuchtete, öffnete sich lässig und müde.

„Ob wir die Fenster schließen, Meyer?" fragte nach einer Weile seine Stimme aus dem Dunkel. „Sehen Sie, Wind hat sich aufgemacht, es wird kühl mit der Zeit."

Meyer erhob sich und schloß klirrend die kleinen Scheiben. Im Augenblick, als er sich wieder auf den Stuhl neben Goethe setzen wollte, der es ihm schweigend mit der Hand befohlen hatte, klopfte es mehrmals leise, kaum hörbar an die Tür, die nach dem Flur zu führte. Meyer erschrak; er hatte keine Schritte gehört — waren sie lautlos an die Tür gekommen . . .?

Goethe rührte sich nicht. Er hatte die Augen geschlossen, aber seine Züge zeigten nicht die Erschlaffung und das Gelöstsein eines Schlafenden, sondern gespannte Aufmerksamkeit vibrierte in ihnen. Langsam, wie gelähmt, mit schweren, bleiernen Schritten tastete sich Meyer durch das dunkle Zimmer zur Tür. Endlos weit schien ihm der Weg. Wie ein Marsch durch eine heiße Schlucht der Abruzzen. Als ob es kein Ziel, kein Ende gäbe. Seine Hand streifte gleitend Blätter, die vom Diktat des Nachmittags noch auf dem Tische lagen. Dann war der Tisch zu Ende; dann kam ein freies Stück; dann das Bücherregal, dann rechts der Ofen, dann wieder freies Stück; nun die Tür; dunkel, ununterscheidbar, nur Masse stand sie vor ihm. Was war dahinter, was würde ihm entgegenspringen aus dieser Tür, wenn er sie öffnete? Er zitterte.

Dann öffnete er. Die Flur war leer. Warme, dumpfe Luft schlug ihm entgegen. Matter Kerzenschein flackerte von irgendwo über die abgetretenen Dielen. Eine leise, halb erstickte Stimme flüsterte:

„Herr Hofrat, kommen Sie . . . kommen Sie doch . . .!"

Er trat auf den Gang hinaus. Die Tür fiel ins Schloß. Nun war er da drin allein — ob er zusammenschrecken würde beim Klang dieser zuklappenden Tür? Die Vulpius trat auf ihn zu. Sie trug ein leichtes, weites, fallendes Gewand aus hellem Stoff und gestickte Pantoffeln an den Füßen. Ihr Gesicht, das von der Kerze, die sie in der Hand hielt, voll beleuchtet wurde, war rot und verweint.

„Um Himmels willen, Herr Hofrat, was tun wir? Schiller ist eben gestorben. Man hat geschickt. Schiller ist tot. Wie sagen wir es ihm? Man muß es ihm sagen; ich kann es nicht. Tun Sie's, Freund, tun Sie's! Ich bitte Sie bei

allem, was Ihnen heilig ist: helfen Sie mir, sagen Sie es ihm; langsam, schonend müssen Sie es ihm sagen! Mein Gott, es ist ja so furchtbar! Er war der einzige, den er hatte, der einzige! Nun ist alles aus, nun versteht ihn keiner mehr. Wie wird alles werden? Jetzt ist er ganz allein. Er trägt es nicht, er stirbt mir. Sie werden sehen, Meyer, er stirbt mir, wenn er's erfährt . . ."

Schluchzen erstickte ihre Stimme nun vollends. Sie lehnte mit geschlossenen Augen an der kahlen, grauen Mauer, während Ströme von Tränen über ihre Backen rannen. Das Licht, das ihre Hand schief hielt, tropfte und war am Verlöschen. Meyer war fahl im Gesicht, und seine Augen starrten ins Leere. Mit der Rechten stützte er die wankende Frau, seine Linke ergriff den Leuchter, der ihrer Hand entsinken wollte; um seine Lippen spielte ein Lächeln, wie Kinder es haben, bevor das Weinen aus ihnen hervorbricht. Dann holte er den schweifenden Blick ein, sein Mund preßte sich hart aufeinander.

„Sie können es ihm nicht sagen, Demoiselle Vulpius, Sie nicht und ich auch nicht. Niemand kann das. Das ist übermenschlich. Gehen Sie hinauf, schlafen Sie, weinen Sie! Ich verlasse das Haus, ich gehe nicht wieder zu ihm hinein. Er wird es ohnehin wissen; wir brauchen es ihm nicht zu sagen; er wird es fühlen, er fühlt ja alles. Ich weiß keinen anderen Rat."

Flüsternd, drängend hatte er es zu ihr gesagt, die aus großen, weit aufgerissenen Augen in sein Gesicht starrte. Schweigend zog er sie nun mit sich fort durch den Gang; er ging auf den Zehenspitzen und hielt die Hand schützend vor die flackernde Kerze.

Goethe hatte zuerst nicht bemerkt, daß Meyer nicht mehr neben ihm saß. Seine Gedanken waren fern, bei ihm, dem Kranken. Es war kein Zweifel, es konnte kein Zweifel mehr sein: Schiller war sehr, sehr krank. Er wußte nichts Bestimmtes, er hatte mit niemandem darüber gesprochen; man sagte es ihm nicht, und er brachte es nicht fertig, sie zu fragen. Aber es war sicher, daß es schlimm stand, und daß man es ihm verheimlichte. Seit Tagen keine Nachricht, kein Brief, kein Zettel wie sonst immer. Dies Schweigen war hart, es war das schlimmste; wenn er wenigstens wüßte, wie es stand um ihn, dann wäre alles so viel leichter zu ertragen . . . Die Toren, die glaubten, ihn dadurch zu schonen, daß sie ihn in Zweifel ließen! Schonen . . . ! Er wollte keine Schonung, er brauchte keine Schonung! Jener schonte sich auch nicht, und ihn, ihn schonte man immer! Und er war gesund und stark, und der war krank und schwach!

Er sah auf und glaubte die Gestalt Meyers

neben sich. Aber der Platz war leer, und die Kanten des Stuhls gleißten ihn an.

Er wendet sich um, nach dem Zimmer.

„Meyer!" ruft er halblaut. „Meyer!"

Keine Antwort. Es bleibt alles still.

Da wirft er mit einem Ruck die Decke von den Knien, stößt den Stuhl zurück, springt auf und geht zur Tür. Er reißt sie auf.

„Meyer!" ruft er laut in die Gänge hinaus. „Meyer!"

Aber es hallt nur dröhnend seine eigene Stimme aus dem Dunkel ihm entgegen. Doch nein — da, als der Schall verklungen, was ist dies, da ist noch ein anderes zu hören, vorn im Treppenhaus . . . Was ist das? Getrapp von Schritten, Tuscheln von Stimmen — und da, jetzt leises unterdrücktes Weinen: das Weinen einer Frau! Christianens Weinen! Christiane weint! Sie haben kein Rufen gehört und keiner kommt. Christiane nicht und Meyer nicht . . . Man flieht vor ihm . . .

Da wendet er sich zurück zum Zimmer, schließt ganz, ganz leise die Tür und tastet sich langsam am Ofen vorbei und am Tisch entlang zu der bleichen Helle der Fenster zurück. Er öffnet die beiden Flügel, schlägt den Kragen des Schlafrocks hoch und atmet tief die reine, klare und kühle Nachtluft. Seine Hand umklammert mit eisernem Griff das Holz des Fensterrahmens; sein Blick starrt hinauf in das ragende Gewirr der Aeste, über dem fahl ein sternbesäeter Himmel sich spannt. Tränen fließen aus seinen weit offenen Augen ihm über die Wangen herab, und seine Lippen zittern, ohne daß ein Laut sich von ihnen zu lösen vermag.

Zwischenfälle

Erzählung von Waldemar Keller.

Wer könnte nicht davon erzählen, daß oft die unbedeutendsten Hemmungen des Tages unsern Lebensweg entscheidend zu bestimmen vermögen? Jeder, der eine gewisse Altersgrenze überschritten hat, kann es. Insofern also dürften diese „Zwischenfälle", die Tempo und Art einer Entwicklung maßgeblich beeinflußten, nichts Besonderes bieten, es sei denn, daß die Kleinheit des bewegenden Motivs außerordentlich lächerlich ist, und daß derlei Ereignisse gleich grotesker Prägung wie Zahnräder ineinandergreifen.

Anfang Mai 1908 — ein rüder Nordostwind blies aus dem Bottnischen Meerbusen — hatte ich als Matrose auf dem Lübecker Dampfer „Wiborg" angemustert. Eine nahezu dreijährige Segelschiffreise nach der Südsee und den angrenzenden Kontinenten, Amerika und Australien, war überstanden, die Schrecken des Kap Horn, nächtelang bis zum Hals in eiskaltem Wasser, beherrschten noch den Traum; wie andere wildgewordene Bullen auf sich zueilen sehen, ohne entfliehen zu können, hörte man die Fock donnernd zerreißen, hörte den Schrei des Steuermanns, griff in der Finsternis nach den Tauenden, erwischte eins, und doch hatten wir, Otto E. und ich uns ehrlich Mühe gegeben, auf einem englischen Viermaster den Tanz von neuem zu beginnen, waren allerdings nicht böse gewesen, als das Schicksal nein sagte und jeden seiner Wege gehen hieß. Mich trieb's nach Lübeck, auf die „Wiborg."

Von den beiden anderen Matrosen, die für die Fahrt nach Finnland angemustert hatten, war der eine ältestes Semester: ein Rheumatismusherd, dessen Feuer der Kapitän allabendlich mit Opodeldok löschen mußte. Der zweite wurde Konrad gerufen und war ein sogenannter „Ukeleinspucker", einer jener Hafenlungerer, die für gewöhnlich ihren Tag damit verbringen, den Fischen auf den Kopf zu spucken, und nur dann zur See fahren, wenn Not am Mann ist. Sein rot aufgedunsenes Gesicht erzählte jedem, daß er von Prohibition nichts wissen wollte. Die erste Frage, als ich an Bord kam:

„Hast 'n Buddel?"

Ich hatte keinen, aber es hätte sich „gehört". Wer vom Leichtmatrosen zum „Vollen" avanciert, und mir sah man dieses Avancement an, hat für Befeuchtung zu sorgen, obwohl die Schiffsordnung Alkohol an Bord verbietet. Was war zu machen? Nirgends muß man so mit den Wölfen heulen, wie im Mannschaftslogis eines Dampfers. Ich stahl mich also an Land und holte den Buddel.

Konrad entkorkte ihn, trank. Auch der Rheumatismusherd ließ es wohlig in sich hineingluckern. Es tranken die beiden Heizer, der mit der Hasenscharte und der kleine schwindsüchtige Schwede, und nun sollte ich . . .

Oberstes Gebot: die Flasche wird nicht abgewischt. Ich nahm einen Anlauf, ich nahm zwei Anläufe. Aber es ging nicht! Wortlos gab ich den Buddel an Konrad zurück.

Pestbombenundgranaten! Ein Hagel von Verwünschungen prasselte auf mich Unglückswurm nieder. Konrad hielt mir die Rumflasche unter die Nase, man zwang mich, ich trank, es war der schauerlichste Augenblick meiner Seefahrtszeit.

Und dann bin ich, verfolgt von Schmährufen, bewußt, daß diese Reise, der ich mich nicht mehr entziehen konnte, eine Höllentour werden würde, — dann bin ich zum Kapitän gegangen und habe ihm mitgeteilt, auf weitere Fahrten mit der „Wiborg" wolle ich von vornherein verzichten.

Drei Wochen später erschien ich wieder vor dem Heuerbas in Lübeck und musterte für den Bremer Dampfer „Luna". Das Zahnrad war eingesprungen.

Vier Monate vergingen, ohne daß sich Besonderes ereignet hätte. Die „Luna", geführt von einem prächtigen alten Kapitän, machte programmäßig ihre Reisen: von Lübeck über Kiel nach Rotterdam, den Rhein hinauf bis Köln und zurück. Es war eine schöne Zeit.

Keine Ukeleinspucker an Bord, sondern nette junge Kerls, was auch die Mädchen der Rotterdamer Margarinefabrik konstatierten, der gegenüber wir viermal im Monat, an der Prins-Hendrik-Kades vertäuten.

Den Ton gab Leo an, weniger auf Grund einer gern zugestandenen Intelligenz, als infolge seines unermüdlich tätigen Mundwerkes. Er konnte einen Salzhering wieder lebendig reden. Meist war die Art seines Vortrages recht altklug, den Kameraden jedoch imponierte sie, und derjenige, der schließlich sein Primanerwissen noch hätte zum besten geben können, schwieg wohlweislich. Leo war schon lange auf der „Luna," der Kapitän behandelte ihn als Vertrauten, vernachlässigte uns aber keinesfalls. Wir alle wären

für diesen Weißkopf mit einem Goldherzen durchs Feuer gegangen.

Man wird daher unser Erstaunen begreifen, als Leo eines Mittags voll Wut erklärte: Die Schweinerei müsse ein Ende haben, der „Alte" verdiene einen Denkzettel, und es wäre das einzig Richtige, wenn noch heute alle vier Matrosen ihm mitteilen würden, daß sie in Lübeck das Schiff verlassen wollten. Keinem von uns ist je zu Ohren gekommen, welches Geschehnis den Empörer in Leo erweckt hatte. Nachdem aber das hübsche Mundwerk zwei Stunden lang eine Parteiführerrede heruntergerasselt, waren alle von der Notwendigkeit der Kündigung überzeugt.

„Sofort hingehen und Bescheid sagen! Ich mache den Anfang!" Leo ging zur Kapitänskajüte, einer nach dem anderen folgte.

Das einzige Mal, daß ich den alten biederen Kapitän R. wütend gesehen habe! „Is gut!" brüllte er, und sein langhaariger schwarzer Hund knurrte bösartig.

Anfang Oktober stand man wieder in Lübeck und fragte sich: Wo der Brotbaum wohl wachsen möge. Ohne eigentlich zu wollen, war man ausgebootet worden.

Nur einer blieb an Bord: Leo. Er hatte in letzter Minute die Kündigung rückgängig gemacht.

Diesmal schnappte das Zahnrad nicht gleich ein. Wenige Wochen lief es leer.

In Lübeck war nichts mehr zu machen. Die kalte Jahreszeit kam, die Schiffe — außer der „Luna" — stellten ihre Fahrt ein. Man wanderte nach Hamburg zurück.

In Hamburg wohnte eine Tante, bei der man hätte unterschlüpfen können. Aber es war da mal ein Krach gewesen, und Neunzehnjährige pflegen den Kopf hoch zu tragen. Also: in die Hafenstraße, in ein Seemannslogis.

Etwa zwei Dutzend Seeleute, die „Chance suchten", wie der Fachausdruck lautet, waren hier in Pension. Morgens „Schlange stehen" im Heuerbureau, nachmittags beim Kartenspiel, abends auf der Reeperbahn und dann in die Falle. Das heißt: wenn man eine fand.

Im Obergeschoß, in verschiedenen Zimmern, standen 21 oder 22 Betten. Die Logiswirtin aber nahm so viele Gäste, wie sie kriegen konnte, und deshalb waren immer ein paar überzählig. Betten „belegen" gab's nicht. Wer spät nach Hause kam, mußte gewärtig sein, alles besetzt zu finden; es blieb ihm nichts weiter übrig, als zu irgendeinem Gastgenossen in die Federn zu kriechen — wenn der ihn haben wollte. Die jeweilige Zahl der Anwesenden zu kontrollieren, war außerordentlich schwer, eine Liste wurde nicht geführt, und so hatte man abends um elf nie die Gewißheit, Herr einer Matratze zu sein.

Unter den Logisgästen befand sich auch ein alter Segelmacher, stets unrasiert, nach Zwiebeln duftend. Er hatte noch immer sein eigenes Bett gehabt, hatte es auch, als ich aus dem Kino kommend, mit Wehmut feststellen mußte, daß ich der einzige war, der heute nacht suchend mit der Kerze umherlief. Zum Verrücktwerden! Wenn man irgendwo die Bettdecke hob, knurrte ein träumender Panther. Mit Panthern schläft man nicht gern. Ich stand ratlos.

Da richtete sich der Segelmacher auf und winkte. „Komm!"

„Danke," sagte ich, „es wird schon noch wo anders Platz sein."

„Wat?! Du will nich!!" Er schrie, daß die Wände bebten. Kopfkissen flogen mir um die Ohren, eine Rebellion drohte auszubrechen, ich sprach ein Stoßgebet . . . und kroch zu dem zwiebelduftenden Caliban. Das Zahnrad war eingeschnappt.

Am nächsten Morgen empfing die Tante glückselig ihren völlig geschlagenen Neffen. Es war ein historischer Moment. Denn der Neffe hat nach dem Eintritt in dieses Haus den Südwester nie wieder aufgesetzt, saß bald als Volontär in einer Hamburger Schriftleitung und ist dann ganz unter die Rotationsmaschine gekommen.

Der Erbe

Skizze von Grete Masse

Er hatte nicht den Mut, einzutreten.

Wohl siebenmal hatte er den großen Bauernhof umschlichen und mit brennenden Augen auf das Haus gestarrt, das die uralten Linden umwölbten, hatte die Fenster gemustert und dem Rauch nachgesehen, der aus dem Schornstein zu dem blaßblauen Himmel emporzog, und hatte sich dann doch wieder davon geschlichen.

Als der Abend kam, beobachtete er aus der Ferne, wie Mensch und Tier heimkehrten. Da ward es laut im Haus. Er hörte Rufe, Schritte, Gesang aus einem Kammerfenster. Dann ward es still. Er dachte: Nun sitzen sie um den hölzernen Tisch, löffeln ihr Mahl, brechen ihr Brot, das hier auf den Feldern wächst. Dann liest jemand einen Abschnitt aus der Bibel. Sie zünden die Pfeifen an. Vielleicht rührt eine Magd den alten Spinnrocken, der in der Ecke steht. Vielleicht schaut auch einer träumend empor zu dem Bildnis an der Wand, das den Bauer zeigt, der einst mals sich hier angesiedelt, die Erde fruchtbar gemacht und dort, wo jetzt der große Hof steht, vor Zeiten die bescheidene Wohnkate errichtet hat, allein, vielleicht nur durch sein Weib beim Bau unterstützt.

War es wirklich kalt geworden oder war er es, der fror, ermattet durch Hunger und Durst und das Fieber, das nun schon seit Jahren in seinem Körper hauste, manchmal steigend und wild hervorbrechend, manchmal zahm und gebannt, aber unterirdisch weiter wühlend, bis wieder die Stunde kam, in der es sich austoben konnte. Er schlug den Rockkragen hoch und steckte die Hände in die Hosentaschen. So schritt er davon. Ging die Landstraße hinab, gedankenlos, ein wenig pfeifend — eine kleine, traurige Melodie, die in seiner Jugend die Bäuerinnen sangen, wenn es Abend wurde.

Er war wohl knapp eine Stunde marschiert, als er ein in rasender Eile näher kommendes Gefährt gewahrte, auf dem Bock zwei entsetzte Knaben von etwa vierzehn und sechzehn Jahren. Er sah sofort: das Pferd war ein starkes, ganz junges Tier, noch nicht gewohnt, vor dem Wagen zu gehen, scheu gemacht vielleicht durch eine Erscheinung, die ihm auf dem Wege entgegengekommen.

Die jungen Knaben hatten den Kopf verloren. Angst blickte aus ihren Zügen. Sie schlugen auf das Pferd ein und machten es nur noch toller.

„Zwei Menschenleben. Junge, gesunde Menschenleben. Die wiegen schwerer als mein altes, krankes, sinkendes Leben," dachte er und warf sich dem schnaubenden Tier entgegen. Er erhielt einen furchtbaren Stoß gegen Brust und Kopf, mit den Armen aber hielt er den sich bäumenden Tierhals umklammert und fühlte noch, als die Besinnung ihn schon zu verlassen begann, daß das Pferd gebändigt war.

Er fühlte nicht mehr, daß die Knaben ihn emporhoben, ihn auf das Gefährt legten und ein Taschentuch über den blutenden Hinterkopf banden. Er lag mit geschlossenen Augen und empfand nicht den Abendwind, der über sein Haar strich wie eine Kühlung bringende Hand. Er sah nicht, daß er denselben Weg zurückgefahren wurde, den er soeben gekommen. Und er sah auch nicht, daß man ihn über die Schwelle desselben Bauernhauses trug, das er sehnsuchtsvoll viele Stunden lang umkreist hatte, ohne einzutreten.

Sie wußten nicht, daß ihm alles vertraut war in diesem Hause. Daß er die alten, schweren Schränke kannte und die Tische, die Küche und die Kammern, die Treppen und die Wände.

Ein alter Landdoktor flickte die frischen Wunden zusammen. Die heilten. Aber die inneren Wunden waren nicht geschlossen. Offen lagen sie unter der Haut.

Die blonden, jungen Knaben, die er gerettet hatte, erzählten ihm die Geschichte dieses Hauses und ihren eigenen Lebenslauf. Blaß und schweigend in den bunten Bauernkissen liegend, die Augen gesenkt, hörte er ihnen zu, als hätte er kein Teil an den Menschen, von denen sie sprachen. Und er war doch ihrem Blute entsprossen und trug denselben Namen, wenn es auch keiner von ihnen wußte.

Sie hätten das Haus und das Land geerbt, erzählten die Knaben. Sie wären eine Seitenlinie, eine entfernte Verwandtschaft des Bauern, der einst sich hier ansässig gemacht und dieses Haus gebaut habe. Als sie hierher gezogen, um das Erbe anzutreten, hätten sie erst Genaueres erfahren über den Bauern, die Bäuerin und den Sohn; sie alle waren von einer Typhusepidemie in kürzester Zeit dahingerafft worden. Die einzige Tochter sei ein paar Jahre früher bei der Geburt eines toten Kindes gestorben. Früher hatte es noch einen älteren Sohn gegeben, den eigentlichen Erben. Die Dorfinsassen erzählten, er sei ein schmächtiger, kränklicher Mensch gewe-

sen, der einer Frauensperson nachlief und ihr bis auf den Ozean folgte, als sie Europa verließ. Seitdem war er verschollen. Niemand hörte mehr etwas von ihm. Der Bauer verbot, im Hause von ihm zu sprechen. Nur die alte Bäuerin soll ihn in ihr Abendgebet mit eingeschlossen haben.

Da drehte der Kranke den Kopf seitwärts und vergrub ihn in die Kissen. Und die Knaben meinten, ein Schluchzen gehört zu haben. Aber es konnte auch ein Seufzer gewesen sein. Oder ein schmerzhaftes Atemholen aus der kranken, keuchenden Brust. —

— — Er stand noch einmal auf und ging durch das Haus, den verletzten Arm in der Binde.

Manchmal, wenn es keiner sah, lehnte er den Kopf an eine Wand, strich zärtlich über das Geländer der Treppen oder über das Bild der toten Frau, die hier einst die Bäuerin gewesen und die noch für den Sohn gebetet, als keiner ihn mehr erwähnte.

Heilig war ihm das Brot, das sie ihm brachten, die Früchte von den Bäumen, auf deren Aesten er schon als Knabe geklettert war. Mit Andacht trank er das Wasser des alten Brunnens, neigte sich über seinen Rand und meinte, im Spiegel des Wassers wieder sein altes Gesicht zu sehen, befreit von den Spuren, die das Schicksal und die Luft fremder Erdteile in die Haut eingegraben.

Still saß er am Tische unter den Leuten, die jetzt hier das Feld bebauten, das Korn ernteten, das Haus bewohnten. Wenn es auch nur entfernte Verwandte waren: er fühlte sich ihnen vertraut. Er fühlte, irgendwie hatte ihr Blut den gleichen Gang wie das seine, den gleichen Farbstrom. In der jungen Tochter des Hauses glaubte er sogar eine Aehnlichkeit mit seiner Mutter zu entdecken, wenn er mit ihr sprach und sie das Haupt neigte und zuhörte, oder wenn sie am Herde schaltete und leicht und rasch zwischen Herd und Backtrog hin- und herging, wie es die Art der Mutter gewesen.

Man ließ ihn nicht fort, als die Wunden geheilt und auch der Arm wieder gebrauchsfähig war. Er hatte das Leben der beiden Knaben gerettet, und die ganze Familie konnte sich nicht genug tun, ihm ihren Dank in Freundlichkeiten ohne Ende auszudrücken.

Er blieb, denn er fühlte, daß sein krankes Herz nicht mehr lange schlagen würde. Er blieb noch durch den Herbst und legte den Jungen und den Frauen selbstgeschnitzte Holzsachen unter den Weihnachtsbaum. Aber als man daran ging, neue Saat in die Aecker zu streuen, tat er die Augen zu. Er war allein, als er starb, und doch nicht allein, denn er sah die zu ihm herantreten, die ihm hier Vater und Mutter und Geschwister gewesen, sah, daß sie sich an den Händen faßten und um seine erkaltende Gestalt einen Kreis schlossen.

Die ehrlich Trauernden, die ihn geliebt und gepflegt hatten, trugen ihn zu Grabe, ohne zu wissen, daß er der Erbe des Hauses war, unter dessen moosbewachsenem, uraltem Dach sie ihr friedliches Dasein lebten.

Er mußte es wissen . . .

Der Chauffeur des Marschalls Foch, Pierre, wurde im ersten Weltkrieg von allen Kameraden dauernd mit der Frage umlagert: „Pierre, wann ist der Krieg zu Ende? Du mußt es doch schließlich wissen!"

„Sobald der Marschall etwas darüber sagt," erklärte Pierre, „werde ich es euch mitteilen."

Es dauerte lange, sehr lange — dann kam er endlich: „Heute hat der Marschall gesprochen."

„Wirklich?! Und was hat er gesagt?

„Er hat gesagt: ‚Was meinst du, Pierre — wann ist eigentlich der Krieg zu Ende . . .?"

Der verdächtige Brief

Von Elisabeth Eichler.

Frau Klementine Nagel stand vor dem Schreibtisch ihres Mieters und betrachtete wie jeden Morgen mit lebhafter Entrüstung das auf demselben aufgehäufte Tohuwabohu. Wie das wieder aussah! Von den etwa drei Dutzend Gegenständen, die in wüstem Durcheinander die Platte bedeckten, waren noch nicht die kleinere Hälfte solche, die auf einen Schreibtisch gehörten. Was nur das Leben eines Junggesellen kreuzen konnte, war da vertreten, wurde hier niedergelegt und fristete sein Dasein tage-, wochenlang, bis es von anderem, ebenso wertlosem Zeug verdrängt wurde. Schließlich wanderte das meiste doch mal in den Ofen. Nach Frau Klementine Nagels Ansicht fehlte auf diesem Schreibtisch nur noch eine Tafel: Hier kann Schutt abgeladen werden! Und das mußte sie, die ordentlichste aller Zimmervermieterinnen, seit Monaten mit ansehen und durfte nicht, wie sie immer wieder versucht war zu tun, „reinen Tisch" machen! Einmal hatte sie es getan: die verstreuten Bücher geordnet hingestellt, die zerknitterten Papiere geglättet und zusammengefaltet, die Zigarrentasche auf den Rauchtisch, Handschuhe und Krawatten ins Schränkchen gelegt, alte Theaterzettel und verwelkte Blumensträuße ins Feuer geworfen — aber da war sie schön angekommen, o je! Sie tat es nicht wieder. Beinahe gekündigt hatte Herr Timm, und nur der dumme Witz mit ihrem Namen, den er bei dieser Gelegenheit zum ersten Male machte, hatte ihn soweit besänftigt, daß er wieder blieb. Seitdem hatte er ihr schon öfters versichert, daß bloß noch sie zu seinem Sarge gefehlt habe, aber so böse war er doch nie wieder geworden.

Was sollte man machen? — Er war sonst ein guter Mensch und pünktlicher Mietezahler, da mußte eine arme Witwe bei den hohen Fleischpreisen jetzt schon zufrieden sein, überhaupt vermietet zu haben. Nur, wozu diese jungen Herren eigentlich einen Schreibtisch brauchten! Haben wollten sie alle einen, es gehörte nun einmal dazu, doch erst der Zehnte arbeitete daran. Für die meisten war es nur ein Möbel mehr, auf das man alles aus der Hand legen konnte. Schrieben sie wirklich mal einen Brief, so geschah es vielleicht am Sonntag vormittag neben der Kaffeetasse; die Tintenspritzer auf der reinen Decke wußten davon zu erzählen.

Das war so der Gedankengang Frau Nagels, der sich ungefähr alle Tage beim Staubwischen wiederholte. Sie fuhr auch heute vorsichtig mit dem Staubtuch über all die Sachen, besorgt, ihre Lage nicht zu verändern. Da bemerkte sie unter einem Buche ein Blatt Papier hervorragen — ah, da lag ein offener Brief, gewiß der, den Herr Timm heute früh bekommen hatte. Sonst schloß er seine Briefe immer ein, so unordentlich er im übrigen war, da mußte er wohl ganz besonders eilig gewesen sein.

Frau Nagel hätte keine „möblierte Wirtin" sein müssen, wenn sie sich jetzt nicht in den bequemen Schreibstuhl niedergelassen und den gefundenen Brief einer umständlichen Lektüre unterzogen hätte.

„Lieber Walter!" lautete die Anrede. So weit ging's ganz gut, dann aber — war das eine vertrackte Schrift! Die konnte ein vernünftiger Christenmensch kaum lesen. Wer mochte der Schreiber sein? Sie sah nach der Unterschrift: „Dein Max" stand da. Ach, das war der schwarzlockige Herr Menzel, der Herrn Timm öfters besuchte, und von dem sie noch nicht hatte herausbekommen können, was er war, was er trieb und wo er wohnte.

Doch nun weiter.

„Aus besonderen Gründen," entzifferte Frau Nagel mühsam die krausen Schriftzüge, „bin ich augenblicklich etwas häuslich, möchte Dir aber doch ein Lebenszeichen geben und zugleich die Mitteilung machen von einer wenigstens für mich wichtigen Sache, die immerhin einen Fortschritt bedeutet. Ich habe endlich die alte Tante umgebracht! Du allein weißt, wie sauer es mir geworden ist, diesen Entschluß auszuführen; ich sah jedoch ein, daß es wirklich so am besten ist, daß alle Verwicklungen so auf die einfachste Weise geschlichtet werden; ich weiß nicht, wie ich mich sonst wieder herausgefunden hätte. Und dann, ich brauchte so notwendig ihr Geld. Wäre das nicht gewesen, ich hätte sie vielleicht doch noch am Leben gelassen. Sie mußte also dran glauben! — Vorgestern abend ist es geschehen, ich sah sogar nach der Uhr, als sie ihren letzten Seufzer ausgehaucht hatte — sie war unglaublich zähe — es war zehn Uhr drei Minuten — —"

Bis dahin hatte Frau Klementine Nagel gelesen, vor Eile und atemloser Spannung die undeutlichsten Worte halb erratend, im großen und ganzen aber doch ziemlich richtig verstehend. Nun ließ sie das Briefchen auf die Knie sinken, blickte



Warum Magen-, Gallen-, Nieren-, Leber- oder Blasenleiden verlängern?

(Verwenden Sie die Medizin, die bereits Millionen bekannt ist)

RUSCI TREATMENT STOMACH REMEDY

Eine solche Verzögerung in der Behandlung ist kostspielig und kann dazu führen, daß es zu spät für eine Behandlung mit der besten Medizin wird. Wenn Sie daher an Magenbeschwerden, Gasen, Krämpfen, Blähungen, Verstopfung, Verdauungsstörungen, Sodbrennen infolge von Gasen, an zuviel Urinsäure, unregelmäßigen Darmentleerungen, Mangel an Appetit, Gallen- oder Leberbeschwerden, an Gasen in der Gegend der Rippen, an Schmerzen in der rechten oder linken Seite des Magens, an Nervosität, bitterem Mundgeschmack, an Hämorrhoiden infolge Magenbeschwerden oder an rheumatischen Beschwerden infolge zuviel Urinsäure leiden, dann warten Sie nicht bis morgen, denn eine solche Verzögerung kann das Leiden ernstlicher von Tag zu Tag gestalten und Ihr Familienarzt sollte ohne weiteres Warten befragt werden. Wir empfehlen Ihnen, einen Teelöffel **Rusci Treatment Stomach Remedy** vor jeder Mahlzeit zu nehmen, um eine weitere ernstliche Krankheit zu vermeiden. Tausende Menschen verwenden **Rusci Treatment Stomach Remedy** täglich und behaupten, daß sie zufrieden sind und gute Ergebnisse nach einigen Dosen erlangt haben. Sie können **Rusci Treatment Stomach Remedy** von Ihrem lokalen Apotheker in ganz Canada kaufen oder in den Buchläden oder allgemeinen Geschäften in Ihrem Ort. Preis $6.00 per Flasche.

Warum an rheumatischen-, arthritischen- oder Muskelschmerzen leiden?

(Verwenden Sie MIZARH Salbe, die Millionen in Canada bekannt ist)

MIZARH SALVE



Für Rückenschmerzen, schmerzende Schultern oder Schulterblätter, schmerzende Arme, schmerzende, steife, geschwollene Kniee, Fußgelenke, Ellbogen, Handgelenke oder andere Gelenke, schmerzendes Genick, schmerzende Brust, Lumbago, Sciatica, Schmerzen in der Hüfte infolge Feuchtigkeit oder Zugluft, kalte Beine und für Gefühle, als ob Ameisen unter der Haut kriechen würden. Viele verwenden **Mizarh Salve** auch für Ekzema. **Mizarh** ist ein Gegenreizmittel und bringt pustelartige Ausbrüche an die Hautoberfläche in Form von Bläschen, die voll mit Eiter sind. Sie bringt nach der ersten Anwendung viel Hilfe bei rheumatischen, arthritischen Schmerzen. Es gibt keine andere Salbe wie diese in Canada oder den Ver. Staaten. Lassen Sie sich daher nicht täuschen, daß andere Salben genau so gut sind, denn es gibt keine bessere als **Mizarh.** Verwenden Sie **Mizarh** nicht am Gesicht oder anderen empfindlichen Körperteile, und verwenden Sie **Mizarh Salve** auch nicht bei Kindern. Sie ist nur Erwachsene bestimmt. **Mizarh Salve** wird einmal in sieben (7) Tagen und nicht täglich verwendet. Daher hält ein Behälter eine lange Zeit an. Wir empfehlen Ihnen, **Mizarh Salve** mit Vorsicht zu gebrauchen und verwenden Sie sie nicht auf der Innenseite der Beine vom Knie aufwärts. Kaufen Sie **Mizarh Salve** von Ihrem lokalen Apotheker, Buchgeschäft oder allgemeinen Geschäft. Preis $5.00 per Behälter.



Warum an Winterverkühlungen mit Husten, Schnupfen oder Nasenkatarrh leiden?

Verwenden Sie europäische

DIANA DROPS

Europäische **DIANA DROPS** helfen bei der Beseitigung der Verkühlung, des Hustens ohne Schwierigkeiten. Europäische **DIANA DROPS** sind ein europäisches Heilmittel und Millionen in ganz Canada bekannt. Einige Tropfen **DIANA** mit Zucker oder ein wenig heißem Wasser helfen bei der Linderung eines hartnäckigen Hustens, Schnupfens, Nasenkatarrhs, bei wehem Hals, Asthma und Bronchitis. Man verwendet sie auch als Gurgelmittel bei wehem Gaumen, Zahnschmerzen und Ohrenschmerzen. Einige Tropfen **DIANA** auf Watte, die man ins Ohr gibt, helfen sehr. Sie werden feststellen, daß **DIANA DROPS** in den meisten canadischen Heimen vorrätig gehalten werden als ein nützliches Hausmittel im Winter und Sommer. Bei Brustverkühlungen verwenden Sie **DIANA DROPS. DIANA DROPS** werden in allen Apotheken, Buchgeschäften und allgemeinen Geschäften in ganz Canada verkauft. Falls Ihr Apotheker, Buchgeschäft oder allgemeines Geschäft keine vorrätig hat, ersuchen Sie, man möge sie von einem lokalen Großhandelsgeschäft beschaffen. Halten Sie eine Flasche jederzeit im Hause vorrätig.

Warum an rheumatischen-, arthritischen- oder Muskelschmerzen leiden?

Verwenden Sie **LUSCOE'S RHEUMATIC PAIN RUB LINIMENT.** Es ist ein Liniment, das schnelle Hilfe bei Rückenschmerzen, schmerzenden Schultern oder Schulterblättern, schmerzenden Armen, Ellbogen, Handgelenken, Fingergelenken, schmerzender Brust, Lumbago, Sciatica in der Hüfte infolge Zugluft oder Feuchtigkeit bei schmerzenden, steifen, geschwollenen Knieen, Fußgelenken, Beinen bringt. Dieses Liniment dringt tief in die Haut ein und bringt schnelle Resultate. Kann für Kinder und Erwachsene angewendet werden. Hunderte Leute sagen, daß es das beste jemals von ihnen verwendete Liniment ist. Daher muß es gut sein. Preis $1.00.

Alle diese Mittel werden erzeugt von der weltbekannten Medizinfirma: Luscoe Products Limited, Toronto, Ont., und sind erhältlich bei

DEUTSCHE BUCHHANDLUNG, 660 Main Street, Winnipeg, Man.

verstört um sich und fühlte einen kalten Schauer über ihren Rücken laufen. Dieser Brief — und der Mord an der alten, reichen Dame in der Xstraße, der heute im Morgenblatt stand — ja, war es denn möglich, konnte der Schwarzlockige der Mörder sein, der die böse Tat hier dem Freunde ohne Scham und Schande gestand, in einem Briefe, den dieser offen herumliegen ließ? O du grundgütiger Himmel, was gab es für schlechte Menschen! Wer hätte Herrn Timm solchen Freund zugetraut! Und er selbst, war er denn besser, war er nicht einem Mitwisser und Hehler gleich zu achten, da der Mörder ihn so selbstverständlich ins Vertrauen zog?

Wie gelähmt saß sie noch immer, als plötzlich ein Schlüssel im Korridorschloß rasselte. Das war Herr Timm! Wenn der sie jetzt hier traf, mit dem Briefe in der Hand — in die Erde hätte sie sinken müssen vor Beschämung! Mit Blitzesschnelle fuhr sie auf, legte Buch und Brief an den vorherigen Platz und griff nach ihrem Staubtuch, mit dem sie eifrig den noch eben eingenommenen Stuhl bearbeitete, als Herr Timm ins Zimmer trat.

„Ach, Herr Timm, Sie haben wohl was vergessen?" begrüßte sie ihn freundlich.

„Allerdings habe ich etwas vergessen." Ein argwöhnischer Blick über den Schreibtisch begleitete die weniger freundliche Antwort.

„Na, ich bin auch gerade fertig hier und will Sie nicht weiter stören."

Damit entschlüpfte sie dem ihr peinlichen Zusammensein mit ihrem Mieter und zog sich in die Küche zurück, wo der Wirsingkohl, den sie über den entsetzlichen Brief ganz vergessen hatte, eben im Begriff war, anzubrennen.

Mit einem tiefen Seufzer goß sie Brühe nach und setzte sich dann auf den Küchenstuhl, um ungestört über den schweren Fall nachzudenken. Unmittelbar darauf hörte sie auch Herrn Timm die Wohnung wieder verlassen, da mußte sie doch gleich mal nachsehen.

Sie eilte ins Zimmer: richtig, der Brief war fort! Er war also nur aus dem Bureau zurückgekommen, um das verräterische Schriftstück in Sicherheit zu bringen. Nun war es gewiß, die Sache hing mit dem Mord zusammen. Es war fürchterlich, und sie mit dem Komplicen eines Mörders unter einem Dache, in einer Behausung, sollte sie das ertragen?

Sie nahm die Zeitung mit nach der Küche, um den Bericht jetzt mit ganz anderen Augen zu lesen als heute früh, wo sie bloß das allgemein menschliche Gruseln bei der Lektüre empfunden hatte. Jetzt kam sie sich fast wie eine Beteiligte vor.

Da stand es unter der fetten Ueberschrift:

„Raubmord!"

„Die Bewohner des Hauses No. 17 der Xstraße wurden gestern morgen in nicht geringe Aufregung versetzt durch einen daselbst verübten gräßlichen Raubmord. Eine alte, alleinlebende Dame, Frau M., die zwei Treppen hoch eine Wohnung von drei Zimmern innehatte, wurde ermordet und beraubt aufgefunden. Ihre Aufwärterin, der weder auf Klingeln noch Klopfen geöffnet wurde, holte Wirt und Polizei. Diese ließ die Tür öffnen, und man fand den Leichnam der Ermordeten blutüberströmt am Boden liegend, außerdem war ein Strick fest um ihren Hals geschnürt, und ein Knebel steckte in ihrem Munde. Der Schreibtisch, in dem die Dame ihr Geld aufbewahrte, war erbrochen und durchwühlt, bares Geld oder Wertsachen wurden nicht vorgefunden. Dagegen hatte die Leiche noch Uhr und Ringe an sich.

„Als der Mörder steht ein junger Mann in Verdacht, der zuweilen zu der für wohlhabend und geizig gehaltenen Frau kam, von dem aber weder die Aufwärterin noch die Nachbarn den Namen wissen. Sie schildern ihn als einen schlanken, dunkeläugigen Mann Mitte der zwanziger Jahren, mit flottem, schwarzem Schnurrbart und lebhaften Bewegungen. Er mußte wohl in einem Verwandtschaftsverhältnis zu der alten Dame gestanden haben, diese hatte ihn du genannt und sich stets sichtlich über sein Kommen gefreut, wie die Aufwärterin zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Kürzlich indessen war er einmal nach lautem Wortwechsel mit verstörter Miene davongestürmt, wobei er einen der Flurnachbarn der Ermordeten beinahe umgerannt hätte. Dies sind die schwachen Anhaltspunkte für den Verdacht, der natürlich sofort fallen muß, wenn der Neffe oder was er sonst ist, sich meldet und sein Alibi nachweist. Jedenfalls ist der Mörder ein Mensch, der mit den Gewohnheiten der Frau M. vertraut gewesen und der bei ihr Zutritt gehabt hat, da sie ihn ja selbst in ihre Wohnung eingelassen haben muß."

Frau Nagel erhob sich tiefaufatmend. Es war zu viel für ihre schwache Frauenseele, ein solches Geheimnis schweigend in sich zu verschließen. Sie stellte den brodelnden Kohl oben auf die Platte, nahm ein Tuch um und ging zu ihrer Nachbarin, der Damenschneiderin Fräulein Bach, diese im tiefsten Vertrauen in die Angelegenheit einzuweihen und mit ihr zu beratschlagen, wie sie sich weiter verhalten solle.

Fräulein Bach war sogleich Feuer und Flamme in der Mordsache. Auch sie hatte den Bericht gelesen und ihre Gedanken schon den ganzen Morgen zwischen der seidenen Bluse, an der sie arbeitete, und dem Ereignis in der Xstraße hin und her laufen lassen.

„Sie müssen etwas tun, Frau Nagel," suchte sie diese zu überreden. „Sie müssen Anzeige ma-

chen; denken Sie doch, wenn man das Scheusal fassen könnte, das wehrlose alte Damen so brutal ums Leben bringt. Auf Ihren Mieter können Sie da keine Rücksicht nehmen — sage mir, mit wem du umgehst u.s.w."

„Nein, nein, Fräulein Bach, Herr Timm ist kein schlechter Mensch, wenn ich auch nicht begreife, wie er zu solchem Freunde kommt. Daß der es gewesen ist, scheint mir immer sicherer, da Sie es auch meinen, aber ob ich nun still sein soll —"

„Im Gegenteil, Frau Nagel, reden sollen Sie, und zwar so bald wie möglich, sonst macht sich der Mörder mit seiner Beute aus dem Staube und lacht sich ins Fäustchen."

„Aber Fräulein, ich müßte ja dann auch sagen, daß ich den Brief gelesen habe! Was soll Herr Timm von mir denken!"

„Der braucht nichts davon zu erfahren. Sie können ganz im verborgenen bleiben. Schreiben Sie doch anonym ans Polizeipräsidium."

„Ich — ans Polizeipräsidium? Du meine Güte, das wage ich nicht! — Wenn das mal rauskäme!"

„Wie soll es denn! Uebrigens, wenn Sie nicht Lust haben — ich schreibe Ihnen gern den Brief, mir macht so was Spaß."

Frau Nagel sah die Schneiderin zweifelnd an; das war ja ein ganz neuer Zug an ihrer Nachbarin, der eigentlich kein sehr gutes Licht auf sie warf. Anonyme Briefe zu schreiben war immer ein Zeichen von schlechtem Charakter.

Indessen nach langem Hinundherreden ließ sie sich breitschlagen. Gegen Abend sollte sie wiederkommen, und dann wollten sie gemeinsam das kluge Schriftstück verfassen, das dazu dienen sollte, einen Missetäter der irdischen Gerechtigkeit zu überliefern.

* * *

Es war ziemlich spät geworden, bis die beiden Frauen mit ihrem Schriftstück fertig waren. Frau Nagel huschte noch einmal hinüber in ihre Wohnung, um eine Fünfpfennigmarke aus ihrem Geldkästchen zu holen, und wollte nun schnell den Brief nach dem Kasten tragen. Als sie aus der Korridortür trat, stand sie vor ihrem Mieter, der eben hinein wollte. Sie erschrak heftig und suchte den Brief zu verbergen. Herr Timm hatte aber schon mit schnellem Blick die Adresse gelesen und drängte seine Wirtin mit sanfter Gewalt in den Korridor zurück.

„Gestehen Sie mal, Frau Nagel," sagte er hastig, und in seiner Miene stritten Unwillen und Heiterkeit um die Oberhand. „Wollten Sie nicht eben eine fürchterliche Dummheit machen? Was steht in dem Briefe?"

Frau Nagel preßte verstockt die Lippen zusammen und schwieg. Herr Walter Timm sah ihr belustigt in die Augen.

„Sie könnten mir jetzt mit Fug und Recht erwidern, daß mich das gar nichts angehe, Sie tun es aber nicht, weil — Sie ein schlechtes Gewissen haben. Also noch einmal, was steht in dem Brief? — Nun, wenn Sie mit der Sprache nicht herauswollen, ich will es Ihnen sagen: Sie haben auf Grund eines nicht an Sie gerichteten, aber von Ihnen gelesenen Briefes eine Denunziation gegen meinen Freund Menzel losgelassen, in der Sie ihn des Raubmordes in der Xstraße verdächtigen."

Frau Nagel ließ mit einem Schrei den Brief fallen und schlug die Hände vors Gesicht.

„Sehen Sie, nun schämen Sie sich. Frau Nagel, Frau Nagel, wohin ist es mit Ihnen gekommen! Und das nur, weil Sie Ihre Neugier nicht zügeln können. — Der arme Max ist an dem Morde so unschuldig wie Sie und ich. Er ist Schriftsteller und schreibt augenblicklich sehr fleißig an seinem ersten großen Roman, über den er mich immer auf dem Laufenden erhält, da ich mich sehr dafür interessiere. Er hat allerdings am Montag eine reiche, alte Dame umgebracht — aber nur auf dem Papier, beruhigt Sie das? Auch hat er sie weder erdrosselt noch totgeschlagen, sondern sie wohlgesittet an einer Influenza sterben lassen. Sagen Sie das, bitte, allen, denen Sie wahrscheinlich in weiblichem Mitteilungsdrange davon erzählt haben. Ich hatte heute morgen in der Zeitung gerade den Mordbericht gelesen, als der Brief meines Freundes mit seinem scherzhaften Geständnis eintraf, und der Gedanke kam mir, Ihnen einen kleinen Streich zu spielen. Mein Zurückkommen gehörte ebenfalls zur Komödie. Ihre Verlegenheit bei meinem Eintritt zeigte mir deutlich, wie gut meine Absicht gelungen war. Doch daß Sie sich zu einem solchen Schritt — er deutete auf den den am Boden liegenden Brief — würden hinreißen lassen, hätte ich doch nicht gedacht. Beinahe hätte hier

das Sprichwort: Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, recht behalten: nur daß mein Freund Max, das harmloseste Kerlchen unter der Sonne, in diesem Falle unangenehme Scherereien hätte haben können. Es muß wohl eine dunkle Ahnung des Unheils gewesen sein, die mich heute so früh nach Hause trieb, früh genug, die Folgen Ihrer und meiner — Unbesonnenheit zu vereiteln."

Frau Nagel hatte während der langen Rede ihres Mieters Zeit gehabt, sich von ihrer Bestürzung zu erholen. Als die mit Sicherheit erwartete Kündigung ausblieb, fand sie es nicht einmal nötig, zum Zeichen der Reue einige Tränen zu vergießen, wie sie ihr bei passenden Gelegenheiten immer zu Gebote standen.

Mit einer etwas undeutlich gemurmelten Entschuldigung nahm sie das überflüssig gewordene Schreiben an das Polizeipräsidium von der Erde auf und überlieferte es mit spitzen Fingern der vernichtenden Flamme des Kochherdes, nachdem sie die Fünfpfennigmarke vorsichtig abgelöst hatte.

Feuer

Skizze von Hans Hagen.

Haushoch schlugen die Flammen zum nachtschwarzen Himmel empor. Krachend barsten die alten Balken auseinander, die Dachschindeln flogen wie glühende Raketen in die Luft, einen sprühenden Funkenregen im tollen Wirbel um sich verbreitend. Die alte Kirchglocke hallte dumpf, Spritzen rasten ratternd herbei, die Feuerhörner gellten schaurig, hilfeflehend durch die eisige Winternacht.

Fast das ganze Dorf war versammelt und starrte, von leisem Grauen gepackt, in die sich immer stärker ausbreitenden Flammen, die die über 100 Jahre alte Obermühle bald in einen verkohlten Scheiterhaufen verwandelt haben würden. Menschliche Hilfe war machtlos, weil der Bach, der an der Mühle vorbeifloß, fast gänzlich vereist war und nicht genügend Wasser zum Löschen spenden konnte.

Unter der Wucht der Hitze begann sich das alte, moosbewachsene Wasserrad langsam zu drehen, jetzt schneller — immer schneller, als ob es seine glühenden Schaufeln nicht rasch genug los werden könnte, die es bei jeder Drehung hoch in die Luft schleuderte, wo sie im alten Birnbaum hängen blieben, ihn in eine riesenhafte Fackel verwandelnd.

Ein fragendes Raunen schlich sich durch die von Grauen und Neugier gebannte, zuschauende Menge: Wo war das Feuer ausgebrochen? Im Mahlraum? Heute am Sonntag, wo die Mühle doch stillstand? — Da sprang das Wort „Brandstiftung" auf — flog selbst wie ein brennender Funke umher, bald zur hell auflodernden Anklage werdend.

Der Müller Johnas, dessen Haus und Hof bald nur noch ein trostloser Trümmerhaufe sein würde, lief wie ein Irrsinniger auf der Brandstätte umher. Immer wieder wollte er in das brennende Haus hineinstürmen, um noch etwas zu retten. Man mußte ihn schließlich mit Gewalt zu den Nachbarsleuten bringen, bei denen seine junge Frau und sein kleiner Junge Unterkunft gefunden hatten. Ueber die Lippen der Müllerin kam kein anklagendes Wort, nur ihre Augen suchten in entsetzter Frage die ihres Mannes.

Ja, seltsam war es, daß der Müller plötzlich kurz vor 10 Uhr den Turnerball unten im Gasthof verlassen hatte — war das Feuer nicht gleich nach halb 11 Uhr ausgekommen.

Aber der Nachtwächter bezeugte doch wiederum, daß er den Müller Johnas bald nach 10 Uhr, vom Oberdorf kommend, auf dem Rückweg zum Festsaal getroffen habe. Ebenso beschwor die Müllerin, daß ihr Mann um 10 Uhr nur wenige Minuten dagewesen sei, um nach dem erkrankten Jungchen zu sehen, und gleich, nachdem er sich überzeugt, daß es ihm besser gehe, wieder fortgegangen sei. Sie selbst habe sich gerade zu Bett gelegt gehabt, als sie durch den Feuerlärm aufgeschreckt worden sei.

Und die Flammen waren ja auch nicht im Wohnhause, sondern am Seitenflügel, in dem die Mahlkammer lag, ausgekommen. Seltsam war es aber wiederum, daß der Müller, der die letzten Male stets um Stundung eingekommen war, diesmal die ziemlich hohe Versicherungssumme pünktlich an die Brandkasse gezahlt hatte. Er behauptete, seine Pferde dem Händler in der Stadt verpfändet zu haben, um die Summe pünktlich zusammen zu bekommen.

Die Vermutungen und Beschuldigungen wollten nicht schweigen, schwirrten weiter, verdichteten sich zu einer festen Anklage. Die Brandkasse weigerte sich, die hohe Summe auszuzahlen, schließlich nahm sich das Gericht der Sache an. Aber dem Müller war nichts anzuhaben. Er konnte genügend Zeugen aufbringen, die mit ihm um die Zeit, als das Feuer ausbrach, im Festsaal ge-

sprochen hatten. Allen Kreuz- und Querfragen hielt er wacker stand!

Plötzlich wurde ein Vorfall bekannt, der den Verdacht völlig von ihm abzulenken begann. Der Zweitgeselle Wilhelm Jörns war seit dem Brande spurlos verschwunden! Einige erinnerten sich, ihn während des Feuers ganz hinten zwischen den Zuschauern gesehen zu haben. Weshalb hatte er sich, der doch noch ein Verwandter der Müllerin war, nicht an den Lösch- und Rettungsarbeiten beteiligt? Warum war er auch am folgenden Tag nicht zu den Aufräumungsarbeiten erschienen und blieb, trotz aller gerichtlichen Aufforderungen, sich zu melden, verschollen?

Dabei traute niemand im Dorf dem Jörns etwas Schlechtes zu. Der große, schmucke Mensch mit dem offenen, ehrlichen Gesicht war bei jedermann beliebt gewesen. War er mit dem Müller zusammengeraten und hatte er die Tat im Jähzorn begangen? Man sprach davon, daß Johnas seinen Leuten schon monatelang den Lohn schulde. Als der Müller gefragt wurde, ob er dem Wilhelm Jörns eine solche Handlung zutraue, antwortete er: „Eigentlich nicht, ich wüßte auch nicht, warum — aber wer kann sich rühmen, ein Menschenherz zu ergründen?"

Jedenfalls entlastete das seltsame Verschwinden des Zweitgesellen den Obermüller mehr und mehr, er wurde wegen mangelnder Beweise freigesprochen. Die Versicherung mußte zahlen, der Müller baute sich eine stattliche neue Mühle auf — aber der Makel blieb. Keiner wollte an Jörns Schuld glauben; der Müller bekam etwas Scheues, Gedrücktes; er mied die Menschen und hielt es mit der Flasche. Hätte nicht der Altgeselle, der schon unter dem Vater des jetzigen Müllers auf der Obermühle gedient hatte, mit eisernem Fleiß geschafft und zusammengehalten, wäre der kaum abgewendete Konkurs doch unvermeidlich geworden. Zwei Jahre nach dem Brande fand man den Müller tot auf dem Kornboden. Seitdem war es mit der Mühle wieder aufwärts gegangen.

Große Schneeflocken wirbelten durch die Luft, der Wind pfiff eisig von den Höhen herab, fegte durch die Straßen und Gassen des Dorfes und ließ das Wasser im Bach zu Eis erstarren.

„Genau ein Wetter wie vor fünf Jahren," murmelte der einsame Wanderer, der den Paßweg vom Gebirge herabkam und in die Hauptstraße des Dorfes einlenkte. Vor der Obermühle machte er Halt. Die schwere Eichentür war schon verschlossen. Auf sein Läuten kamen eilige, leichte Tritte die Treppe herab, der Schlüssel drehte sich im Schloß, er trat in den großen Hausflur ein. Einen Augenblick schloß er, von dem grellen Licht geblendet, die Augen. Ein leiser Schrei aus einem Frauenmund ließ ihn aufsehen. „Ja, Anne Johnas, ich bin's, hab' ich dich sehr erschreckt?"

Durch die Frau lief ein Zittern. „Wilhelm Jörns, du? Oh, mein Gott, was hab' ich auf dich gewartet! Welch eine Not um dich ausgestanden, weil du als Schuldbeladener fortwandertest und doch so unschuldig wie nur einer warst."

Sie zog ihn ins behaglich durchwärmte Wohnzimmer hinein. Er sah ihr tief in die Augen, dann reichte er ihr beide Hände. „Also, du hast nicht an meine Schuld geglaubt, Anne Johnas?"

„Nie und nimmer! Kannten wir uns nicht von Kindheit an, und waren wir nicht fast wie Geschwister zusammen aufgewachsen? Selbst als das Flüstern gegen dich anhub, hat so recht doch keiner im Dorf an deine Schuld glauben wollen, denn leiden haben sie dich immer gut mögen — nur daß du damals so spurlos verschwandest und so gänzlich verschollen bliebst — sag', Wilhelm, warum hast du das gettan?"

„Deinetwegen, Anne! Nur deinetwegen. — Als ich damals, der Tag jährt sich heut zum fünften Male, das Fest gegen zehn Uhr verließ, ging ich den Waldweg hinauf, um mir den Kopf frei zu laufen. Du weißt, ein großer Freund solch lauter Festlichkeiten bin ich nie gewesen. Da höre ich plötzlich Feuerlärm und erkenne von der Höhe aus deutlich, daß die Mühle brennt. Als ich atemlos unten ankomme, ist schon nichts mehr zu retten. Da hör ich, wie sie erst leise, dann immer lauter deinen Mann der Brandstiftung verdächtigen.

Anne, ich wußte, daß du keine leichte Ehe mit deinem Mann hattest. Sollte dein und deines Kindes Namen nun auch noch mit Schmutz bedeckt werden? Denn auf Brandstiftung steht Zuchthaus. Nein, Anne, dazu warst du mir damals schon zu lieb, wenn ich es auch nie hab' merken lassen. Da fuhr mir der Gedanke durch den Kopf. Verschwinde aus der Gegend, laß dich für Jahre hier nicht wieder blicken."

Frau Anne sah den Jörn mit schwimmenden Augen an. „Ich dank' dir, Wilhelm, und werd' dir's mein Lebtag nicht vergessen, was du für mich getan hast. Aber die Versicherung hat damals zu recht zahlen müssen. Mein Mann hat mir beim Leben unseres Kindes geschworen, daß er das Feuer nicht angelegt hat. Einen Tag zuvor war doch Stroh bei uns abgeladen worden, und davon lagen noch einige Gebünd draußen. Möglich, daß ein Vorübergehender achtlos ein Streichholz fort-

geworfen hat, bei dem windigen Wetter hat's gleich gefangen und die Flammen sind aufs Mühlhaus übergesprungen."

Jörns nickte ernst. „Möglich ist's ja. Als ich nun vor ein paar Wochen hörte, daß dein Mann tot sei und keiner im Dorfe so recht an meine Schuld glauben wollte, beschloß ich, zurückzukehren, um mein Glück und vielleicht auch mein Heimatrecht hier nochmals zu suchen — kannst du mich noch brauchen, Anne?" —

Da ging ein frohes Leuchten über das Gesicht der blonden Frau: „Ja, Wilhelm Jörns, Altgeselle ist und bleibt ja nun der Anton, aber wenn du Meister auf der Obermühle werden willst?" Da schlug er lachend in ihre ausgestreckte Hand und zog sie an sich.

„Scheitan"

Erzählung von E. Norma.

Vor mir auf dem Schreibtisch, der nun schon seit vielen Jahren nicht mehr auf heißem, afrikanischem Boden, sondern wieder im lieben, deutschen Vaterlande steht, stecken in einem Doppelrahmen zwei Bilder — rechts ein herziger Blondkopf von etwa zwei Jahren, links die Photographie eines Hundes . . . Scheitan!

Scheitan, d. h. der Teufel! Und wie ein rechter, kleiner Teufel sahst du aus, mein Scheitan, mit den langstruppigen, schwarzen Haaren, die tief in die Augen hingen, der gedrungenen, häßlichen Gestalt und den bleckenden, seltsam vorstehenden Zähnen. Ich kann auch nicht verhehlen, daß du es warst, Scheitan, der den einzigen Schatten in unsere strahlend glücklichen, ersten Ehejahre warf, bis — — ja, das ist nun eben das kleine Erlebnis, das ich erzählen will.

Ganz ohne eigenes Zutun war ich in Scheitans Besitz gelangt — ein sterbender Askari aus der Kompagnie meines Mannes hatte ihn mir ans Herz gelegt.

„Bibi Scheitan nehmen! Bana Stabsarzt sonst Scheitan totschlagen!" flehte der Schwarze, an dessen Krankenlager im Lazarettzimmer der Station ich stand. . . . Die schwache Hand fuhr unter die Decke und zog — gut, daß der strenge Bana Stabsarzt hiervon nichts ahnte! — einen zitternden, schwarzen, kleinen Hund hervor. Der flehende Blick aus Achmeds großen Augen bewog mich, das kleine Scheusal auf den Arm zu nehmen: der dankbare Ausdruck, mit dem der Schwarze zurücksank, rührte mich so, daß ich meine Hand auf seine Stirn legte und beruhigend sagte: „Bibi wird Scheitan lieb haben."

So kam ich in seinen Besitz.

Woher Achmed den Hund hatte, habe ich nie erfahren: wahrscheinlich stammte er von einem der zahlreich das Land durchziehenden, indischen Händler, der ihn von der Küste weg mit ins Innere und auf unsere Station gebracht hatte.

Mein Mann, sonst ausgesprochener Tierfreund, hatte von Anfang an gegen den wirklich mordshäßlichen, schwarzen Hund eine starke Antipathie. Da der kleine Kerl aber vom ersten Augenblick an mit rührender Liebe an mir hing, mir auch durch sein drolliges Wesen viele, viele Stunden des Alleinseins verkürzen half, brachte ich es, wie mein Mann wünschte, nicht fertig, ihn wieder fortzutun.

Scheitan führte nun, sozusagen, ein Doppelleben. Sobald mein Mann die Boma (Festung) verließ, erschien der kleine schwarze Kerl, der im Pferdestall bei einem Boy meines Mannes untergebracht worden war, im Haus und sprang wie toll vor Freude an mir herauf. Er ging mir dann nicht von der Seite, bis er kraft seines unglaublich scharfen Gehörs oder seiner feinen Witterung die Heimkehr meines Mannes ahnte — dann verschwand er wie der Blitz! Er verstand sich dann förmlich unsichtbar zu machen, der kleine schlaue Teufel, der sich im Laufe des Jahres zu einem mittelgroßen, immer garstiger werdenden Köter entwickelte! . . . Erwischte, was sehr selten, aber in den ersten Monaten doch ab und zu vorkam, mein guter Mann Scheitan einmal im Haus, so setzte es jedesmal so empfindliche Hiebe mit der Reitpeitsche, daß der Hund laut heulend floh und für die kommende Zeit dann wieder vorsichtiger wurde.

Unser Junge wurde geboren, und mit dem Einrücken des winzigen Persönchens hörten für mich all die vielen, einsamen Stunden auf, die mir die beruflichen Abwesenheiten meines Mannes brachten. Das Kind gedieh prächtig auf dem heißen, afrikanischen Boden, entfaltete sich mehr und mehr zur wonnigsten, kleinen Menschenknospe, und war das höchste Glück, die ganze Seligkeit von uns beiden.

Es war ganz merkwürdig! Vom ersten Augenblick bewußteren Denkens an hatte der Junge eine ausgesprochene Liebe für meinen kleinen, vierbeinigen Freund. Er krähte, kaum ein halbes Jahr alt, laut heraus, wenn Scheitan sich nur blicken ließ, was sofort geschah, wenn mein Mann

das Haus verließ. Dann schlich der kleine, zottige Kerl herbei, war unzertrennlich von dem Jungen, ließ sich von ihm zausen, mit den Füßchen treten, ja, förmlich mißhandeln.

Je ärger es Klein-Helmut trieb, desto anhänglicher wurde sein vierbeiniger Freund, und spielten beide zusammen auf dem kleinen Rasenplatz hinter dem Hause, wußte ich meinen Jungen besser aufgehoben wie bei Nunuh, seiner schwarzen Kinderfrau, deren Zuverlässigkeit sehr oft zu wünschen übrig ließ!

Der Junge war fast zwei Jahre alt geworden, an einem wunderschönen, mäßig heißen Herbsttage war's . . . Mein Mann hatte sofort nach dem Frühstück das Haus verlassen, Scheitan sich schwanzwedelnd und vorsichtig Umschau haltend, unmittelbar darauf eingefunden und beide, der Junge und der Hund, spielten vergnügt vor meinen Augen, die ich mit einer Handarbeit in unmittelbarer Nähe saß.

Dicht am Hause lag das grüne, sorgfältig geebnete Fleckchen „Garten", dem ein riesiger, alter Mangrovenbaum wohltuenden Schatten spendete. Ich hatte die Arbeit in den Schoß sinken lassen und sah voll Wonne auf meinen Jungen. Er saß im Gras auf einem kleinen Teppich; sein zierliches Stumpfnäschen mir im Profil zugewendet, warf er immer wieder einen kleinen Ball, den Scheitan laut blaffend und unermüdlich stets aufs neue abportierte . . . Ein niederer, hellgestrichener Lattenzaun umfriedete unser „Gärtchen" — köstlich, warme Stille, nur unterbrochen von den jauchzenden Tönchen des Kindes, mit denen es immer aufs neue seinen kleinen vierbeinigen Freund anfeuerte.

Im Eifer des Spiels hatten wir alle die am Zaun herankommenden Schritte überhört — es war auch wohl das erstemal, daß mein Mann schon nach so kurzer Zeit heimkehrte. Scheitan konnte gerade noch mit einem geschickten Satz und einem scheuen Blick auf den Näherkommenden hinter meinem großen Korbstuhl verschwinden!

Dann kam es . . . das Entsetzliche, Fürchterliche, das ich bis ans Ende meiner Tage nicht vergessen werde . . . in Sekunden zusammengedrängt, sich blitzschnell abspielend. — Die sehnige, schlanke Gestalt meines Mannes lehnte am Zaun, mit beiden Armen sich aufstützend schaute er von jenseits strahlend zu uns herüber, auf mich, auf seinen vergötterten Jungen, der, den Vater erkennend, jauchzend beide Aermchen ihm entgegenhob. Im selben Augenblick ein röchelnder Aufschrei meines Mannes, ich sehe das braune, scharfgeschnittene Gesicht fahl werden wie das eines Toten . . . ich sehe — und das Blut erstarrt mir in den Adern, der Herzschlag setzt fühlbar aus — sehe hinter dem Körperchen meines Kindes ein schmales, buntgeflecktes Etwas sich in die Höhe heben . . . wie ein buntfarbiges Band glitzert's in der Sonne . . . sehe den eigentümlich geformten, platten Schlangenkopf, die züngelnde, weit hervorschnellende Zunge unmittelbar, nur wenige Zoll entfernt vom Lockenköpfchen des ahnungslosen Kindes. — — —

Sekunden sind es, hundertstel Sekunden! . . . Da, im selben Augenblick ein wahrhaft rasendes Aufbellen — eine schwarze Kugel fliegt hinter meinem Stuhl hervor, der sehnige Körper des Hundes schnellt in einem einzigen Satz vorwärts, ein wildes Zupacken — Scheitan hat mit einem wütenden, scharfen Biß dem Reptil den Kopf vom Körper getrennt. Ein rasendes Schütteln und mit allen Zeichen des Abscheus speit Scheitan den Schlangenkopf weit von sich ins grüne Gras, der glatte Körper des Reptils windet sich noch in Zuckungen dicht neben dem weißen Kleidchen unseres Kindes.

Nie im Leben vergesse ich den Aufschrei, mit dem mein Mann in wenig Sprüngen das Kind empor und in seine Arme reißt — er ist schneebleich, und ich sehe das Zittern seiner Lippen, die sich tief, tief in die Locken des Köpfchens vergraben.

Wir beruhigten beide das Kind, das ahnungslos der gräßlichen, eben entronnenen Gefahr, nun vor Schreck laut aufweint. Und während es, jetzt auf meinem Schoße sitzend, allmählich ruhig wird, langt meines Mannes Rechte unter meinem Stuhl und das dort zusammengeballte Etwas am Genick packend, hebt er es mit einem einzigen Griff auf den kleinen Gartentisch, neben meinem Stuhl. „Scheitan!!" . . . Ich sehe, wie die Hand bebt, die dem Tierchen immer und immer wieder über das struppige Fell streicht, ich höre das Zittern der Stimme und sehe den feuchten Schimmer in den stahlblauen Augen meines Mannes.

Und Scheitan —?! Der kleine, verprügelte Scheitan blickt scheu, mit eingekniffenem Schwanzstummelchen seinem Herrn nach den Augen. Die ersten Blicke, ich möchte fast sagen, ein bißchen verlegen, dann mit dem ihm eigenen, feinen Instinkt sofort die veränderte Sachlage erfassend, reckte er sich förmlich unter der liebkosenden Männerhand, schob sich auf allen Vieren auf der Tischplatte vor und forderte mit kurzem, fröhlichem Blaffe unser Bübchen zu neuem Spiel auf.

Und so wurde aus Scheitan der nicht nur scheu geduldete, nein, mit vollem Herzen anerkannte, treue, vierbeinige Hausfreund von uns allen!

Der Kammerdiener des Königs

Eine heitere Skizze von A. v. Gleichen-Rußwurm.

Als er zu Bett gegangen und die Gesellschaft der aufwartenden Kavaliere entlassen war, fragte König Franz der Erste seinen Kammerdiener, Louis Brabant: „Nun, Louis, Du bist ja traurig. Was ist mit Dir?“

„Herr, Ihr werdet lachen, es ist um ein Mädchen.“

„Du kannst doch so viele haben, wie Du willst — hübscher Bursch, des Königs Kammerdiener.“

„Viele, aber die Eine nicht. Die Eltern sind Kaufleute und wollen einen reichen Geschäftsmann für ihr Kind.“

„Du bist doch nicht auf den Kopf gefallen. Streng Dich an, Louis — ein guter Scherz erobert die Braut.“

„Das ist's, Herr! Ihr bringt mich auf den rechten Weg.“

Schon lachte Louis Brabant, und sein Lachen klang aus den Falten des Himmelbetts und aus der Stubenecke weit oben, so daß der König mitlachte und meinte: „Du wirst's schon machen, Spaßvogel.“

Dann drehte er sich um, und Louis verließ das Gemach, nachdem er vorsichtig die Kerzen gelöscht.

* * *

Des Königs Kammerdiener schlenderte noch durch die Stadt Paris und kam am Haus des Bankiers Saint-Gille vorüber. Er sah Licht im Hause und vermutete den Geizhals über seinen Büchern.

Er klopfte lautdröhnend an die Haustür mit dem bronzenen, schöngezierten Griff, klopfte noch einmal und noch einmal, aber es dauerte lange, bis der Alte die Treppe herunterkam, durch ein Fensterchen auf die Straße spähte und nach dem Begehren des späten Besuches fragte.

„Der Kammerdiener des Königs, Herr Saint-Gille, mit wichtiger Botschaft.“

Saint-Gille erhob die Leuchte, erkannte den Mann und öffnete: „So spät, Herr Brabant,“ sagte er. „Kommt herein. Was wollt Ihr?“

„Geld,“ lautete die kurze Antwort.

„Das wollen alle von mir. Wozu? Warum? Wie viel?“

Sie waren im Zimmer des ersten Stocks angekommen, als Brabant erwiderte: „Dreitausend Livres für den Krieg gegen die Türken.“

„Macht keine Witze! Türkenkrieg? Kein Mensch spricht davon.“

„Ihr seid auch der Erste, der davon erfährt. Ihr gebt für die Vorbereitung dreitausend Livres und könnt mit der Nachricht zehntausend verdienen. Das Geschäft bring' ich Euch.“

„Ihr lügt und wollt das Geld vertun, um das Ihr mich geprellt habt.“

„Bei allen Heiligen,“ begann Louis zu schwören . . . da setzte er plötzlich ab, ein Seltsames geschah und Herr Gille, dessen Frömmigkeit in starkem Aberglauben auslief, zitterte an allen Gliedern.

„Bei Eurem Seelenheil,“ klang eine Stimme laut und drohend von der Decke des Zimmers, „helft die Ungläubigen zu bekämpfen! Ihr macht viele Sünden gut, gebt Ihr das Geld.“

Louis stand mit niedergeschlagenen Augen vor dem Erschrockenen: „Macht, was Ihr wollt,“ sagte er einfach und wendete sich zum Gehen.

Doch Herr Saint-Gille griff in seine Kasse, entnahm ihr mit unruhigen Händen das Geld und drängte es dem Kammerdiener auf: „Nehmt, nehmt!“

Der ließ es sich nicht zweimal sagen, zählte die Summe, steckte sie ein und empfahl sich.

Als Brabant das Haus verlassen hatte, wankte der Bankier wieder hinauf, sank ermattet auf seinen Sessel und stöhnte: „Der Schrecken! Aber eine gute Tat — und ein gutes Geschäft.“

Am anderen Vormittag erschien des Königs Kammerdiener fein angetan im Hause des Kaufmanns Lecadieu und ließ sich von seiner Angebeteten, der süßen kleinen Margot, ins Empfangszimmer führen. Margot hatte ein verweintes Gesichtchen und flüsterte: „Louis, die Eltern geben nicht nach, ich muß den Wirt an der Ecke heiraten, den dicken, reichen Witwer!“

„Keine Angst! Heute geben sie nach,“ meinte er ebenso leise und drückt im Dunkel der Treppe dem Mädchen einen herzhaften Kuß auf die Lippen.

Dann wartete er oben im Zimmer, bis Herr und Frau Lecadieu steif und mit wichtigen Mienen ins Zimmer traten. Zierlich gesetzt, wie es der Zeitgeschmack erforderte, stellte Louis Brabant seinen Antrag bei Margots Eltern und fügte mit offensichtlichem Stolz, wenn auch ein wenig verlegen hinzu, daß er der Gnade des Königs dreitausend Livres verdanke.

Madame Lecadieu zerdrückte wohl ein Tränchen und stieß Herrn Lecadieu wie unabsichtlich an, er könne vielleicht doch . . . aber der Kauf-

mann blieb in seiner Absage fest. Er wollte nun einmal nichts von leichtsinnigen Leuten wissen, von denen der Hof nur so wimmele.

Leise war Margot wieder ins Zimmer geschlichen und drängte sich hinter die breiten Röcke der Mutter. „Mein Vater!“ flehte sie von dort mit erhobenen Händen.

„Schweig!“ donnerte der Haustyrann. — Da ... ein Wunder, die Frauen bekreuzten sich. Aus der Ecke des Zimmers, wo das Bild der Madonna hing, tönte eine zarte Stimme: „Lecadieu, gehe in Dich. Hast Du Dein Weib glücklich gemacht? Willst Du Deine Tochter auch unglücklich machen? Nur aus gemeinem Geiz? Gib sie dem braven Mann.“

Lecadieu starrte in die Ecke. Er wußte nicht, wie ihm geschah.

„Um Deiner Seligkeit willen, Lecadieu,“ schrie die Mutter, „gib nach!“

Und Lecadieu gab voller Angst seine Einwilligung, wie in der Nacht Herr Saint-Gille das Geld gegeben hatte. Die kleine Margot war glücklich und kniete nieder vor dem wundertätigen Bild.

* * *

Als der König am Abend wieder zu Bett gegangen war, lachte Louis Brabant vor Vergnügen und konnte seine Freude nicht an sich halten.

„So lustig, Louis?“

„Ja, Herr, Euer Rat hat mir geholfen. Euch verdanke ich mein Glück, denn Ihr habt mir zu einem guten Gedanken verholfen.“

Dann erzählte er, was geschehen war.

„Einmal,“ sagte ihm der König darauf, „hast Du Deine Kunst aus dem Bauche zu sprechen, schlecht angewendet, und das verdient Strafe; das zweite Mal gut, und das verdient Lohn. Zur Strafe trägst Du Herrn Gille die dreitausend Livres wieder ins Haus und begleitest mich in den Türkenkrieg, denn Du hast recht aufgeschnappt, er bricht wirklich aus. Zum Lohn für Deine Brautwerbung, die mich weidlich lachen macht, schenk ich Dir dreitausend Livres. Auf die hin kannst Du heiraten, wenn der Feldzug vorüber ist.“

Und so geschah's.

Herr und Knecht

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Der höchste Bauer im Böhmerwald ist der Wölfl in der Wolfau. Sagen es dort die Namen schon, daß da seit Urzeiten Wildwuchs wuchert, und Wildtiere äsen, Winterstürme wüten.

Zwar, die Wölfe und Bären, die Luchse und Wildkatzen sind auch hier oben in der Wolfau längst ausgerottet. Geblieben ist nur der Name und der Wölfl selber als Nachfahre eines Geschlechtes von Kohlenbrennern, die hier die Wildnis gerodet und dem steiligen Berghang eine karge Hütweide für ein paar magere Kühe und für sich selbst eine kümmerliche Ackernahrung abgerungen haben. In kurzen, wettertobenden Sommern gedeiht hier oben nichts als Erdäpfel, Kraut und ein wenig Hafer als Brotfrucht. Der Wiesenhang ist einmähdig und schon strohdürr, wenn der Wölfl und sein Knecht zum Mähen ausrücken. Bei jedem dritten Hieb müssen sie wetzen, bei jedem zwölften dengeln, weil der Bürstling und die versteckten Steine jede Schärfe nehmen. Wenn sie mit dem Mähen fertig sind, können sie mit ihren Sensen Holzsägen, so voller Scharten und Kanten sind sie geworden.

Vor ein paar Jährlein ist's dem Wölfl noch gut gegangen, so gut, daß er mit keinem Hofbauern im Schmalzdobel drunten, wie man die fetten Waldgründe heißt, getauscht hätte. Da ist er im Sommer in den Staatsforst gegangen als Rottmeister und Waldaufseher, im Winter hat er dann mit seinen Oechslein gefuhrwerkt, während der alte Hannes, der Knecht, daheim die Wirtschaft besorgte. Da hat dann der Wölfl alljährlich auf Lichtmeß seinen Knecht rechtschaffen entlohnen können und ihm selbst ist auch noch ein Strumpf voll blanker Taler geblieben. Wenn ich im Sommer auf kurze Urlaubstage in die geliebte Heimat fahre, ist einer meiner ersten Gänge jedesmal zum Wölfl in die Wolfau hinauf. Da sitze ich erst eine Weile auf einer Steinhalde und halte Schau in die weite Welt hinaus, die aus duftigen Fernen blaut. Dann schaue ich mir das Gewese auf der Wolfau selber an. Es ist noch der alte Wildwuchs wie in meinen Knabenzeiten. Brombeerranken kriechen üppig in das dürre Haberfeld hinein, im Krautacker behaupten Heidelbeerbüsche ih ruraltes Heimatrecht, aus dem Erdäpfelacker ragen Granitblöcke wie von Vorzeitriesen hineingeschleudert. An den Steinhalden hin ziehen sich die Haselstauden mit faustgroßen Fruchtknäueln, reife Erdbeeren laden lockend und verführerisch aus sonnigen Mulden, und von der einmähdigen Wiese her duften Arnika und Heidekraut um die Wette, dieweil der heimtückische sensenmordende Bürstling auf neue Untaten sinnt.

Inmitten dieser sommerprächtigen Waldwild-

nis steht das Wölflhäusl mit seinem Holzschrott und den windschiefen Schuppen und Scheuern wie eine verwunschene Märchenheimat. Man merkt es dem sonnenbraunen Holzgebälk mit den winzigen Fenstern noch heute an, daß es ehedem nur ein Unterschlupf war für Kohlenbrenner. Wie das Gewerbe allmählich verfiel, ist aus der Köhlerhütte ein Berghöfl geworden und der Wölfl der höchste Bauer im Böhmerwald.

„Das schönste Höfl im Land hab ich," behauptet der Wölfl auf der Hausbank beim Plauschen. „Alle Augenblick steigt ein Maler daher und färbelt es auf die Leinwand. Wenn ein Sommerfrischler auf dem Gangsteig vorbeigeht, knipst er das Höfl und mich dazu mit meiner Tabakspfeifen. Und du selber, du Spitzbub, hast hinter meinem Rücken ein Gedicht gemacht auf das Höfl und mich. Hab's schon gelesen im Wochenblatt, du Schlankl!"

„Ist schon recht, Wölfl, alter Haudegen. Wie es dir sonst geht, möcht ich wissen, jetzt in dieser lausigen Zeit."

Der Wölfl spuckt in weitem Bogen auf die einmähdige Wiesen mitten in den Bürstling hinein. „Fehlt sich nichts," sagt er. „Vor dem Finanzamt haben wir unsere Ruh. Vorigen Winter wär einer zum Pfänden gekommen wegen der rückständigen Steuern, verstehst? Bleibt der Lalli nicht in einer Schneegwaden stecken bis zum Hals herauf! Ein paar Stunden haben wir ihn schnäbeln lassen, nachher haben wir ihn ausgeschaufelt, ich und der Hannes, und das wie? Der muß heut noch blaue Flecken haben von unsern Schaufelstößen. Der kommt nimmer!"

„So, so," sage ich bedächtig, „das war also sozusagen eine Radikalkur."

„Jawohl! Der weiß, wie er dran ist. Seit wir in der Früh und zum Nachtmahl bloß mehr eine Hafersuppe und zum Mittagessen Kraut und Erdäpfel haben, brauchen wir auch keinen Doktor und keinen Bader mehr, ich und der Hannes."

„Ja, ja," sage ich anerkennend, „die Nüchternheit und die Mäßigkeit, die erhalten den Menschen gesund. Man weiß ja eh nicht, von was man satt wird."

„Fett?" rebellt der Wölfl und reckt seine hageren Gliedmaßen, daß die Gelenke knacken. „Fett werden wir nicht da heroben, und von uns wird auch niemand fett, am wenigsten der Notar."

„Der Notar? Wieso der?" frage ich verwundert. „Willst etwa schon übergeben und wem?"

Der Wölfl schüttelt das magere Haupt und meint: „Das verstehst du nicht aufs erstemal, das muß ich dir ausdeutschen. Der Notar nämlich, der Bazi, hat uns nicht verbriefen wollen. Und warum? Weil ich die sündteuren Gebühren nicht hab büchseln können. Jetzt haben wir's anders gemacht, ich und der Hannes. Nämlich mit drei Kreuzeln im Kalender, weil ein jeder schon das Schreiben verlernt hat da heroben auf unserer Höh."

„Ja, Wölfl, wie kommst denn du dazu, daß du dem Hannes, deinem Knecht, den Hof verschreiben lassen willst?"

„Das muß ich dir eben ausdeutschen. Nämlich das kommt von der neuzeitlichen Wirtschaftsweise oder vom bargeldlosen Zahlungsverkehr, wie man alleweil liest im Wochenblatt. Wie ich den Hannes zwei Jahr' lang den Lohn nimmer hab zahlen können, hab ich zu ihm gesagt: Hannes, hab ich gesagt, das mag ich nimmer, meiner Lebtag bin ich niemand nichts schuldig geblieben. Weißt was? Ich laß dir jetzt den Hof zuschreiben. Nachher bist du der Herr und ich der Knecht. Weil aber der Notar nicht mögen hat wegen dem Diridari, den ich nicht gehabt hab, haben wir einfach im Kalender drei Kreuzel gemacht und der Hannes ist Bauer gewesen und ich Knecht. Natürlich hat mir der Hannes den Lohn so wenig zahlen können wie ich ihm. Wie also zwei Jährlein herum waren, sagt der Hannes zu mir: ‚Wölfl,' sagte er, ‚das mag ich nimmer. Meiner Lebtag bin ich niemand nichts schuldig geblieben. Weißt was? Ich schreib dir jetzt im Kalender den Hof wieder zu mit drei rechtschaffenen Kreuzeln. Nachher bist du wieder der Bauer und ich der Knecht.' Mir ist's recht, weil's ja Wurst ist, ob ich dem Hannes oder der Hannes mir den Lohn schuldig bleibt. Zahlen kann ihn keiner, und so wechseln wir alle drei Jahre ab, einmal ist der Hannes Bauer, einmal bin's ich. Jetzt ist die Reihe wieder an mir, jetzt bleib ich den Lohn wieder schuldig. Siehst, und das Schönste dabei ist, daß einer dem andern nichts vorwerfen kann, weil einer dem andern alleweil gleich schuldig ist. Und auf die Weis' sind wir alleweil quitt. Null von Null hebt sich auf."

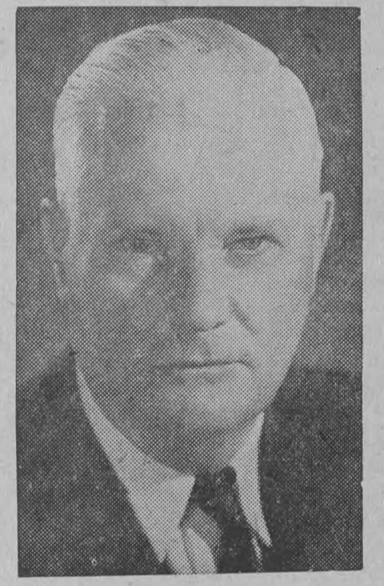
„Wölfl," sage ich ergriffen, und dennoch ein jubelndes Auflachen verbeißend, „ihr zwei, du und der Hannes, seid die klügsten Köpfe von der Welt. Eure Weisheit muß in die Zeitungen, in allen Zungen soll sie klingen, über den ganzen Erdball muß sie von Haus zu Haus fliegen und jedes Herz entzünden. Denn ihr zwei habt das Allerweltsproblem auf die einfachste, ehrlichste und rechtschaffenste Weise gelöst. Wölfl, paß auf, das nächstemal wirst du Innenminister und dein Knecht, der Hannes Außenminister. Denn ihr zwei habt das politische und wirtschaftliche Pulver erfunden, wenn ich mich so ausdrücken darf. Dein Name, Wölfl, wird einst zu den Sternen erhoben sein! Wirst sehen, Wölfl, wirst sehen."

Manitoba unterstützt kleine Geschäfte

Von Hon. J. S. McDiarmid
Minister für Bergwerke, Naturschätze, Industrie und Handel.

Das Problem kleine Geschäfte gesund zu erhalten ist von großer Wichtigkeit für jeden Bürger Manitobas. Die kleinen Geschäfte beschaffen nicht nur Arbeitsmöglichkeiten für die Männer und Frauen der Provinz, sondern erhöhen auch ihren Wohlstand. Sie überlebten ernste Depressionen, dann die Hochkonjunktur des 2. Weltkrieges und befinden sich jetzt in einer zuversichtsvollen Stimmung die sie seit mehr als einer Generation nicht gekannt haben. Aber der kleine Geschäftsmann darf sich nicht erlauben seinen Platz in dem bevorstehenden Konkurrenzkampf mit Zufriedenheit über seine Fähigkeiten zu halten.

Manitobas Departement für Handel und Industrie hat eine neue Reihe von Bulletins eingeführt, um den Inhabern von kleinen Geschäften und solchen Personen, die diese Geschäfte in Manitoba zu gründen beabsichtigen, beratend und helfend beizustehen. Vorbereitet in Zusammenarbeit mit Manitobas Geschäftsvereinen, Banken und kleinen Geschäftseigentümern erbringen die Bulletins die Weisheit und Erkenntnisse vieler inbezug auf Tatsachen und Erfahrungen welche allen Geschäftsführungen gemeinsam sind, ohne Unterschied der einzelnen Branchen.



Hon. J. S. McDiarmid

Die Bulletins sehen vor, die 7 Hauptkrankheiten kleiner Geschäfte zu heilen, welche weitgehende Studien in den Vereinigten Staaten uns gezeigt haben. Diese sind:

1. Mangel an entsprechenden Fähigkeiten ist die Hauptschwäche. Ungünstige Außenumstände gesellen sich zueinander and zwingen zum Bankerott.
2. Ein Fehler ist, die richtige Reichweite des Unternehmens zu übersehen, den Charakter des Marktes, die Art der psychischen und personellen Ausstattung, welches oft junge Unternehmen in Zahlungsschwierigkeiten bringt.
3. Der vorherrschende Grund dieser Fehlschläge ist unfähige Finanzführung, Nichtführen von Geschäftsbüchern, unsichere Kreditgewährung, schlechte Uebersicht über Einnahmen und Ausgaben.
4. Der Fehlschlag, die allgemeine Situation zu beurteilen oder zu übersehen ergibt oft eine überraschende Zahlungsunfähigkeit.
5. Unfähigkeit, die Aenderung der Zustände festzustellen, unfreundliche Beziehungen zwischen Kundschaft und Geschäft und bis zu einem gewissen Grade die menschlichen Schwächen, wie Ungewandtheit, Vernachlässigung usw., können für kleine Besitztümer verhängnisvoll sein.
6. Der Druck der Konkurrenz, solange nicht durch intelligente Führung abgewiesen und geprüft, kann oft ein kleines Geschäft zum Untergang bringen.
7. Wirtschaftliche Veränderung, ungünstige Gesetzgebung und Gottes Taten vernichten hin und wieder gutgeführte Geschäfte. Aber diese haben im allgemeinen verhältnismäßig geringe Bedeutung.

Der erste Bulletin, welcher veröffentlicht wird, „Finanzierung ihres Geschäftes", wurde erstellt von Prof. Gordon Donaldson, B. Comm., M.A., M.B.A., von der School of Commerce, Manitoba Universität, unterstützt durch die Western Sub-Sektion der Canadian Bankers' Association, der Industrial Development Bank und einer Anzahl kleiner Geschäftsunternehmer Manitobas. Dieser befaßt sich mit der Grundfinanzierung kleiner Geschäfte. Besondere Spalten sind den Kapitalsquellen, ihren Selbstkosten und ihrer Verwendung gewidmet. Ein sorgfältiges Studium der Informationen dieses Berichtes verschafft die erforderliche Grundkenntnis zu einer intelligenten Führung und erfolgreichen Ergebnissen.

In Vorbereitung befindliche andere Bulletins enthalten Bestimmungen betreffs kleiner Geschäfte. Einkauf neuer Industrie- und Verbrauchsgüter, Einkaufs- und Inventar-Ueberprüfung, Kontrolle und Gebrauch von Krediten, Geschäfts-

unterlagen- und Karteiführung, Reklame: „Wo eröffnet man ein kleines Geschäft.“

Förderliche kleine Geschäfte, die immer mehr die Spielregeln intelligenter Geschäftsführung beachten, bestätigen in ihrer Art, daß die wohlgemeinten Informationsquellen der Provinz nicht durch ungeschickte Anwendung mißbraucht werden sollen. Soweit zwischen kleinen Geschäftsleuten Stockungen und Fehlschläge durch umsichtige Leitungen vermieden werden können, ist das Kapital der Provinz und die Währung beständiger kleiner Geschäftsleute gesichert.

Die Sparten des Management Aid Bulletins (Tagesbericht über Geschäftsführungshilfe) können die individuellen Grundeigenschaften von Intelligenz und Initiative nicht beschaffen, aber hinsichtlich der Tatsache, daß sie Erfahrungen von Geschäftsleuten und Fachgruppen enthalten mit einer vertrauten Kenntnis erfolgreicher Geschäftshandlungen Manitobas kleiner Geschäfte, verhelfen sie doch, sich mit einer besser informierten Konkurrenz und einer findigen Kundschaft zu messen.

Wenn die kleinen Geschäftsleute gelehrt werden die Anfangsmethoden für tüchtige und ehrliche Geschäftsführung anzuwenden, werden sie im allgemeinen eine größere Gesamterzeugung erzielen und viel mehr Arbeitsmöglichkeiten in sich bergen, wie auch ein höheres Grundgesamteinkommen erreichen.

Bluthunde

Von Lawrence G. Green

Siebenhundert Menschen hatten auf der Suche nach einem zweijährigen Kind, das, während die Mutter Blaubeeren pflückte, verschwunden war, die Felder erfolglos durchstöbert. Um drei Uhr nachts kam ich mit zwei meiner besten Bluthunde an und schickte die Leute heim, damit die Hunde ungestört arbeiten konnten. Ich ließ die Hunde an einem Spielhöschen des Kindes Witterung nehmen und erteilte ihnen den Suchbefehl. Die Nasen dicht am Boden, zerrten sie mich durch eine Baumschule hindurch in eine Sandgrube, wo das Kind vor ein paar Tagen gespielt hatte. Die Hunde verharrten einen Augenblick in gespannter Haltung und nahmen plötzlich Witterung. Im selben Augenblick jagten sie zurück und auf die Menschenmenge zu, die um das Haus herumstand. Jeden überrennend der ihnen im Weg stand, verschwanden sie im Haus. Auf eine Entfernung von einem Kilometer und über die Gerüche von zweihundert Menschen hinweg, hatten diese herrlichen Tiere die schwache Witterung aus dem leeren Zimmer aufgenommen, in dem das Kind sich zuletzt aufhielt.

Nun verfolgten sie die Spur aus dem Haus hinaus bis zu dem Platz, wo das Kind zuletzt gesehen worden war, und rannten über eine Wiese in einen Sumpf hinein. Ich merkte an ihrem Gebahren und an ihrem Schnauben, daß wir dem Kind nun ganz nahe waren, hielt aber die Hunde zurück, bis wir etwas besseres Tageslicht haben würden. Der Vater rief immer wieder den Namen des Kindes, aber es kam keine Antwort. Man mußte fast annehmen, das Kind sei in dem eisigen Wasser ertrunken.

Im Schein des ersten Tageslichts erblickten wir das vermißte Kind nur ein paar Meter von uns entfernt, wie es bis an die Brust im Wasser saß. Es konnte vor Erschöpfung nicht sprechen, war aber im übrigen unversehrt.

Auf diese Art hatten meine Hunde im vergangenen Sommer achtmal verlorengegangene Kinder und alte Leute gefunden.

In der ganzen Welt gibt es kaum ein Tier, das so falsch beurteilt wird wie der Bluthund. Die allgemeine Meinung hält die Nutzhunde für blutrünstige, wilde Tiere, die ihre Beute nicht nur verfolgen, sondern auch anfallen. In Wirklichkeit sind sie die angenehmsten und harmlosesten Tiere, die einen Menschen nie ohne weiteres angreifen. Niemals wollen sie dem Verfolgten etwas Böses.

Vor einigen Jahren verschwand in Wales ein kleines Mädchen. Es war zuletzt am Fluß spielend gesehen worden. Die Nachbarn suchten die ganze Nacht hindurch ohne Erfolg und begannen am Morgen den Fluß mit Netzen zu durchfischen. In der darauffolgenden Nacht traf Hauptmann V. G. Mullikin, zu seinen Lebzeiten der größte Bluthundgeher Englands, mit seinem berühmten Hund Nick Carter an. Dieser als „dummer Schweißhund“ bekannte Hund, der ohne einen Laut seine Fährten verfolgte, wandte sich sofort vom Fluß weg. Mullikin und der Vater des Kindes, die sich mit einer Laterne ausgerüstet von dem Hund mitziehen ließen, stolperten über eine Wurzel, wobei die Laterne zerbrach und erlosch. Der Hund stürmte weiter und die Männer folgten ihm, von Zeit zu Zeit Streichhölzer anzündend, durch das Dickicht . . . endlich vernahmen sie in der Nähe kindliche Laute und erblickten das

Kind, dessen Röckchen sich in den Dornen eines Brombeerstrauches verfangen hatte. Es hatte ein Aermchen um den Hals des Hundes gelegt und das Tier leckte ihm das Gesicht, wie um es zu trösten.

Es werden meistens nur reinrassige Bluthunde gezüchtet. Ich selbst fange mit der Abrichtung der jungen Hunde erst an, wenn sie mindestens ein Jahr alt sind. Bis dahin sind sie zu zerstreut. Zuerst lasse ich ein paar Jungen sich aufstellen, die ihre mit Leber eingeriebenen Hände auf dem Rücken versteckt halten. Einer hat das Stück Leber in der Hand, der Hund hat jedoch von allen Jungen die gleiche Leberwitterung in der Nase. Dann lasse ich den Hund an einem Kleidungsstück des Jungen riechen, der die Leber in der Hand hat. Findet er nun diesen richtig heraus, so darf er die Leber fressen. Findet er ihn nicht, dann bekommt er einen kleinen Klaps auf die Schnauze.

Am schlechtesten verfolgt sich eine Spur an heißen, trockenen und windigen Tagen, während in kühlen, feuchten Nächten die Hunde fähig sind, mehr als fünfzig Meter von der eigentlichen Fährte entfernt diese zu verfolgen, sofern ihnen der Wind die Witterung zuträgt. Ich lasse auf der Suche die Tiere nie von der Leine los, denn einem freilaufenden Bluthund vermöchte kein Mensch zu folgen. Auf einer langen Fährte muß man die Hunde mit Gewalt zu einem Halt zwingen, damit sie rasten und saufen. Sich selber überlassen, würden sie sich zu Tode rennen.

Ein klassisches Beispiel hierfür ist das Schicksal des berühmten Bluthundes „Jo-Jo", der zusammen mit seinem vierbeinigen Gefährten „Blitzstrahl" einen Verbrecher verfolgte. Die Spur führte über eine eingleisige Eisenbahnbrücke, die einen Fluß überspannte. Die drei, nämlich der Leiter mit seinen beiden Hunden, waren schon halb drüben, als ihnen ein Zug entgegenbrauste. Der Mann sprang ins Wasser und zog „Blitzstrahl" nach. „Jo-Jo" ließ sich jedoch nicht von der Spur wegziehen und wurde vom Zug überfahren.

Dieselben Hunde hatten im Fährtenlesen einen Entfernungsrekord aufgestellt. Ein Dieb hatte ein Pferd samt Einspänner gestohlen. Man ließ die Hunde an dem Striegel riechen, mit dem das gestohlene Pferd gestriegelt worden war. Sogleich nahmen sie die Spur auf und verfolgten sie mit kurzen Unterbrechungen für Ausruhen und Fressen von Mittwochmorgen bis Freitagnacht, nämlich über 214 Kilometer, bis sie ihren Mann zur Strecke gebracht hatten.

Leider gibt es heute immer noch viel zu wenig dressierte Tiere. Ihre Zucht wird im ganzen annähernd vierhundert betragen.

Für immer!

Ich sag' es immer mir und immer wieder,
So oft die Brust durchstürmt ein herber Schmerz:
Du sollst verlernen nicht die frischen Lieder
Und nie den Glauben an das Menschenherz.

Ich sag' es immer mir, zu jeder Stunde,
So oft der Zweifel will an mich heran:
Es kommt die Wahrheit nur aus deinem Munde,
Vergib, o Mensch, so ich dir weh getan!

Ich sag' es mir, so oft nach einem andern
Mein Herz in heißer Sehnsucht will vergehn:
Bleib' wahr und treu dir selbst, nicht alle wandern
Vorüber — eins wird auch für dich bestehn.

So sag' ich's immer mir und immer wieder!
Und mag's in Lust sein oder herbem Schmerz,
O tönet fort und fort, ihr frischen Lieder,
Im Glauben an ein treues Menschenherz!

Max Eberhardt.

Die Schachtel der alten Mine

Von Auguste Supper

Die Mine war jene Weißhaarige, hinter der ich, der Pfarrwilhelmle, und mein Freund, des Bäckerfritzen Ludwig, der Luile, herzuschreien pflegten: „Bleibende Statt, bleibende Statt."

Die Alte schaute sich dann langsam um und zeigte ein runzliges Gesicht mit roten Bäckchen, das in seiner welken Rosigkeit aussah wie ein schöngefärbter Winterapfel im Mai, wenn er über die Zeit gelegen ist.

Hellblaue Augen blickten voll Freundlichkeit aus dem Altweibergesicht, und ein stilles Lächeln lief darüber hin, von dem ich erst viel später merkte, zu welcher Sorte es gehörte. Als Bub habe ich, wie meine Kameraden, dieses Lächeln immer in ein ganz verkehrtes Fach geschoben.

Ich mußte jeden Abend knapp vor dem Betglockläuten mit einer blechernen Kanne hinten um den Kirchhof herum und mußte Milch holen bei der alten Mine, die etwas abseits von unserem Dorf einschichtig wohnte und eine ebenso einschichtige Kuh im kleinen Stall hatte. Meine Mutter pflegte zu sagen: „Der Mine ihre Milch ist die beste im Dorf, weil sie aus dem friedlichsten Stall kommt."

Der Vater zog stärker an seiner Pfeife und warf mit Stirnrunzeln hin: „Drücke dich richtiger aus, Luise! Sage: Der Mine ihre Kuhmilch, oder: Die Milch von der Mine ihrer Kuh —"

Meine Mutter lachte dann (sie hatte eine etwas leichtfertige Art zu lachen) und sagte: „Gott, ja! Kuhmilch, Geißmilch — ich meine halt der Mine ihre Milch —"

Darauf verwies es ihr der Vater, den Namen Gottes ins Gespräch zu ziehen, worauf sie alsbald einen roten Kopf bekam. Aber nicht aus Beschämung, denn sie hatte in dieser Hinsicht eine ganz respektable Hornhaut, sondern einfach aus Zorn, der ihr ungemein leicht auflohte.

Sie sagte dann oft ganz kräftige Sachen, die mir einst äußerst treffend vorkamen, von denen aber mein Vater meinte: „Luise, Luise — vor dem Buben —"

Dann nahm sie mich an der Hand, schob mich vor die Tür und sagte: „Hinaus, Wilhelmle! Horch lieber von außen."

Und ich habe sehr oft von außen gehorcht und habe meine Freude gehabt an den Ansichten meiner Mutter.

Aber sie ist jetzt auch tot. Acht Tage nach meinem Vater ist sie gestorben. Man weiß nicht, an was. Unser alter Doktor sagte, an Herzkrämpfen. Aber von unserem alten Doktor behauptete meine Mutter bei Lebzeiten, er sei ein alter Esel, der den Typhus mit dem Wochentölpel verwechsle. Schließlich ist's ja auch ganz einerlei, an was einem die Mutter gestorben ist. Sie ist eben nicht mehr da, und die Welt — na also —.

Zu mir hat sie gesagt, ehe sie ging: „Wilhelmle," sagte sie, „wenn ich mich verteilen könnte, dann täte nur die eine Hälfte zum Vater hinübergehen, und die andere Hälfte täte bei dir bleiben. Aber ich kann's nicht, in Gottes Namen. Da gehe ich halt ganz zum Vater. Der braucht mich noch nötiger als du. Du weißt ja, was für ein Mensch er gewesen ist. Hast ihn ja gekannt — Gott verzeih mir's —"

Und sie schloß ihre Augen und tat sie nicht mehr auf zu diesem irdischen Licht, und ich konnte ihr nicht sagen, was früher der Vater so oft gesagt hat: sie solle den Namen Gottes nicht ins Gespräch ziehen.

Da hat denn auch nicht sie, sondern ich den roten Kopf bekommen an jenem Tag. Einen roten Kopf, als wolle mir alles Blut zu den Augen hinaus, hinter den paar armen Tränen her, die auf meiner Mutter stilles Gesicht fielen.—

Aber ich hab' ja vom Milchholen reden wollen.

Also ich kam dann mit meiner blechernen Kanne in das einschichtige Häuschen zu der einschichtigen Mine mit ihrer einschichtigen Kuh.

Meistens war das Weib schon im Stall, saß auf dem Melkschemel und sprach mit dem Vieh, das den Kopf mit den großen Augen nach ihr umgewendet hatte. Ich blieb dann unter der Türe stehen, lehnte mich an den Pfosten, an dem das alte Hufeisen festgenagelt war, und grinste so dumm, wie Buben grinsen, die aussehen wollen, als ob sie sich über etwas lustig machen, während ihnen inwendig ein scheues Staunen, fast ein Grauen an die junge Seele klopft.

Die Mine sprach in einer Mundart, die sich nicht schreiben läßt, weil sie fort und fort über die Stränge schlägt und wild abirrt von den Pfaden, die die Feder gehen kann. Alte Geschichten erzählte sie der Kuh, in denen viel von Hexen vorkam, die am Mittwoch nacht die Kühe reiten, sofern diese nicht geschützt sind durch mächtige Bannsprüche. „Gott der Vater oben, Gott der Sohn unten, Gott der Heilige Geist in der Mitte. Wer stärker ist als diese drei, der komme und

greife an!" Langsam und in reinem Deutsch sprach die Mine die beschwörenden Worte.

Die Kuh stieß ein kurzes Brüllen aus, und das Weiße ihrer großen Augen wurde für einen Augenblick sichtbar.

Ich wollte einen Einwurf machen. Einen von der Art, wie sie der Vater zu machen pflegte: Die Mine solle nicht den Namen Gottes ins Gespräch ziehen oder ähnliches. Aber ich verpaßte die Zeit, weil ich erst die innerliche Gänsehaut wieder glatt werden lassen mußte.

So brachte ich es auch nicht weiter als die Kuh, nämlich zu einem kurzen Brüllen und einem Augenrollen.

Die Mine ließ sich dadurch nicht stören. Solange ihre Hände an den Strichen des Euters waren und der weiße Strahl in den Melkeimer zischte, sprach sie eintönig fort, von allem, was sie für gut und recht hielt.

Waren die Striche leer, dann stellte Mine den Eimer weg, schob den Schemel im knisternden Stroh zurück und murmelte ächzend im Aufstehen: „Wir haben hier keine bleibende Statt."

So oft das Wort mir vor die Seele tritt, denke ich seitdem dabei an einen dumpfigen und halbdunkeln Kuhstall, aus dem es hinausgeht unter den Abendhimmel, an dem der erste Stern aus seliger Ferne leutet als ein Herold seiner goldenen Brüderschar.

Die drückende Unheimlichkeit, die für mich um die Melkprozedur und ihre Zaubersprüchlein lag, verflog. Ich vermochte dumm und bubenmäßig aufzulachen und meine Blechkanne im Henkel zu schwingen, daß sie knarrte. Dann wandte mir die Mine das freundliche Apfelgesichtlein zu und forderte mich auf: „Wilhelmle sing ebbes!"

Das Singen war mein Erbteil von der Mutter her. Schön konnten wir's nicht; aber kräftig. Und uns hat es jederzeit gefallen. Wenn ich zurückdenke, wie ich mit meiner Mutter im Pfarrgarten ganz hinten bei dem großen Nußbaum zu singen pflegte: „Zu Straßburg auf der langen Brück", dann rieselt mir etwas über den Rücken, und ich möchte meine Hände ausstrecken wie ein Blinder, der ertasten muß, was er nicht mehr sehen kann.

Oder wenn wir Sonntags nebeneinander im Pfarrstuhl in der Kirche sangen! —

„Wilhelmle," sagte die Mutter vorher, „heut aber fest."

Und dann sangen wir, daß uns die Gesichter blau wurden.

Die Gemeinde hing wie ein Bleiklotz hinten an unserem Singen, und wir zogen gleich dem Petrus, da ihm der liebe Herr das Netz gefüllt hatte, dazumal.

Nach dem zweiten Vers pflegte die Mutter zu sagen: „Wilhelmle, noch fester." Aber nach dem dritten Vers konnte sie gewöhnlich nicht mehr, weil ihr der Hals brannte. Dann tat ich allein meine Pflicht und Schuldigkeit. Und oft, wenn ich so recht im Zuge war, ist mir's gegangen wie einem Wagen, an dem die Bremse zu spät gezogen wird: ich fuhr zu weit vor und stand dann einsam weit vor der Front mit meinem hellen Sang.

Dann schaute die Gemeinde zu uns her, und die Wohlgesinnten sagten: „Ja, ja, des Pfarrers Wilhelmle."

Die Uebelgesinnten aber raunten: „Ja, ja, des Pfarrers Wilhelmle."

Und so ist es gekommen, daß ich sehr früh merkte, daß die, die gleich reden, deshalb noch nicht gleichgesinnt zu sein brauchen.

Mein Vater hat von meinem Singen und von dem der Mutter nicht absonderlich viel gehalten.

Er pflegte zu sagen, die Quantität schlage zu stark vor. Er war sehr musikalisch und hatte ein Cello in seiner Studierstube stehen, einen großen, braunen Kasten, der einst eine Masse Gulden gekostet haben sollte, und über den jetzt die Mutter manchmal die feuchten Nudelkuchen hängte, wenn sie in der Küche ausgewellt hatte und auf Vaters Ledersofa nicht Platz für alle war.

Die Mine schätzte meinen Gesang aufs höchste. Zwar durfte ich vor ihren Ohren nicht alles singen, was ich mit der Mutter sang; aber dafür konnte sie von gewissen Liedern nicht genug kriegen. „Ich bete an die Macht der Liebe" gehörte zu dieser Sorte, und unter den weltlichen: „Auf dem Meer bin ich geboren, auf dem Meere ward ich groß."

Das Weib legte ein weißes Seihtuch über einen weißen Kübel und filtrierte so die schäumende Milch. Ich aber sang dazu vom Meer, als von meiner ewigen Braut, bis mir die Stimme überschnappte, und die Kuh brüllend das Weiße ihrer Augen zeigte. Dann füllte mir die Mine meine Kanne, nahm mein Geld, band es in den Zipfel ihres roten Sacktuchs und fuhr sich mit dem Aermel übers Gesicht.

„Vergelts Gott, Wilhelmle," sagte sie, „ka sei, du kommst no aufs Meer. Dir sieht's gleich. Du host so ebbes in de Auge und ums Maul rum. Denk an mi. Des wär' net 's erst Mol, daß i profezeit han und "s ist eintroffe. I sag' bloß: Wir haben hier keine bleibende Statt."

In der Dämmerung ging ich mit meiner Kanne heim, hinten her um den Kirchhof, wo die Klettenbüsche im Lehmboden wachsen, deren klebrige Blüten man den Kühen in die Schwänze und den Mädchen in die Zöpfe warf. Auch der kleine Tümpel mit dem gelben Wasserrest ist dort, in dem, ob er gleich nur eine Spanne hoch ist, einmal einer ersoffen sein soll; aus keinem anderen Grund, als weil ihm der Teufel selbst immer wieder den Kopf niederdrückte, wenn er sich aufrichten wollte. Die Mine hat das mir und der Mutter erzählt,

und die Mutter sagte darüber, so sei's keine Kunst. Wenig Menschen begegneten mir dort hinten. Und wenn je einer des Wegs kam, so fragte er im Vorübergehen: „Host Milch g'holt, Wilhelmle? Ich aber, dem das gewaltige Singen im Kuhstall und das Prophezeien der Mine das Hirn durcheinander gebracht hatte, ich sagte dann wohl harmlos: „Nein, ich komm' g'rad vom Meer. Mein Schiff liegt dort hinten." Und ich zeigte irgendwohin an den Horizont, an dem des Tages letzte Helle schwand.

Da hieß es, des Pfarrers Wilhelmle sei ein Lügenbeutel, wie keiner mehr herumlaufe. Und doch hat von den Bauern keiner wissen können, was ich selbst heut noch nicht weiß: ob nicht mein Schiff dort hinten liegt, irgendwo in einer fernen, stillen Bucht, und ob es nicht just jetzt Dampf macht und Segel setzt und mich zu holen kommt zur entscheidenden Fahrt.

Die Mutter ließ mich an jenen dämmerigen Abenden das Blaue vom Himmel herunter lügen, ohne zu zucken. Nur wenn ich Kittel und Hosen von oben bis unten mit Milch überschüttet hatte, dann kriegte sie mich für einen Augenblick an den Ohren.

Danach kam jenes verkehrte Jahr, da der April war wie ein strahlender Sommertag und der folgende Sommer wie ein einziger April.

Was Wunder, daß da auch der Menschen Tun und Denken ein verkehrtes war, und daß in meines Vaters Kopf der Plan wuchs, mich in eine Anstalt zu stecken, wo der Mensch drei, vier Sprachen lernt und darüber die Zeit nicht mehr findet, zu untersuchen, wie der liebe Herrgott spricht und seinen großen Haushalt führt, und ob man die Kuh mit dem Kopf oder mit dem Schwanz an die Krippe stellt.

Meine Mutter sah blaß aus, als ich ging. „Wilhelmle," sagte sie, „versimpel mir nicht, wenn du jetzt so gescheit werden mußt."

Sie wollte noch weiter reden; aber der Vater mahnte: „Luise, Luise!"

Da schluckte sie ein paarmal und schaute ihn fast feindselig an mit großen, blanken Augen. Dann drehte sie sich um und nahm ein Büchlein von ihrem Nähtisch und steckte mir's in den Rucksack.

Ich fragte nicht, was es sei. Um Bücher lief ich mir damals noch lange nicht die Sohlen durch.

Auch als ich in der Stadt den Rucksack auspackte, schaute ich nicht mehr als den Titel an. Der lautete: „Aus dem Leben eines Taugenichts." Erst ziemlich später hab' ich in dem Ding gelesen. Ziemlich später.

Auch von der Mine nahm ich Abschied, ehe ich in jenem verrückten Jahre aus dem Dorf ging.

Ich traf sie in ihrem Gärtchen, wo sie auf der schwarzen Erde kniete und spanische Wicken steckte. Jeden Kern sah sie an, ehe sie ihn versenkte, und mit jedem sprach sie ein paar Worte.

Sie richtete sich nicht auf, als ich zu ihr trat, nur ihr welkes Apfelgesichtlein schaute freundlich empor. „Guck, Wilhelmle," sagte sie: „Jetzt steck i do e braun's Kernle in den schwarze Bode. Und nix dahinter und nix davor. Bloß e weng Sonn und e weng Rege. Und uf einmal kommet do grüne Blättle raus und no lange Ranke, die hebet sich an mein'm Gartezau, und krebslet uffe, älls uffe (klettern empor, immer empor). Und am e schöne Tag send Blümle do, nix denn Schöners. Jetzt, wenn des net e Hexerei ist, Wilhelmle, no weiß i net —"

Ich nickte nur. Sie sprach mir vollständig aus dem Herzen. Auch mir grinste damals aus jedem Grashalm am Weg eine lachende Hexerei entgegen. Und heute noch, da ich die Sache nach allen Seiten hin durchstudiert habe, steht jede Blüte, die sich zur Sonne reckt, vor mir wie ein Wunder, das die Seele erzittern läßt in dunkler Ahnung.

„Mine," sagte ich, als sie sich wieder zu ihrer Arbeit wendete, „Mine, ich geh' jetzt fort und will dir adieu sagen."

Da legte sie ihre Samentüte erschrocken weg. „Du, Wilhelmle? Jetzt scho? I han gmeint, du lügst äls ebbes daher."

Ich wunderte mich ihrer Rede nicht. Kein Mensch nahm mich ernsthaft damals, als mir alles, was ich sagte, sang, träumte und erzählte, aus der innersten Seele kam.

„Ja, Wilhelmle, wer soll denn mir jetzt singe?" fragte sie, indem sie schwerfällig von der Erde aufstand.

Ich wußte ihr keinen Rat. In mir stand die Ueberzeugung fest, daß mit meinem Weggang aus dem Dorf für dieses der große Zusammenbruch käme.

Stumm und trübselig standen wir am Gartenzaun beisammen. Dann sagte die Mine leise: „Komm, Wilhelmle, komm in mei Stub! I will dir ebbes schenke zum Andenke."

Ich trabe hinter ihr her die dunkle Stiege empor in die Stube, in der es nach Anis roch, trotz der offenen Fenster, vor denen ein wilder Kirschbaum blühte. Das Weib schob mir einen Stuhl zu. „Sitz na!" Dann ging sie nebenan in die Kammer.

Ich saß auf der Stuhlecke, hatte meine Kappe in den Händen und war begierig, was ich bekommen würde.

Als die Mine zurückkam, hielt sie etwas unter der Schürze und schaute mir scharf ins Gesicht.

„Büeble, du d'hörst's Pfarrers. Aber deswege bist no net über älle Berg. Horch, was i dir sag: bleibe fromm und halte dich recht, denn solchen wird es zuletzt wohlgehen!"

Ich schwenkte meine Kappe, dachte, daß das eine alte Geschichte sei, und schaute nach der Schürze, die das Geheimnis barg. Da zog sie eine kleine Schachtel aus Pappe hervor, die mit schwarzem Glanzpapier beklebt war. Sie stellte sie auf den Tisch und schlug sie auf, dicht vor meiner Nase, die sich nahe herzudrängte.

Weißgewesene, beschmutzte und altersgebräunte Papierröllchen standen darin in Reih' und Glied, eins am andern.

Ich schaute stumm darauf nieder. Was ich vermutet hatte in der Schachtel, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß ich bös enttäuscht war. „Wilhelmle," sagte die Mine, „die Schachtel stellst nebe dei Bett, und äll Morge, wenn du betet host, eh du aufstehst, ziehst eis drufftoht. — I sag' dir bloß: no kommt nix U'rechts vo dene Zettele raus und merkst dir selle Tog, was an di. —" Ein Schimmer von Interesse wachte in mir auf. Nicht die Verheißung, die daran geknüpft war, nur die gerollten Zettel selbst lockten mich.

Probeweis zog ich einen heraus und las ihn. Dicht über mich gebeugt, las von hinten her die Mine halblaut mit: „Machet Euch Freunde mit dem ungerechten Mammon!"

Ich legte das Blättchen weg und wollte nach einem andern greifen. „Halt," sagte die Mine, „nie zwei an ei'm Tag, sonst battet's net — und des do ist e guets —."

Sie nahm das Mammonsröllchen und las das seltsame Wort noch einmal laut und langsam.

„Büeble," sagte sie, „verstohst, was des bedeutet?"

„Ja," entgegnete sicher meines Vaters Sohn, „das bedeutet, man soll wohltun mit seinem Geld —."

Die Alte setzte sich auf den Stuhl neben mich und legte die Hände über den Tisch. Ein seltsamer, fast spöttischer Zug war in ihrem Gesicht, und die lichtblauen Augen glitzerten.

„Jo," sagte sie, „jo. Aber jetzt horch: Mei Mann selig hot kein Fehler g'hät, als daß er z' b'häb (genau, geizig) g'we ist. Jeden Kreuzer hot er mir abverlangt, und wenn i e halbe Mark für Milch ei'gnomme han, ño' hot er e ganze von mir wölle. Kein Rock und kein Kittel han i mir kaufe dürfe, und kaum gnug z'esset hot er mir vergönnt. Johr und Tag han i's so triebe mit Händel und Zorn und Herzweh. 's Schaffe hot me nemme g'freut und der Feiertag zweimol net. Ei'mol, wie er wideer tobt hot, weil i für en Gulde Garn kauft han zu Winterstrümpf, do ben i in mei Kammer nei und bin na'kniet und han g'schrie zu mei'm Herrgott, er soll dere Sach e End mache'. Und no han i mei Schächtele ufg'macht und han e Zet-

tele zoge. Und was stoht druf: ‚Machet Euch Freunde mit dem ungerechten Mammon!' Guck, Wilhelmle, do hot mer's grad en Stich ge'. Mine, han i denkt, Mine, jetzt gibst ihm aber g'wiß ohne Händel und Streit jeden Kreuzer, wo du einnimmst. Und wenn du kein Strumpf meh' am Fuß und kein Kittel meh' am Leib host, no disputierst net um en neue. D'r Herrgott wird dir scho' für Strümpf und Kittel sorge, wenn nur du für de Friede' sorgst. So han i's g'macht, Wilhelmle. Jeden Kreuzer Milchgeld han i a'guckt und han denkt: Du bist ein ungerechter Mammon, mit dir kann i nix Bessers a'fange, als mein Mann zum Freund mache. E paar Jährle druf ist mei' Mann g'storbe. Denn wir haben hier keine bleibende Statt. Und er hot nix mit untern Bode g'nomme als sei Sterbkleid. 's ist e ganz bizig's g''we'. 's Nagelschmieds Christiane hot's b'sorge müaße, so lang er no' g'lebt hot. — Guck, Wilhelmle, — des bedeutet der Spruch."

Sie zog die Hände an sich, blickte vor sich nieder und nickte mit dem Kopf. Mir war nicht recht klar, wie ich den Spruch auf meine Verhältnisse hätte anwenden können. Zwei Hosentaschen voll schöner Birnhutzeln wären mir überhaupt lieber gewesen als diese ganze Weisheit. Aber ich nahm doch die Schachtel an mich, weil ich dachte, es sei besser als gar nichts.

Die Mine stand auf, legte ihr Kopftuch ab, spuckte in die Hände und strich sich die grauen Haare glatt.

Ich hatte sie noch nie ohne das Tuch gesehen, und sie kam mir fremd und sehr alt vor.

„Wilhelmle," sagte sie feierlich: „Der Herr segne dich und behüte dich! Der Herr segne deinen Ausgang und Eingang in Ewigkeit, Amen!"

Ich schaute auf meine Kappe und auf die schwarze Schachtel und wußte nicht, sollte ich das Maul verziehen oder nicht. Wenn der Vater ähnliche Dinge sagte, kam mir's in der Ordnung vor, weils es zu seinem Beruf gehörte. Aber bei der Mine hatte die Sache einen Beigeschmack, der fast quälend auf mich wirkte, wie Salz auf den Blutegel, dem es das Innerste heraustreibt.

Auf der Gasse begegnete mir des Bäckerfritzen Ludwig, der Luile.

„Wo kommst her?" fragte er.

Ich schnitt eine Fratze gegen das kleine Haus. „Von der bleibenden-Statt."

„Spinnt se wieder?" grinste der Luile.

„Fest," entgegnete ich und mußte hell hinauslachen.

* * *

Um es gleich zu sagen: im Gymnasium machte ich schlechte Geschäfte. Mein Vater sagte, das hätte er sich gedacht und meine Mutter sagte, das hätte sie vorausgesehen. Ich selbst hatte es auch ziemlich deutlich geahnt, und ich begriff nur nicht, warum ich doch hatte hinein müssen.

Zu einem richtigen Schulelend ist's aber nicht gekommen. Dafür war mein Vater zu klug und gottvertrauend, meine Mutter zu frohherzig, und ich zu sorglos, was schließlich alles aufs gleiche herauskommt.

Ich schlug mich so durch mit Ach und Krach, war meistens der hintere Primus und konnte mich dabei nie genug wundern, wie viel ich mehr wußte als z. B. des Bäckerfritzen Luile, den ich pflichtschuldigst examinierte, wenn ich in den Ferien heimkam. Auf diese Weise war ich immer höchlich zufrieden mit dem Stand meiner Kenntnisse, und außer meinem Vater war niemand im Dorf, der nicht ebenso zufrieden damit gewesen wäre.

Aber zum Pfarrer habe ich's nicht gebracht, leider Gottes. Schade drum. Des Bäckerfritzen Luile sagte immer, nichts anderes müsse ich werden als ein Pfarrer, weil ich so stark sei im Kopf. Die Bäcker, die müssen mehr stark sein in den Armen, wegen dem Teigschaffen. Er streifte dann den Kittelärmel zurück und ließ mich seine Arme sehen, denen ich nichts ähnliches an die Seite zu stellen hatte. Meine Mutter war im ganzen nicht übel zufrieden mit mir, wenn sie auch nicht mit der gleichen Bewunderung wie der Luile an mir emporsah. „Männle," sagte sie, „dein Kopf wär' gerade nicht dein schwächster Teil; aber dein Sitzfleisch! Du gibst nichts Gelehrtes, Alterle. Die Gelehrsamkeit steckt im Sitzfleisch." Als ich ans Griechische kam, entbrannte in mir eine heftige Sehnsucht nach Griechenland, dieweil ich dort nicht hätte in der Schule sitzen und die Sprache Homers und aller Schulmeister studieren müssen.

Mein Vater schrieb mir, ich sei ein verächtlicher Mensch. Denn das Griechischlernen sei nicht etwa eine Sache, die hohe Begabung erfordere und deshalb nicht schlechtweg verlangt werden könne, sondern es sei eine Sache der Gewissenhaftigkeit und der Pünktlichkeit und des ehrlichen Fleißes. Griechischlernen sei keine Verstandes-, sondern eine Charakterprobe. Ich weiß noch, daß ich den Brief in meine Hosentasche steckte mit dem Gedanken, wenn mein Charakter durchaus erprobt werden solle, dann könnte es auch mittels anderer Dinge als mit dem verwünschten Griechischen geschehen. Hatte mir nicht meine Mutter einmal einen ganzen Gugelhopf geschickt und hatte dazu geschrieben: „Alterle, wenn du ein anständiger Charakter bist, dann mampfst du nicht alles auf einmal und gibst deinem Zimmerkameraden auch davon."

Und wurde mir's damals nicht schon nach der Hälfte übel? Und hätte ich nicht meinem Zimmergenossen etwas gegeben, wenn er nicht an dem Tag verreist gewesen wäre, weil sein jüngster Bruder getauft wurde, von wannen er dann massig Kuchen und Gugelhopf mitbrachte? —

Aus meiner Verbitterung heraus schrieb ich damals an die Mutter, ob denn der Vater glaube, daß ich so einer sei? Langsam schritt ich in der Wissenschaft dahin, wie ein Bauer über den lehmigen Acker, wenn es wochenlang geregnet hat.

Und an einem schönen Tag ließ ich die Stiefel stecken in der zähen Lettenschicht.

Ich rede jetzt nicht gerne darüber. Ich bin älter geworden seitdem, und meinem kühleren Blut fällt es schwer, sich noch einmal die Hitze von einst zu vergegenwärtigen.

Mutter, wieviel Tüchlein hast du naß geweint dazumal? Und du warst ja keine von denen, bei denen gleich alle Bächlein fließen. Kein voller Schwamm, aus dem es tropft, wenn man ihn anrührt. Aus der Tiefe heraus ist bei dir das salzige Wasser gekommen, und ich, dein einzig Kind, habe es angebohrt und habe mich nicht besonnen.

Mutter, laß dich's nicht reuen! Sieh, mich reut's im Grund genommen auch nicht mehr. Hättest du nicht um mich weinen und mir so viel vergeben müssen, vielleicht hätte ich auch nie das Vergeben gelernt und das Gelassensein und das Zuwarten, wie des lieben Herrgotts Pflanzen wachsen. Und was ist ein Mensch wert, der das nicht kann? Nicht einmal so viel als einer, der kein Griechisch gelernt hat.

Kurz und gut: ich bin Kellnerlehrling geworden in London. Später Kellner in Paris. Danach Manager im Grand Hotel in Luxor. Dann Direktor im „Imperial" in Tokio.

Ganz so schnell, wie ich es da schreibe, ist's nicht gegangen. Auch nicht ganz so glatt. Etliches Stolpern und Anstoßen, einige Fußtritte und Püffe, ein bißchen Hin und Her und Auf und Ab lief mit unter. Griechisch und Hebräisch brauchte ich nicht zu meiner Laufbahn. Nicht einmal in Athen und Jerusalem, wo ich auch Gastrollen gab. Auch mein schlecht ausgebildetes Sitzfleisch störte mich nicht wesentlich. Aber das, glaube ich, ist mir zugute gekommen, daß meine Mutter auf ihre Weise meinen Charakter gestählt und geprüft hat, und daß mein Kopf dem des Bäckerluile einigermaßen über war.

Den Luile habe ich übrigens in Luxor als Hausknecht in meinem Hotel untergebracht. Er ist jetzt längst ein sehr wohlhabender Mann, der mit seinen gut ausgebildeten Armen die stärkste Kuponschere handhabt, als wäre sie ein Kinderspielzeug. Er lebt im Winter in Kairo, im Sommer in Deutschland, wo er Englisch spricht und für einen Lord gehalten wird. Meine Eltern haben es noch lange überlebt, daß ich zurückkam und mir den großen Garten kaufte hinter unserem Dorf, in dem der Zwiebelapfelbaum stand, den meine Mutter den Baum der Erkenntnis nannte, dieweil sie, als sie von seinen Früchten aß, zum erstenmal merkte, was ein guter Apfel sei.

Ich habe mir in jenem Garten ein Haus gebaut mit einem kleinen Turm, von dem aus man über unsere ganze Markung hinsieht. Im Anfang wollte mir das ein bißchen wenig scheinen. Ich stand oft oben und meinte, das Meer und der Fujiyama und die Pyramiden und die Kuppel von St. Peter und sonst noch einige Kleinigkeiten müßten und müßten auftauchen am Horizont. Aber nach und nach schrumpfte die Sehnsucht zusammen. Sie leckte nicht mehr mit züngelnden Flammen nach allen vier Winden.

In der stillen und unbewegten Luft des Aelterwerdens brennt sie jetzt ruhig fort in einer Richtung und einer Flamme.

Aber von dem allem sollte gar nicht die Rede sein, sondern nur von der Mine, hinter der der Luile und ich herschrien: „Bleibende Statt."

Zwanzig Jahre vielleicht mochte es her sein, daß ich durchgebrannt war. Ich hatte längst meine Stelle drüben im Land der Blumen und der aufgehenden Sonne.

An einem Sonntagmorgen war's. Ich war zu kurzem Urlaub, den ich nötig hatte, draußen in Yariwara. Am Ufer des blauen Flüßleins, wo die breiten, flachen Boote angepflöckt waren, saß ich im Sand und hängte meine Füße ins Wasser.

Ueber die dunstige Ebene und die Dächer der niederen Häuser her grüßte der heilige Berg, dessen weißer Gipfel in die wundervolle Klarheit des Morgenhimmels stieg. Ich weiß nicht, an was ich dachte.

Versunken saß ich und schaute zu dem fernen Berg hinüber, auf dessen schimmerndem Haupt der Fuß der Gottheit steht. Vielleicht schaute und dachte ich weiter hinauf, immer weiter. Vom Fuß bis zu der mächtigen Brust, an der wir alle liegen, und dann noch empor in das lichte Angesicht, das unser aller Nächte hell machen muß. Wie gesagt, ich weiß das nicht.

Ich weiß nur, daß hinter mir plötzlich eine Stimme sagte: „Wilhelmle, host denn's no?"

Ich schaute mich um, ganz scheu und ganz langsam. Nicht wie ein freudig Ueberraschter, sondern wie ein von Bangen Erfüllter.

Aber hinter mir war nichts als ein niederer Hang, an dem das Gras in kümmerlichen Büscheln stand; und über den, wie vom Wind herge-

weht, dürres Reisstroh hingebreitet lag, in dem es knisterte, als trippelten Mäuse darüber. Da kam ein Gefühl unendlicher Einsamkeit über mich. Ich schloß die Augen wie ein übermüdeter Mann. Grenzenlos lag leeres Dunkel um mich her, in dem ich ohne Richtung hintrieb, wie eine tote Qualle im Ozean.

Und aus dieser furchtbaren, dunklen Oede heraus schaute plötzlich das Apfelgesichtlein der Mine. Ich sah die welken und doch so rosigen Wangen, die lichtblauen, freundlichen Augen, den Streifen weißen Haares unter dem Kopftuch. Und wieder tat sie den Mund auf, und in ihrer fast unschreibbaren Sprache fragte sie klingend in die schwarze Stille hinein: „Wilhelmle, host denn''s no?"

Weiß der Geier, warum mir die Tränen aus den geschlossenen Lidern drangen. — Ich war ein halbkranker Mann damals. Ich legte mich zurück, langen Weges in den Sand, und die freundliche Sonne Japans leckte mir die Tropfen vom Gesicht.

Der heilige Fujiyama mit seinem leuchtenden Scheitel, die weite Ebene und das blaue Flüßchen rückten zur Seite wie Kulissen, die an Schnüren laufen. Ein Kirchturm war da und grüne Ackerbreiten und Apfelbäume mit tausend rosigen Blüten. Am Abend jenes Tages schrieb mir Mister Murata, mein japanischer Hotelsekretär, hundert Gäste des Mikado seien angemeldet für Donnerstag, sechs Köche seien durchgebrannt, und der Dampfer von Singapore habe eine dicke deutsche Post gebracht.

Da brach ich meinen Urlaub vor der Zeit ab. Ich weiß nicht mehr, wie ich die hundert Gäste unterbrachte und die sechs durchgebrannten Köche ersetzte; aber ich weiß noch, daß unter der dicken deutschen Post ein Brief von meiner Mutter war. Er liegt da vor mir. „Bei der Mine bin ich gestern gewesen," heißt es darin; „sie wird nun schon recht alt. Jedesmal fragt sie nach Dir, und ob Du noch das Schächtele habest mit den Sprüchen darin. Sie sagt, Du sollst's nicht von Dir lassen, weil ein Segen darin sei. Ich glaub', es reut sie halben, daß sie Dir's geschenkt hat. Oder doch, so will ich sagen: es fehlt ihr sehr, das Schächtele, weil sie's doch als Konfirmandin gekriegt hat von ihrem Schulmeister und alle Tage darin gelesen. Wilhelmle, ich hab' schon denkt, Du sollst's ihr wieder schicken. Dir tät's vielleicht nicht so fehlen. Es hat ja doch jeder Mensch selber ein Schächtele, wo sein lieber Herrgott drin ist und wo er aufmachen kann, alle Tag.

Liebes Wilhelmle, wenn Du's aber nicht hergeben magst, so b'halt's nur. Du wirst's jetzt auch gewohnt sein, ein Zettel lesen für den Tag. Oder schreib's ab. Weiße Papierzettele und ein Schächtele wird man dort auch haben können. Oder kannst's ja in ein leeres Zigarrenschächtele tun. Oder in das Schächtele, wo ich dir damals nach Paris geschickt hab' mit den Honiglebküchle.

Abgeschrieben ist's bald, und Du wirst's der Mine wohl zulieb tun. Sie fragt immer nach Dir.

Sie hat auch eine Kuh metzgen lassen müssen und auf der Freibank aushauen. Da ist immer Geld hin, man mag's machen, wie man will.

Uns geht's recht gut. Wir sprechen immer von Dir und daß Du gerade so aussiehst wie dem Vater sein jüngster Bruder, wo nach Amerika ist. Könntest Du den nicht einmal besuchen? Der Vater sagt zwar, das sei weit. Aber wenn ich einmal nach Eningen will zur Tante Nanele, dann sagt er auch, das sei weit.

Also mach's wie Du willst. Bleib nur brav und vergiß Deinen Herrgott nicht. Ein Ochse kennet seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn. Schlechter als ein Tier braucht der Mensch nicht sein, mein' ich. Schreib auch, wenn Du kommst. Aber schreib auch bald. Ach, Wilhelmle, schreib doch bald.

Deine Mutter.

Ich hab' Dich sehen im Traum Schlitten fahren die Steig herunter. Jetzt mein' ich immer, das bedeutet, daß Du bald kommst. Es ist flott gelaufen.

Deine Mutter.

Murata, mein Sekretär, kann mir bezeugen, wie ich mich an jenem Tag umgetan habe nach weißen Papierzettelchen und einem Schächtelchen. Das aber kann er mir nicht bezeugen, wie ich unter meinen Habseligkeiten nach dem Geschenk der Mine suchte. Er kann's nicht bezeugen, weil ich ganz allein war bei dieser Arbeit, ein beschämter, stiller, heimwehkranker Mann. Ganz unten in einem alten Kabinenkoffer bei vergilbten Briefen und verjährten Rechnungen steckte es.

Auf den niederen Tisch, neben meine Mandoline hin, stellte ich die kleine schwarze Schachtel.

Ach, mir kam's vor, als schlügen lauter Flämmchen aus dem Glanzpapier, als könnte ich nie mehr den Deckel heben, ohne mich zu verbrennen.

Und dann hob ich ihn doch und sah die schmutzigen Röllchen stehen wie vor vielen Jahren. Und wie vor vielen Jahren überkam mich die Neugier, was in dem vordersten der Dinger stehe. Ich nahm es, rollte es auf und las.

Es stand aber da: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, und zu ihm sagen: „Vater, ich habe gesündiget in dem Himmel und vor dir."

Ich warf das Röllchen weg und wollte ein zweites ziehen, da hörte ich eine Stimme sagen: „Net zweimol an ein'm Tag, sonst battet's net, und des do ist e guets —"

Auf einem Binsenstühlchen saß ich in meiner kleinen japanischen Stube, im blauseidenen Ki-

mono, die Haussandalen mit den gekreuzten roten Bändern an den Füßen.

Aber auf einmal roch es stark nach Anis, trotz der offenen Fenster, und eine Kammer nebenan tat sich auf, und ich drehte meine alte Bubenkappe in den Händen und wartete auf etwas.

„Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen!“ Herrgott, der Mikado will hundert Gäste bei uns unterbringen, und sechs Köche sind durchgebrannt. Pfarrwilhelmle, es eilt, du mußt deinen Kopf zusammennehmen.

Ja doch, ja. Ich werde das alles einrichten und möglich machen. Hab' mich schon in schlimmeren Lagen zurechtgefunden.

Aber dann: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“

Unversehens nach langen, tollen, heimwehlosen Jahren war die Sehnsucht in mir aufgewacht.

Ein heiliger Berg mit leuchtendem Scheitel ragte die Heimat empor, drüben über allem Dunst meines ruhelosen Lebns, und ich konnte den Blick nicht mehr abwenden.

Aber so schnell ging das Loskommen nicht. Da waren tausend Ranken, die mir um die Füße lagen.

Inzwischen wollte ich die Zettelchen in der Schachtel abschreiben und das Original der Mine schicken.

In Japan gibt's großartiges Papier und großartige Schachteln. Aber — der Kuckuck weiß — es kam mir immer etwas dazwischen.

Da packte ich die Geschichte zusammen, legte sie wieder in den alten Kabinenkoffer und dachte: „Bald, bald. Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“

Und dann kam ein Tag, da ich meine Habseligkeiten zusammenpackte. Ein Jahr Urlaub sollte ich haben und dann wiederkommen. Ich sagte das zu. Das sonnige, freudige Land mit seinen Blumen, seinen frohen Menschen, seinen glücklichen Kindern war mir lieb, wie nur je eine Fremde einem lieb werden kann. Zu einer langen Reise wollte ich mich rüsten nicht zum völligen Abschiednehmen.

Vollgestreut mit meinen Reichtümern lag die sonnige Stube, und ich pfiff mir ein Lied beim Einpacken.

Und auf einmal hatte ich die Schachtel aus schwarzem Glanzpapier in der Hand.

Ich weiß nicht, warum mich ein unangenehmes Gefühl beschlich.

„Verbrenne doch endlich das kindische Zeug,“ dachte ich.

Aber währenddem schlug ich den Deckel auf, und der alte Zauber fing an zu wirken, so daß ich eines der Röllchen nehmen und lesen mußte.

Da hörte ich auf zu pfeifen und legte ganz still Stück und Stück in die offenstehenden Koffer.

Danach machte ich Gänge, die zu machen ich erst nicht im Sinne gehabt hatte. Ich ordnete Dinge an, die mich vorher nicht weit hinaus bekümmert hatten. Kurzum, ich machte die Ranken los, die das sonnige Land um mich geschlungen hatte.

Als ich hinausdampfte aus dem Hafen von Yokohama, schneite es. Es schneite auf jene merkwürdige, japanische Weise, die ist, als ob verfrühte Kirschblüten fröhlich durch die Luft wirbelten. Ich stand auf Deck und biß die Zähne übereinander.

* * *

Vielleicht hätte ich meiner Mutter doch schreiben sollen, daß und wann ich heimkomme.

Sie ist arg blaß geworden, als ich an jenem Apriltag unter ihre Küchentüre trat.

„Jesus!“ hat sie gerufen. Nicht mehr. Dann hat sie sich auf einen Schemel gesetzt und hat die Knie gehalten, wie wenn sie ihr auseinanderfallen wollten.

Ich aber habe nur ihre Haare gesehen, die schneeweiß geworden waren. Sonst sah ich nichts.

Linsen und Würste haben wir gegessen an jenem Tag. Linsen und Würste; ich vergess' es in meinem Leben nicht.

Es hat auch noch Spätzle geben sollen; aber die Mutter konnte ja nicht mehr stehen, nachdem ich da war. Rein nicht mehr stehen, weil ihr die Knie auseinanderfallen wollten. Und die Magd konnte keine Spätzle machen. Die machte Dinger, faustgroß. Jawohl, faustgroß. Viel größer als der Mutter ihr Daumen. Solches Zeug kann doch kein Mnesch essen! Höchstens der Großvater. Ja, der Mutter ihr Vater selig, der aß am liebsten Spatzen so groß wie eine Kinderfaust. Ist's wahr oder nicht, Mutter? Hast du das erzählt bei jenem ersten Mittagsmahl, oder nicht? Habe ich aufgemerkt wie einer, dem aus deinem lieben Mund das Evangelium gepredigt wird, oder nicht?

Und war nicht jeder Blick aus deinen glitzernden, alten Augen wie ein Schrei: Freuet euch mit mir, denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden!

Und war nicht alles, was du von Linsen und Würsten und Spatzen redetest wie eine Jubelhymne: Herr, Gott, ich danke dir, daß mein Bub wieder da ist, mein Wilhelmle!

„Luise,“ sagte der Vater, „laß jetzt den Wilhelm erzählen.“ Aber mir war der Kopf so leer bei jenem Mittagsmahl, als sei alles ins Herz gezogen, und ich wußte auch nichts zu reden als von Linsen und Würsten und Spätzle, die die Mutter gekocht.

Tagelang bin ich danach wie ein kleiner Bub nicht von der Mutter Schürzenzipfel gegangen.

Miteinander haben wir den ersten Besuch gemacht in dem einschichtigen Haus der Mine.

Bald neunzig Jahre war die Alte jetzt und doch nicht viel anders, als da ich aus dem Dorf ging. Etwas welker und verschrumpfter das Gesicht, die Augen etwas trüber, aber immer von der alten Freundlichkeit.

Sie saß in ihrer Stube in der Sonne, hatte einen flachen Kübel voll warmen Wassers vor sich stehen und badete sich die Füße. Ohne großes Verwundern und ohne Befangenheit schaute sie uns entgegen.

Ihre runzelige Hand streckte sie mir zu. „Grüß di Gott, Wilhelmle, i weiß scho, daß du wieder do bist. —"

Es roch nach Anis in der Stube, und ich stellte die Schachtel aus schwarzem Glanzpapier vor die Alte auf den Tisch.

Da fingen der Mine die Hände an zu zittern. Ein hilfloser Blick ging von ihr zur Mutter, und der zahnlose Mund schnappte seltsam.

„Lieber Heiland!" sagte sie dann in die sonnige Stille hinein, und noch einmal: „Lieber Heiland!"

Da stand ich und riß die Augen auf und merkte endlich, daß ich durch alle die Jahre her eines Menschen liebsten und größten Besitz in einem alten Kabinenkoffer umeinander geschleppt hatte. Ich wollte hinzutreten, wollte die Banknote, die ich obenhin auf die Röllchen gelegt hatte, wegnehmen, weil ich die schnöde Ungehörigkeit empfand. Aber die Mine hatte schon die Hand auf die Schachtel gelegt und tat den Deckel auf. Ich sah den braunen Geldschein und schämte mich und wollte etwas sagen; aber das Weiblein warf den Lappen zur Seite, ohne ihn nur anzusehen.

Ihr verschrumptes Gesicht glänzte. „Wilhelmle," sagte sie und blickte mich strahlend an, „send se no älle do?"

Ich mußte mir auf die Lippen beißen. „Ja" antwortete ich zögernd, „alle, bis auf eins —"

„Was isch mit dem passiert, Wilhelmle?"

Ich sah weg. Ich hätte etwas lügen mögen. Aber ich war dumm an jenem Tag, mein Kopf leer.

„Zerrissen hab ich's und in den Wind gestreut, drüben, als ich abreiste."

Sie machte ein ungläubiges Gesicht, die Alte, als ob man ihr von unerhörten Greueltaten erzählt hätte.

„Mine," sagte meine Mutter über den Tisch her, ‚das ist's Aergste nicht. Ob so ein Zettele hin ist — das, was darauf steht, bleibt dennoch in Ewigkeit —"

Ich sah sie an, die Mutter in dem schneeweiß gewordenen Haar, und ich fühlte, daß sie mir soeben zum erstenmal in ihrem Leben gepredigt hatte, und das noch, ohne es zu wissen.

„Freili," sagte die Mine, „Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte werden nicht vergehen. Was ist denn drauf g'stande, Wilhelmle, auf dem Zettel?"

Ich blickte zwischen den zwei alten Gesichtern hindurch auf den wilden Kirschbaum, der vor dem Fenster in prangender Blüte stand und sagte: „Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben."

Es war still in der Stube, ganz still. Und dann plätscherte die Alte mit den Füßen leise im Wasser.

„Schad," sagte sie, „schad, Wilhelmle, daß de grad des verrisse host. Des ist e guter Spruch. Wir haben hier keine bleibende Statt. Jedesmol, wenn i des Zettele zoge han — grad des, wo du verrisse host —, no han i meine Füß g'wasche und han denkt: ‚Herr, wie du willst!' Heut morge han i's au wieder zoge —"

„Mine," warf meine Mutter ein, „Ihr habt ja die Schachtel gar nicht gehabt, bis jetzt."

Sie lachte pfiffig, wie wenn ihr ein Streich gelungen wäre. „O, Frau Pfarrer, i han des Dings älles im Kopf. Eins wie's ander! Aell Tag zieh i im Kopf e Zettele, do fehlt's net. I brauch kei Schächtele. Aber freue tu i mi doch, daß i's wieder han — freue tu i mi doch!"

Und sie deckte die alte, welke Hand fest auf die schmutzigen Röllchen.

Meine Mutter nahm ein Tuch hinter dem Ofen hervor.

„Raus, Mine, aus dem Wasser, jetzt ist's g'nug."

Die Alte lachte. „Sie hänt recht, Frau Pfarrer. Wenn i heut stirb, no send doch meine Füß sauber g'wäsche und d' Leiche-karlene hot kein G'schäft weiters mit mir."

Dann schlüpfte sie in ihre weiten Schuhe und nahm die Schachtel vom Tisch. „Wilhelmle," sagte sie, „gelt, du läßt mir se, bis i voll stirb? Guck, i glaub jo, daß se dir au fehle wird. Aber "s geht jetzt nemme lang mit mir. Wir haben hier keine bleibende Statt. Und wenn i halt g'storbe bin — kei anderer Mensch als du soll mei Schächtele kriege, weil du's so guet aufg'hebt host die Johr do rei. — Des Zettele, wo du verrisse host, des muß jetzt halt auswendig b'halte."

Sie schlurfte in ihre Kammer, und meine Mutter nahm die Banknote vom Tisch.

„Wilhelmle," sagte sie, „da, steck das wieder ein! Mit dem tut sie nichts. Was zerrissen ist, machst du mit dem nicht mehr ganz. Kauf dem Vater ein Paar schwarze tuchene Hosen dafür. Er hat seine dem Steinhauers Paule geschenkt."

Und so geschah es.

Noch etliche Male hat sich die Mine die Füße umsonst gewaschen. Den Zettel, der in ihrem Schächtelchen fehlte, zog sie immer im Kopf, aber just nicht am richtigen Tag. Denn damals, als die Mutter sie tot im Bett fand, da hatte sie nach einem anderen Spruch gegriffen. In ihrer erstarrten Hand hielt sie den Zettel, auf dem da stand:

Selig sind, die reinen Herzens sind;
Denn sie werden Gott schauen.

Die deutsche Schule

Allüberall in der Welt, wo deutsche Volksgenossen sich niederlassen, errichten sie in der Regel ein Gotteshaus in ihrer Mitte; auch eine deutsche Schule steht oft bald daneben. Das ist gut so. Es zeigt den gesunden Sinn, der in unserem Volke legt. Kirche und Schule gehören zusammen. Sie sollen sich aufs schönste ergänzen. Nur, wo sie im rechten Geist Hand in Hand arbeiten, erwächst ein geistig und seelisch gesundes Geschlecht. Die beste Garantie für eine harmonische Erziehung, gleichsam eine Erziehung aus einem Guß, sind Kirchen- und Gemeindeschulen, die in allen Stükken auch den staatlichen Anforderungen entsprechen. Freilich ist es schwer und erfordert große Opfer der Gemeinden, dieselben aufrecht zu erhalten. Die staatlichen Schulen haben es viel leichter, die Finanzen des Staates stehen hinter ihnen. Aus diesem Grunde begnügt man sich auch weithin mit der deutschen Samstags- und Sonntagsschule. Ist sie auch nur ein schwacher Ersatz der vollen Gemeindeschule, so kann doch auch von ihr reicher Segen ausgehen.

Wie gerne kommen viele Kinder, besonders die kleinen, zur Sonntagsschule! Andächtig und stille lauschen sie während der Liturgie aus dem Sonntagsschulbuch, begeistert und mit leuchtenden Augen stimmen sie ein:

> Gott ist die Liebe, er liebt auch mich.
> Er sandte Jesum, den treuen Heiland;
> Er sandte Jesum und macht mich los.
> Drum sag ich noch einmal: Gott ist die Liebe,
> Gott ist die Liebe, er liebt auch mich."
> „Gott ist die Liebe, läßt mich erlösen,
> Gott ist die Liebe, er liebt auch mich.
> Drum sag ich noch einmal: Gott ist die Liebe,

Und gerne singen sie fröhlichen Herzens das schöne Kinderlied, das wir gewöhnlich schon in den ersten Stunden lernen lassen:

> „Weil ich Jesu Schäflein bin,
> Freu' ich mich nur immerhin
> Ueber meinen guten Hirten,
> Der mich wohl weiß zu bewirten,
> Der mich liebet, der mich kennt
> Und bei meinem Namen nennt."

Die großen farbigen Tafeln der biblischen Bilder werden aufgerollt. Das Interesse der Kleinen ist sofort gefesselt, wenn Bilder vor ihnen erscheinen, wie der kleine Moses in seinem niedlichen Kästchen schwimmend auf dem Wasser; das Christuskind und die heilige Familie in Bethlehems Stall in Heiliger Nacht; Elias, der Gewaltige streckt, um in der Zeit der Hungersnot von den des Alten Bundes, wie er gerade seine Hand aus Raben Brot und Fleisch zur Erhaltung seines Lebens zu empfangen. Zu seinen Füßen rauscht der Bach Krith, der ihn vor dem Verschmachten in der Wüste bewahren muß; Daniel in der Löwengrube, beschützt von Gottes heiligen Engeln, so daß ihm die hungrigen Löwen mit weitaufgesperrtem Rachen nicht schaden dürfen; Jesus, der gute Hirte, oder Jesus, der Kinderfreund, und all die prächtigen Bilder Alten und Neuen Testaments, die wir heute besitzen als Anschauungsmaterial zur biblischen Geschichte. Wie leicht ist es uns auf diese Weise gemacht, schon den Kleinen Gottes Wort lieb und wert zu machen. Dann eilen sie nach Hause, um Eltern und Angehörigen zu erzählen, wessen ihr Herz voll ist, was sie gehört und gesehen haben. So wird die Sonntagsschule für die Kleinen und die Großen ein reicher Segen. Ewigkeitssamen fällt in die Herzen, der nicht verloren sein wird.

Etwas anders freilich liegen die Dinge oft mit der Samstagsschule. Die Kinder besuchen fünf Tage lang vor- und nachmittags die englische Schule. Gerne hätten sie nun auch einen freien Tag. Nun stellt auch noch die deutsche Schule ihre Ansprüche. Zuweilen ist es schwer, das volle Interesse der Kinder für die Samstagsschule wach zu erhalten, so daß sie mit Lust und Freude kommen. Die Gesinnung und Haltung der Eltern ist dabei oft von ausschlaggebender Bedeutung. Von Einfluß auf den Schulbesuch ist es auch, daß eine Schar Gleichgesinnter sich da zusammen findet und man dann, besonders in den Pausen, auch in Vergnügungen und Spielen aller Art im Freien auf seine Rechnung kommt. Unsere frühere Gemeinde lag im Busch. Die Kinder kamen pünktlich und regelmäßig zur deutschen Schule. Die Eltern hielten darauf. So machte man auch Fortschritte. Die Pausen, vor allen Dingen die 1½stündige Mittagspause, waren herrliche Zeiten und wurden reichlich ausgenützt. Das Mittagsmahl, das man mitgebracht hatte, war schnell verzehrt. Dann ging's hinein in den Busch. Die Mädchen pflückten Blumen und machten Sträuße oder flochten Kränze. Die Jungen strömten tiefer hinein und stöberten Vogelnester auf und kletterten auf die Bäume. In der Beerenzeit sättigte man sich mit Erd- und Himbeeren. Dann johlten sie wieder hinter Hummeln und Hornissen her. War das ein ausgelassenes Treiben! Im Winter wurden Schneeballschlachten geschlagen

und Schneemänner gebaut. Jede Zeit hat ihre besonderen Vergnügungen. Eines Tages betreten wir nach der Pause wieder die Schule. Alles sitzt in Reih und Glied. Sofort fällt uns ein Junge auf in den hinteren Bänken. Sein Kopf scheint um die Hälfte größer zu sein als sonst, seine Backen aufgeblasen, seine Lippen dicker als Negerlippen; seine sonst großen blauen Augen gleichen chinesischen Schlitzaugen. So stiert er uns an. Im ersten Augenblick glauben wir, der Junge mache Dummheiten und schneide Gesichter, und fragen etwas scharf: „Junge, was ist denn mit dir los?" Da rollen ihm die dicken Tränen aus den verschwollenen Augen; seine Kameraden lächeln. Wir betrachten den Burschen etwas näher. Ach ja, dem ist's nicht mehr zum Lachen und noch weniger zum Grimassen und Fratzenschneiden. Den haben Hummeln und Hornissen übel zugerichtet. Kein Wunder, daß er auf die Zähne beißt, um seine Schmerzen zu unterdrücken. Schnell schicken wir ihn ins Pastorat zur Behandlung. Damit die Pfarrfrau nicht erschrickt, begleitet ihn sein Kamerad als Dolmetscher. Essigaufschläge werden appliziert. Nach und nach erreicht er auch wieder ein mehr normales Aussehen. Die Hummelnester hat er dann wohl in Ruhe gelassen.

Andere Verhältnisse herrschen in Südamerika. In Süd- und Mittelbrasilien hatten wir die Gemeindeschule. Die Staatsschulen mit der portugiesischen Landessprache traten in den deutschen Bezirken in den Hintergrund. Nach dem Landesgesetz waren die Eltern verpflichtet, drei Kilometer weit im Umkreis einer Schule ihre Kinder zu schicken. Im Innern des Landes aber lag das Staats-Schulwesen im Argen; nur vereinzelt waren brasilianische Schulen zu finden. So war für unsere Deutschen die Gemeindeschule alles. Zwei bis drei Tage wöchentlich wurde in unserer Zeit Kirchenschule gehalten. Oefter war es der großen Entfernungen halber nicht möglich. Manche unserer Kinder hatten einen Weg von zwei bis drei Stunden und kamen zu Fuß. Nachdem große Gemeinden in mehrere Pfarrämter aufgestellt waren, hat man vier bis fünf Schultage in der Woche eingeführt. Die Leitung der Schule lag in den Händen des Pastors. In der Hauptgemeinde war er selber der Lehrer, zuweilen mit Hilfskräften, in den Filialen wurden Farmer, womöglich Reichsdeutsche mit guten Kenntnissen, angestellt. Später schuf man dort einen Lehrerstand, der in Deutschland seine Ausbildung empfing. Der Gesamtunterricht erfolgte in deutscher Sprache; Portugiesisch war nur Nebenfach. Mit der Konfirmation schloß nach einigen Jahren die Schule ab.

In Süd-Brasilien bestand in vielen unserer Gemeinden die volle Gemeindeschule, ähnlich der Volksschule in der alten Heimat. Da in kleineren Gemeinden der Pastor auch zugleich als Lehrer fungierte, war er überbürdet mit Arbeit. Fünf Tage wirkte er als Lehrer, am sechsten hielt er Konfirmandenunterricht und am Sonntag hatte er seines Amtes in der Kirche zu walten. Nur eiserne Gesundheit und Energie war imstande, auf die Dauer auch in den klimatisch gemäßigteren Gegenden des Südens die Arbeit zu tun.

Für einige Monate hatten wir auf dem Hochlande Paranas, im Süden des Landes, neben der Verwaltung des Pfarramtes auch täglich Schule zu halten. Die kleine Holzkirche, die zugleich als Schule benützt wurde, stand auf einem Hügel. Dorthin pilgerten jeden Morgen die Kinder. Als der Juli kam, wurde es zur Nachtzeit empfindlich kalt. Die Behörde in Deutschland hatte uns bei der Ausreise geraten, nur leichteste Kleidung und Bettwäsche mitzunehmen. Nun wurde es recht ungemütlich. Ein Ofen ist in keinem Hause zu finden. Zur Mitternacht holten wir alle Kleider, Decken und Mäntel zusammen, die aufzutreiben waren, um uns gegen die Kälte zu schützen. Wiederholt fanden wir am Morgen das Waschwasser in der Schüssel in einen Eisklumpen verwandelt. Nun ging's hinauf zur Schule. Die Kinder kamen barfuß und ganz leicht gekleidet. Sie zitterten vor Kälte. In der Kirche war es höchst unbehaglich. Wir ließen sie im Freien auf der Ostseite der Kirche antreten, und hier, im milden Morgensonnenschein, haben wir wiederholt die erste Stunde unterrichtet. War es erst 10 Uhr geworden, dann suchten wir das Gotteshaus auf, denn unter freiem Himmel wurde es nun zu heiß. Nur selten war ein Tag, an dem es die Sonne nicht herzlich gut meinte. Erst nach 5 Uhr abends wurde es wieder kühler, um dann in der Nacht wieder Frost hervorzuzaubern. Bananen wuchsen auch dort, kamen aber oft nicht zur Reife, da sie keinen Frost vertragen. Kälte und Eis war natürlich nur in wenigen Wintertagen, und auch da nur im Süden Brasiliens, denkbar. Im tropischen Mittel-Brasilien, besonders im Tiefland, kann man von einem Winter überhaupt nicht reden.

Das Deutschtum in Brasilien kämpft gegenwärtig einen schweren Kampf um seine Existenz. Auch die deutsche Schule hat einen schweren Schlag erhalten. Die nationalistische Regierung des Landes, die heute am Ruder ist, hat sämtliche deutsche Gemeindeschulen geschlossen. Auch im Gottesdienst ist fast überall der Gebrauch der deutschen Sprache verboten. Was das zu bedeuten hat, vermag nur der zu ermessen, der die Verhältnisse kennt. Ueberall in den Südstaaten und auch teilweise in Mittelbrasilien finden sich fast rein deutsche Städte, Dörfer und Ansiedlungen. Zehntausende, ja Hunderttausende sind der portugiesischen Sprache nicht mächtig, beherrschen sie nicht. Der Staat selber trägt die Schuld. Die früheren


Den ganzen Weg herum
Nord
ganzen
Ost
Den
Weg
West
SASKASAL
MINERAL SALTS
Medizinische Salze von Little Manitou Lake, Saskatchewan, Can.
Raffiniert und konzentriert zum Gebrauch zu Hause. Erfreuliche Resultate in Fällen von Rheumatismus, Neuritis, unreinem Blut, Verstopfung, milden Magenstörungen und ähnlichen Beschwerden, die von Uebersäure des Blutes herrühren.
69c für 10 Wochen Behandlung
SASKASAL
MINERAL SALTS
RHEUMATISM - NEURITIS - MILD STOMACH DISORDERS - KIDNEY AND LIVER TROUBLES - IMPURE BLOOD SKIN ERUPTIONS AND CONSTIPATION
herum
Süd

Regierungen kümmerten sich in dieser Hinsicht wenig um ihre deutschen Untertanen. Die Staatsschulen fehlten. Nun will man, gleichsam „über Nacht", alles mit Gewalt „nationalisieren". In einer fremden Sprache, die die große Masse nicht oder nur wenig versteht, sollen sie ihre Gottesdienste feiern. Auch Geistliche gibt es genug in ganz deutschen Bezirken, die in der Landessprache keine Uebung haben; sie kennen sie nur aus Büchern, die Praxis aber fehlt.

Möge Gott der Herr die große Not, die über unsere Glaubensgenossen hereingebrochen ist, zum Guten lenken.

Die Schulverhältnisse unter den Deutschen im Auslande sind in jedem Lande wieder anders geartet. Anerkennenswert ist, daß unsere Kirche überall ihr Bestes versucht, die Jugend zu pflegen. Sie weiß: Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft.

—Keitel.

Katalognummer „89"

Erzählung von Fritz Rostoky

Als Hans-Jörg zum ersten Male den Schrei hörte, stand er inmitten der glatten, weißen Fläche, vor und hinter ihm seine geliebten Berge mit den steilen Hängen und Schluchten, die er alle kannte und zu denen ihn seit Jahren die Sehnsucht immer wieder auf einige Monate trieb. Noch einmal trug der Wind die kleine Stimme zu ihm, dann stieß er sich mit einem kräftigen Ruck auf den Stöcken ab und flog auf den Schiern die Halde hinunter. Das war kein Ruf eines Verunglückten, das wußte er, es klang fast mehr wie ein glückliches Jauchzen, so hell und fröhlich, schwang sich über die gewellten Hügel bis hinauf zum blauen Himmel. Wieder ein jubelnder Aufschrei. Dann blieb es still.

Hans-Jörg behielt den Klang im Ohr. Seine Muskeln strafften sich in schneller Fahrt. Zuerst sah er nur einen dunklen Punkt, dann ein Paar Hosenbeine —

Purzelbäume im Schnee sind auch eine Beschäftigung, so schien es, aber plötzlich richtete sich die Gestalt auf und ergriff die Flucht. Tausend glitzernde Pünktchen stoben auf, eine scharfe Wendung, Hans-Jörg hatte die Verfolgung aufgenommen. Die Jagd dauerte nicht lange.

„Was wollen Sie von mir?" sagte ein blondes Mädchen, diesmal unfreiwillig in einem Schneehaufen, und sah ihn mit großen Augen an.

„Sie haben doch gerufen," erinnerte er lächelnd und blickte auf sie herab. Nur ein Kopfschütteln war die Antwort. Es schien, als wollte sie sagen, daß er das doch nicht verstünde, diese Freude, diesen Jubel, der in Menschen sein konnte hier oben in der herrlichen Einsamkeit der Berge. Der Mann sah in ihre Augen, die wie trunken waren von der Helle, in denen sich das Blau des Himmels spiegelte, und schwieg. Er war betroffen von der Schönheit dieses Kindes, von dem weichen Ausdruck des Gesichts, aus dem jede Spur von Uebermut gewichen war. Wie sie so dalag, beschämt über den ungewollten Fall, die Beine mit den Schiern in der Luft, die Wangen vom raschen Lauf gerötet, mit wild zerzaustem Haar, hätte Hans-Jörg am liebsten gleich seinen Skizzenblock hervorgeholt und das Bild festgehalten. Aber er hatte nichts dergleichen bei sich, und das wäre auch nicht so rasch gegangen, denn schon stand sie wieder auf und klopfte sich den Schnee ab, lachend, wenn auch ein wenig verlegen. Sie sah ihn erst wieder an, als er seinen Namen nannte, den sie kannte, denn seine Winterlandschaften, die er hier in den Bergen malte, waren bemerkenswert, und man sprach bereits von ihm als Künstler von Zukunft. Noch mehr aber fiel in dem Berghotel seine Menschenscheu auf und brachte ihn in vieler Leute Mund.

Er blieb an ihrer Seite. Schweigend liefen sie über die weißen Flächen, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Hans-Jörg sah manchmal das Mädchen von der Seite an, und zum ersten Male verspürte er Lust, statt Berge und Sennhütten ein warmes, junges Menschenkind auf der Leinwand festzuhalten. Je öfter er sie anblickte, um so mehr fühlte er den Reiz dieser Aufgabe. Ihre Augen, in eine unendliche Ferne gerichtet, hatten einen so seltsam weichen Glanz, daß ihr Gesicht einen wehen Zug trug, der ihn eine empfindsame Seele ahnen ließ. Und als er behutsam nach ihrem Leben fragte, erfuhr er, daß ihr Vater, der erfolgreiche Reeder Johannsen, ihre Zukunft nur von der praktischen Seite sah und sie am liebsten jetzt schon verheiraten würde, dieses kleine Mädchen, das, kaum siebzehn Jahre, den Kinderschuhen gerade erst entwachsen, lange schon die früh verstorbene Mutter entbehrt hatte, die ihr fehlte, um ihr den rechten Weg zu weisen.

Es war kein Zufall, als sie sich am nächsten Tag wiedertrafen, und als Hans-Jörg sie dann fragte, ob er sie malen könne, war sie einverstanden. Es folgten glückliche Tage. Stunden der

Arbeit und Fröhlichkeit. In immer neuen Bewegungen hatte er sie skizziert und gemalt, mit fliegenden Haaren — mit schreckhaften, großen Kinderaugen —, mit ernstem, nachdenklichem Ausdruck, den Kopf zur Seite geneigt in zärtlicher Weichheit und in jungenhafter, lachender Gelöstheit. Reicher war Hans-Jörg durch sie geworden, stark und bewußt in seiner Arbeit, und jeder Morgen, der mit strahlender Helle über den Bergriesen erstand, ließ ihn die Schönheit der Welt voll auskosten, wenn er mit ihr der Sonne entgegenstürmen konnte, weit hinein in das Weiß, auf die Schneefelder, in die glitzernde Pracht einsamer Höhen. Und wenn die Spitzen und Grate harte Schatten warfen, die Dämmerung die frühe Nacht kündete, dann ging er nochmal hinaus, allein, mit gesenktem Kopf, und dachte nach. An Ragna, an dieses kleine Mädchen, auf das er nun bis zum nächsten Morgen warten mußte.

Eines Tages war alles aus. Für Hans-Jörg war ein Telegramm gekommen, das ein Ende machte. Onkel Just war tot, einem Herzschlag erlegen. Er hatte von ihm jeden Monat einen auskömmlichen Wechsel erhalten, der es ihm gestattete, ohne Sorgen zu arbeiten, ohne daß er sehen mußte, seine Bilder auch schnell zu verkaufen. Der Onkel, der früh in ihm das Talent erkannt hatte, wollte ihm ermöglichen, frei von Not und Entbehrungen eine volle künstlerische Reife zu erlangen. Und jetzt war Schluß damit. Just war gestorben, ohne ein Testament zu hinterlassen, und seine nächsten Verwandten hatten ihm ohnedies schon Vorwürfe gemacht, daß er einen Nichtstuer unterstützt hatte. Zum ersten Male spürte Hans-Jörg, wie gut er es bisher gehabt hatte und eine Welle von Dank stieg in ihm auf.

Der Entschluß wurde ihm nicht leicht, aber es mußte sein. Er wollte fort, so schnell wie möglich, solange seine Mittel noch reichten, jeder Tag war kostbar. Im Fahrplan suchte er den nächsten Zug nach Hause, nach der Stadt. Er wollte versuchen, Bilder zu verkaufen, er mußte leben, Geld verdienen. Ragna durfte nichts wissen, sie könnte es auch nicht verstehen, die Tochter eines reichen Mannes, wozu sollte er ihr erklären, was sie nicht begreifen konnte. Sie hatte einen Weg vor sich, vom Vater vorgezeichnet; einmal wird die Liebe kommen, und sie würde heiraten, jemand aus der Industrie oder der Finanzwelt, vielleicht einen Diplomaten oder sonst wen.

Hans-Jörg hatte den Kopf in den Händen vergraben. Er fühlte mit einem Male, was ihm Ragna bedeutete. Niemals hatte er sich das eingestanden, sich gewehrt, darüber nachzudenken, jetzt war es ihm nicht möglich. Tausend Einzelheiten standen vor ihm auf, er hörte ihre Stimme

dunkel klingen, ihren Atem stocken, sah das hilflose Neigen ihrer Schultern und ihre Arme schwingen wie Flügel eines kranken Vögelchens, und in jäh aufsteigender Gewißheit wurde ihm bewußt, daß auch sie leiden würde. Auf dem Tisch lagen seine Zeichnungen, Aquarelle und Oelstudien, überall sahen ihn zwei Augen an, lächelnd, glücklich, staunend, verschwommen und in sich gekehrt, er las in ihnen, und eine heiße Zärtlichkeit überkam ihn, daß er hinausschlich und trotz der Dunkelheit weit fortrannte, bis ihn die Kälte wieder zurücktrieb in das Hotelzimmer, ruhelos, einen Namen auf den Lippen: Ragna.

Er lief den Gang entlang bis zu ihrer Tür, vor der ihre Schuhe standen, blieb an die Wand gelehnt stehen und bewegte die Lippen, von denen kein Laut kam, krallte die Finger ineinander und wartete auf etwas, das er nicht wußte — rauchte hinter seiner verschlossenen Tür unzählige Zigaretten —, lauschte dem Ticken der Uhr, ließ die eisige Nachtluft ein, bis es Zeit war, zu gehen, und der Hausdiener klopfte, um seine Koffer zu holen.

Das eintönige Tam-Tam der Räderpaare trug ihn fort, immer weiter, bis er einschlief, und der Zug durch die Ebene raste an kleinen Stationen vorbei, die Berge weit weg waren, so weit — viele Stunden. Und ein kleines Mädchen wartete und die Arme schwang, um warm zu bleiben, denn die Zeit verrann, und Hans-Jörg kam nicht. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und als sie wußte, daß er fortgegangen war, ohne Gruß, ohne Erklärung, wurden sie rot, die dunklen Lippen bleich, und die Arme hingen lose herunter wie müde, und ihre schmalen, kleinen Hände flogen unruhig hin und her, als wüßten sie nichts anzufangen. Um den Mund aber grub sich eine Falte der Wehmut und wurde unmerklich tiefer und tiefer, je öfter die Sonne hinter den Bergrücken verschwand, und blieb, als es Frühling und Sommer wurde, Herbst und wieder Winter, und sie,

ganz in weiße Seide gehüllt, unter den strahlenden Kronleuchtern stand, umrauscht von einem Schwarm Menschen, in die ganz schmeichelnde Melodie der Geigen gehüllt, in wiegendem Rhythmus der Tanzpaare. Oft trafen sie fremde Blicke, die wie fragend auf ihr hängen blieben, aber sie sah über sie hinweg in eine Leere und wußte doch, daß in einer halben Stunde ihre Hand ein Glas halten würde, um in rauschendem Jubel der Gäste auf ihre Verlobung anzustoßen, mechanisch, als ginge sie das Ganze fast nichts an.

Direktor Johannsen hatte jeden Tag mehr in sie gedrungen, den jungen Attache unterstützt und ihr zugeredet, ihn zu heiraten, sie war zu gleichgültig, sich dem zu widersetzen, fast glaubte sie selbst, daß ihre Verliebtheit wie bei manchen Frauen erst in der Ehe kommen würde, wie ihr der Vater so oft erklärt hatte. Sicherlich meinte er es gut, daran zweifelte sie nicht, sie sollte in der Gesellschaft eine Rolle spielen als die schöne, junge Frau des eleganten Diplomaten. Das war alles, was sich Papa dabei gedacht hatte, denn viel Zeit hatte er nicht für solche Sachen, und immerhin, vielleicht hatte er nicht unrecht, wenn es schien, als wäre ihm der Stapellauf der „Göteborg“ wichtiger als die Launen seiner Tochter Ragna, die keine Erfahrung in der Welt besaß. Sie hatte versucht, einen Tag im Schnee zu vergessen, droben in den Bergen, alle Mühe war vergebens gewesen, sie konnte es nicht in sich ertöten, daß sie immer noch wartete, hoffnungslos auf etwas, das nie eintreten würde, auf ihn, Hans-Jörg Rasmussen, der verschollen war und blieb, irgendwo untergetaucht, wo sie ihn nie sehen würde, vielleicht in einem anderen Land.

Die Kapelle spielte einen Tusch. Direktor Johannsen trat, in der Rechten das Sektglas haltend, in die Mitte und bat um einige Minuten Gehör. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet, man wußte, daß nun die Verlobung seiner Tochter bekanntgegeben würde. Ragna schloß die Augen. Eine plötzliche wahnsinnige Angst ergriff sie, der Saal begann sich zu drehen, die Worte klangen wie das Murmeln eines Baches an ihr Ohr, da begriff sie, daß sie es nicht konnte, nie, niemals. Sie wollte etwas sagen, aber ihre Kehle war wie zugeschnürt, alles erschien ihr wie eine Komödie, Tränen stiegen in ihr auf, aber sie mußte sie verbergen. Als ihr Vater mit seinem zukünftigen Schwiegersohn auf Ragna zutrat, verlor sie die Beherrschung und rannte hinaus . . . Fort von hier, war ihr einzigre Gedanke. In ihrem Zimmer warf sie die nötigsten Sachen in einen Koffer und überlegte hin und her, wohin sie sich wenden sollte. Auf das Rütteln an der Tür antwortete sie nicht, niemand wollte sie sehen, in dem sie die letzte Zeit so unsagbar gelitten hatte. Ein kleines Bild fiel ihr in die Hände, das ihr Hans-Jörg einmal geschenkt hatte. Er hatte sie gezeichnet, wie sie im Schnee lag in übermütiger Freude, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, mit wirren Locken und blitzenden Augen, den Mund leicht geöffnet, als wollte sie all das Schöne ringsum in sich hineintrinken. Ragna sah immer wieder auf dieses Bild und trat vor den Spiegel, denn sie konnte es kaum fassen, daß sie einmal so ausgesehen hatte, so glücklich, so frei und überwältigt von Freude wie damals. Und der tiefe Schmerz brach sich Bahn, dieses riesengroße Weh, das sie mit sich trug. Noch nie wußte sie es besser als in dieser Stunde, was ihr Hans-Jörg bedeutete, obgleich ein Jahr verstrichen war, seit sie sich das letztemal gesehen hatten, und jener Tag kam, der das Leid brachte, das sie nun nicht mehr verlassen hatte. Sie sah ihr blasses Gesicht im Spiegel und verglich sich mit dem Bild, unter das Hans-Jörg geschrieben hatte: Das ist Ragna. Das war ich, dachte sie, und würde ich auch sein, wenn er wiederkäme. Und ein schweres Lächeln legte sich um ihren schmal gewordenen Mund. Irgendwo im Haus schlug eine Uhr mit einem hauchzarten Silberstimmchen die vierte Morgenstunde. Vor den Fenstern lag dick und schwer die Nacht. Wenn sie vorbei war, wollte sie gehen. Wohin, war gleichgültig, nur fort, weg von da, bevor sie der Vater sehen konnte, ehe die Qual von neuem anfing.

Als vor den Geschäften die Rolläden hochgezogen wurden, ging Ragna durch die Straßen. Grauer, feuchter Nebel lag über die Stadt, die letzten Lichter verlöschten, vom Bahnhof verhallten langgezogene Pfiffe. Das junge Mädchen hatte noch viel Zeit. Heute, morgen, immer. Sie dachte nur an das eine, daß sie nie mehr zurückkehren wollte. Vielleicht wußte man jetzt schon, daß sie fort war, bald würde man sie suchen. Sie mußte machen, daß sie fortkam, am besten in den nächsten Zug, zu ihrer Freundin. — Das ginge auch nicht. Deren Eltern würden bald erfahren, daß sie heimlich von Hause fortgelaufen war, und ihren Vater benachrichtigen. Von keinem Bekannten konnte sie Hilfe erwarten, ganz allein würde sie es vielleicht erreichen, nicht entdeckt zu werden.

Ragna fror. Aus einem großen Portal war Wärme bis zu ihr gedrungen. „Gehen Sie ruhig hinein,“ sagte der Pförtner, als er sah, daß sie zögerte. Teppichbelegte Treppen. Eine Glastür, durch sie die Säle sah mit Bildern an den Wänden. Ueber ihr Gesicht zuckte es, in den Augen lag ein Funke Hoffnung. Vielleicht eine Spur von Hans-Jörg? Sie ging und sah, las die Namen. Nichts! Manche Wände waren noch frei, Kisten wurden hineingetragen, aus Holzwolle neue Bilder ausgepackt und aufgehängt. Trotzdem die Ausstellung schon eröffnet war, wur-

de für manches Bild eine andere Sicht gewählt, Plätze getauscht; die besonders wertvollen, preisgekrönten Gemälde hatte man erst heute in einen gesonderten Raum gebracht, so daß von der andächtigen Stille in derartigen Ausstellungen noch nichts zu merken war. Ragna, die überall herumspähte, ob sie nicht doch eine Arbeit von Hans-Jörg finden könnte, schritt von einem Zimmer in das andere, ließ kein Bild unbesehen, aber ohne Erfolg. Sie verstand es nicht, daß sie niemals ein Bild von ihm in einer Kunsthandlung entdeckt hatte, daß auch seine Arbeit verschollen blieb, und bange Gedanken stiegen in ihr auf. Heute, wo sie allein dem Ungewissen ausgeliefert war, begann sie zu verstehen, daß es Gründe geben konnte, die sein Verschwinden rechtfertigten, daß er vielleicht gerade ihretwegen so gehandelt hatte. Wie ein langsames Erkennen schlich es sich in ihre Ueberlegungen, als sie es ahnte, daß er das Opfer gebracht hatte gegen sein Gefühl, nur für sie, um ihres Glückes willen. Eine heiße Freude und rasende Sehnsucht ließ sie vergessen, wo sie sich befand, sie hob ihre Arme, als wollte sie etwas Kostbares in sie einschließen, jeder Nerv straffte sich in neuer Hoffnung, da schrie sie auf, kurz, jubelnd, daß die Arbeiter sich umwandten und den Kopf schüttelten. Noch halb verpackt, hatte sie sich auf einem Bild erkannt, eben wurde es aus der Kiste gehoben und aufgehängt.

Die Handwerker und Dekorateure standen nun davor und sahen es an. Ragna wagte kaum mehr zu atmen, drückte sich stumm in eine Ecke, die Nägel in die Haut gebohrt, um nicht loszuheulen vor innerer Erregung. Sah sich in die blauen, glückstrahlenden Augen des Bildes und fühlte plötzlich, daß sie selbst wieder so werden würde, wie einst — mit Hans-Jörg. „Ja", sagte jemand von den Leuten dort in weißem Arbeitskittel, „das ist Nummer neunundachtzig, Hans-Jörg Rasmussens Mädchenbildnis, der erste Preis! Ein ganzes Jahr hat er unter harten Entbehrungen daran gearbeitet, nun hat er's geschafft!"

Ein paar Minuten nachher trugen die Männer ein junges, blasses Mädchen in den Vorraum und betteten sie, so gut es ging, auf einer gepolsterten Bank, denn sie war unerklärlicherweise ohnmächtig auf den Steinfließen vor dem preisgekrönten Bild, Katalognummer neunundachtzig, zusammengebrochen. — —

Voltaire-Anekdoten

Während der Proben von „Merope" war Voltaire mit dem Spiel der Hauptdarstellerin Mlle. Dusmesnil nicht zufrieden. Auf die Einwände des Dichters erwidert sie gereizt:

„Man müßte den Teufel im Leibe haben, um den Ton zu treffen, den Sie verlangen".

„Freilich", erwiderte Voltaire, „in allen Künsten muß man den Teufel im Leibe haben, will man etwas erreichen".

* * *

Grimm erzählt in einem seiner Briefe:

„Seit Herr von Voltaire in Paris ist, haben schon, ich weiß nicht wie viele, Priester sich eingebildet, durch eine Bekehrung des großen Mannes Ruhm und Reichtum erlangen zu können. Einem dieser Herren gelingt es, bis zum Kranken vorzudringen. Er wirft sich vor seinem Bette auf die Knie:

„Im Namen Gottes, hören Sie mich an; ich werde Ihr Sündenbock sein, alle Ihre Verfehlungen werde ich auf mich laden; aber beichten Sie sofort; zittre, mein Sohn, versäume nicht den einzigen Augenblick, den die Gnade Dir gewährt usw."

Voltaire, in seine Kissen vergraben, hört ihm gutgelaunt zu.

„Wer schickt Sie, Herr Abbe?"

„Wer? Gott selbst".

„Und Ihr Beglaubigungsschreiben?!"

Diese einfache Frage versetzt den braven Gottesmann in solche Verwirrung, daß Voltaire ihm mit einigen Späßen über die peinliche Situation hinweghelfen muß.

Der Ring des Hoti

Von M. Niggli.

Die Frau des Rektors an der St. Leonardskirche zu Nottingham gab einen Tee, zu dem sämtliche Damen der Gesellschaft der Stadt geladen waren. Obwohl einige an Rang noch über ihr standen, so galt es doch als Ehre, von der Gattin des Hauptgeistlichen zu Tische geladen zu werden; denn sie stammte aus einem alten, vornehmen Geschlecht, war von Haus aus und infolge verschiedener Erbschaften sehr begütert und hatte mit ihrem Manne mehrere Jahre in indischen Diensten verlebt, aus welcher Zeit sie interessant und anregend zu erzählen wußte.

In diesem Augenblick zum Beispiel wies sie einen seltsamen Ring vor, den sie am mittleren Finger der linken Hand trug und der, in einen dunkeln, fremdartigen Stein eingeschnitten, die Bildnisbüste des indischen Gottes Hoti trug. „Ich kam auf sonderbare Weise dazu," erzählte die Dame des Hauses. „Als wir im Gefolge des Vizekönigs nach Kashmir hinaufkamen, wo mein Gatte an der neuen Schule zu Srinagar den Unterricht in Religion und alten Sprachen organisieren sollte, fanden zu Ehren der hohen Herrschaften glänzende Festlichkeiten statt. Aber nicht nur die Regierungsbeamten hatten sich vorbereitet, sondern auch, und vielleicht gerade im Gegensatz zu uns, die Eingeborenen, welche in ihren geschmückten Tempeln feierliche und unverständliche Prozessionen begingen. Das interessierte mich mehr als unsere eigenen Feste, die ich schon Dutzende von Malen mitgemacht hatte, und da ich die kashmirische Sprache beherrschte, geriet ich auf den Einfall, mich verkleidet unter jene Scharen zu mischen, welche am Abend der heiligsten Zeremonien teilhaftig werden sollten.

Ich lauschte kniend und in guter Verkleidung den mystischen Worten der Priester, als mein Blick von ungefähr auf einen Ring fiel, der gerade in meinem Reichkreis lag und ein Talisman sein mußte; denn er trug in einen jener Steine, wie man sie nur in Indien findet, eingegraben das Bildnis eines hohen indischen Gottes, von dem sich namentlich die Frauen besondere Gnaden zu erflehen pflegten. Ich wußte, daß kein Gläubiger einen solchen Ring je um Geld verkaufte, und da ich schon längst gerne in dem Besitz einer solchen Seltenheit gekommen wäre, verbeugte ich mich noch tiefer und griff unter dem Schutze meiner Tücher nach dem Schatz. Aber meine Hand, die lang und schmal und in ihrem Bau eine englische Hand war, verriet mich, und ich hätte leicht in Gefahr geraten und meinem Mann in Unannehmlichkeiten bringen können, wenn nicht der Talisman selbst mich beschützt hätte.

„Eine Frau, die neben mir kniete", fuhr die Lady fort, „machte mir ein Zeichen, daß ich warten möchte. Aus Erfahrung wußte ich, was auf dem Spiele stand, und so wagte ich mich nicht zu entfernen, sondern tat, wie die Indierin mich geheißen. Als die Menge sich verlaufen hatte, trat die Fremde zu mir und sagte: ‚Du hast dich des Todes schuldig gemacht, weil du dich in die Geheimnisse Hotis gedrängt, und keine Ausländerin darf sein Bild besitzen; denn seine Gnade ist nur uns eingeräumt. Aber er will mit dir eine Ausnahme machen, weil er dir sein Zeichen vor die Füße gelegt hat, und will dich in seine Gnade einbeziehen. Nimm also den Ring und verwahre ihn gut; denn in dem Augenblick, da du ihn verlierst und den dir erwiesenen Vorzug mißachtest, wird Hoti dich mit Unglück verfolgen. Und vergiß nicht, als Zeichen deiner Dankbarkeit 4000 Rupees zu Füßen des Gottes niederzulegen.'

„Es war ein hoher Preis", setzte die Dame des Hauses nach einigem Nachsinnen hinzu. Aber ich befand mich in einem geheimnisvollen Bann, und so wagte ich nicht, den Ring zu behalten, ohne dafür die geforderte Summe entrichtet zu haben. Deshalb schickte ich andern Tages eine meiner Dienerinnen mit einem verschlossenen Umschlag in den Tempel Hotis und befahl ihr, das Paket unter die ineinandergeschlagenen Beine des Gottes zu schieben. Sie schwor mir bei ihrer Rückkunft, meinen Befehl getreulich ausgeführt zu haben, und seitdem befinde ich mich unter dem Schutz des Ringes".

Die Zuhörerinnen lächelten. „Ist es denn wirklich ein Schutz?" erlaubte sich eine von ihnen zu fragen. „Ich glaube seltsamerweise daran", entgegnete die Rektorin ernst. „Ich halte mich tatsächlich vom Glück begünstigt, und erst wenn nach einem unverhofften Verlust des Ringes das Mißgeschick mich doch nicht verfolgen würde, müßte ich annehmen, an ein Phantom geglaubt zu haben".

Sie zog den Talisman nicht vom Finger, sondern bot lächelnd die Hand herum und ließ das fremdartige Schmuckstück bewundern.

Drei Tage darauf war der Ring verschwunden. Um es vorweg zu nehmen: Eines der aufwar-

tenden Mädchen hatte mit einem Inder, der sich Handelsgeschäfte halber in der Stadt aufhielt, ein Verhältnis angeknüpft und ihm von dem Talisman erzählt. Er war ein glühender Nationalist, der keines der Heiligtümer seines Landes in unreinen Händen dulden konnte. Er verleitete das Mädchen zu dem Diebstahl, nicht ohne ihm anständigerweise eine beträchtliche Summe für die Rettung des heiligen Gutes ausgehändigt zu haben, und verschwand darauf auch aus den Augen seiner Anbeterin, indem er das erste beste Schiff benützte, das von London nach Indien ausfuhr.

Die Entdeckung des Verlustes hatte für die Lady entsetzliche Folgen. Sie konnte nicht wohl eine ihrer vornehmen Besucherinnen des Diebstahls bezichtigen, obgleich vielleicht gerade eine von ihnen aus reiner Sammelwut sich in den Besitz des kostbaren Objektes gesetzt haben konnte. Alle sandten Worte des Bedauerns nach der Rektorei; alle waren unschuldig und alle fühlten sich doch mit einem geheimen Verdacht belastet. Man wagte nicht mehr, in der Rektorei Besuche zu machen, um nicht auf den heiklen Gegenstand zurückkommen zu müssen, und entschuldigte sein Fernbleiben damit, daß die Rektorin ihr drittes Kind erwartete. Aber gerade in diesem Zustand hätte die Lady den Ring doppelt nötig gehabt; denn er sollte ja besonders Frauenwünsche erfüllen, und sie sah von jetzt ab mit hysterischer Unruhe dem Ereignis entgegen, das sie die beiden ersten Male mit seltener Leichtigkeit überstanden hatte.

Es mochte nun sein wie dem wollte: Das dritte Kind konnte nicht lebendig zur Welt gebracht werden und die Lady lag darauf lange krank. Ihr Gatte brachte sie nach den Kanarischen Inseln, wo sie in paradiesischer Umgebung auch von ihrer Schwermut genesen sollte. Er versprach ihr, indessen alles zu tun, um den Ring wieder herbeizuschaffen, wie man denn von Anfang nichts unterlassen hatte, um seiner wieder habhaft zu werden.

Wie wir wissen, mußten sich die Anstrengungen des Rektors als eitel erweisen. Der Winter ging herum und mit Beginn des sanften englischen Frühlings sollte die Rektorin wieder in die Heimat zurückkehren. Sie hatte in ihren Briefen nie mehr nach dem Ringe gefragt. Er wußte aber, sie würde nicht mehr genesen, so lange sie den Talisman nicht zurückerlangt hätte. Durch ihr Unglück hellsichtig gemacht, durfte er nicht wagen, sie mit einem unterschobenen Ringe zu betrügen. Und doch verreiste er eines Tages nach London, um einem berühmten Juwelier den Fall vorzulegen. Er hatte Zeichnungen mitgebracht, so wie er den in Stein geschnittenen Gott noch in Erinnerung hatte, und der Goldschmied vertiefte sich ernsthaft in das Problem.

Den Stein, sagte er, kenne er wohl aus seinen Fachwerken, besitze aber kein Exemplar davon. Es sei ein indischer Halbedelstein von wenig Wert, der aber in seinem Ursprungsland nicht leicht zu beschaffen sei. Auch reiche die Zeit bis zur Heimkehr der Pastorin dazu nicht nicht mehr aus. Man könnte aber, fuhr er nach einigem Ueberlegen fort, ganz wohl eine Kamee so färben, daß nur ein Kennerauge sie von dem richtigen Stein zu unterscheiden verstände, und dann würde er sich wohl getrauen, den sonderbaren Heiligen hineinzuschneiden.

Der Rektor atmete auf. Er bat den Juwelier, keine Kosten zu scheuen, um ein möglichst genaues Abbild zu schaffen; denn es gehe um Gesundheit und Leben seiner Gemahlin. Er versprach auch: so oft es wünschbar sei, herzufahren und die lange Reise nicht zu scheuen, um jederzeit sein Gutachten über die Arbeit abzugeben, da der Goldschmied das Original ja nicht gekannt habe.

Unterdessen fügte sich's fast schicksalmäßig, daß jener Inder auf seinem Schiffe an einer Erkältungskrankheit, die er sich von London her mitgeschleppt, starb und daß sein Boy, der ein Chinese und durch keinerlei Religion einer Kaste gehemmt war, das Gepäck durchstöberte und dabei auf den Ring stieß. Er wußte, daß die Europäer auf derlei Merkwürdigkeiten versessen sind, und da er ohnehin im Sinne hatte, wieder nach London zurückzukehren, wo man rasch reich werden konnte, beschloß er, vom nächsten Hafen aus mit dem Ring wieder zurückzukehren. Er konnte es ohne Anstände tun, da man einem chinesischen Kuli, dessen vornehmer indischer Herr gestorben war, keine große Wichtigkeit beimaß.

In London angekommen, begab er sich gleich zu einem Schreiber seiner Rasse und bat ihn, das Nötige zur Verwertung des Ringes zu veranlassen. Es erschien darauf zu verschiedenen Malen eine Anzeige im „Daily Telegraph", wonach ein seltener indischer Götzenring zu verkaufen sei. Der Juwelier, immer noch in sein Problem vertieft, ward aufmerksam, ging hin und erstand sich das Stück. Obwohl er sich dessen Weg nicht lückenlos rekonstruieren konnte, so sprach doch manche Wahrscheinlichkeit dafür, daß es sich um den gestohlenen Tempelring handelte, vor allem die Tatsache, daß der verstorbene Inder sich mehrere Monate in Nottingham aufgehalten hatte. Der Goldschmied telegraphierte dem Rektor, und die Sache kam in Ordnung.

Scheinbar wenigstens! Denn die Arbeit an der Kamee war nun so weit vorgeschritten, daß es den Juwelier, der zwar seinen Schnitt nun schon gemacht hatte, reute, die Arbeit umsonst unternommen zu haben. Er vollendete sie rasch, da er ja nun Studien am Original hatte machen können, und ging damit zu dem Beamten, der am

Britischen Museum die indischen Sammlungen unter sich hatte. Er präsentierte ihm den Ring als genauestes Modell eines indischen Ritualstückes und bat ihn, es dem Konvent vorzulegen mit der Frage, ob es für das Museum in Betracht käme. Er erzählte dem Kustos die ganze Geschichte des Ringes und ersuchte ihn, sich um nähere Aufschlüsse an den Rektor in Nottingham zu wenden, der ihm vielleicht auch einiges über die Bedeutung des eingeschnittenen Götterbildnis zu berichten vermöge.

Der Beamte durchging zunächst einmal seine Sammlungen, und es stellte sich heraus, daß das Museum ein solches Stück tatsächlich noch nicht besaß. Zu gleicher Zeit stand in seinen Nachschlagewerken über indische Zaubergegenstände manch Bemerkenswertes über diese geheimnisvollen Ringe, die im Original nur sehr schwer zu beschaffen seien, und so beschloß er, seiner Behörde vorzuschlagen, wenigstens das Modell zu erwerben. So kam es, daß einige Wochen darauf in einer Vitrine mit kleinen indischen Tempelfratzen auch dieser Ring ausgestellt lag, und in den periodischen Mitteilungen des Institutes standen einige Bemerkungen über den neuen Gegenstand.

Unterdessen war die Rektorin von den Kanarischen Inseln zurückgekehrt. Sie hatte ihre volle Gesundheit noch nicht erreicht. Aber ihre Wangen glühten doch, als sie sich wieder im Besitz des Zauberringes sah, und der Glaube an Leben und Glück kehrte wieder zurück. Hie und da betrachtete sie indessen das Amulett, das sie jetzt an einer feinen doppelten Goldkette um den Hals trug, und nie mehr ablegte, sinnend und fragte sich, ob es wirklich auch der richtige Ring sei oder ob ihr Mann sie nicht vielleicht doch mit einer gut und liebevoll erfundenen Geschichte getäuscht, um ihr das Vertrauen zum Leben wieder zurückzugeben.

Es trug sich zu, daß sie in dieser Zeit einen alten Verwandten beerben konnte, der lange Zeit einer sibirischen Minengesellschaft vorgestanden hatte und der ihr deshalb sein beträchtliches Vermögen fast ganz in solchen Grubenpapieren hinterließ. Infolge der dortigen Unruhen aber hatten diese Papiere einen bedenklichen Sturz erlitten und galten vor allem in einem Auslande mit besseren Möglichkeiten zur Geldanlage beinahe gar nichts mehr. Die Lady, noch nicht völlig genesen, und verwirrt durch die geheimnisvolle Geschichte mit dem Ring, schien in diesem Mißgeschick den Beweis zu erblicken, daß ihr Talisman doch vertauscht war und also keine Wirksamkeit besaß. Sie bedauerte nicht den Verlust des Geldes. Aber sie folgerte aus dem Geschehnis, daß sie nun in Zukunft auch bei andern Dingen, die weit einschneidender waren als der Kurssturz einiger Papiere, kein Glück mehr haben werde. Sie sank zusammen, und die kanarische Kur schien beinahe die gegenteilige Nachwirkung haben zu sollen.

Im Laufe des nächsten Jahres, als sie schon sehr schwach war, erhielt die Rektorin den Besuch einer angeheirateten Verwandten aus dem Ausland. Das belebte ihre Lebensgeister wieder etwas und sie machte den Vorschlag, der jungen Dame die Hauptstadt des Landes, das Herz der Welt, wie sie diese stolz nannte, zu zeigen. Der Rektor äußerte einige Bedenken, die unsicher gewordene Frau in den Trubel Londons ziehen zu lassen, willigte dann aber doch ein, da es sie vielleicht wieder etwas hochbringen würde. Eine der ersten Stätten, welche die beiden Damen besuchten, war das berühmte Britische Museum, und dort fand die Rektorin in der indischen Sammlung ihren Ring wieder.

Sie glaubte nicht daran, daß es ein bloßes Modell wäre, sondern verglich ihn mit dem ihrigen, und je mehr sie die beiden Stücke betrachtete, um so mehr ward ihr zur Gewißheit, daß der Ring in der Vitrine der richtige sei. Sie hatte sich schon zu sehr in die Annahme verstrickt, man hätte sie seinerzeit schonen wollen, als daß sie aus diesem Wirrsal der Gedanken noch herausgefunden hätte. Sie lag des Nachts schlaflos in ihrem Hotel, immer nur mit dem einen Gedanken beschäftigt: Wie sie ihres Eigentums, ihres Talismans wieder habhaft werden könnte. Auch der gerade Weg fiel ihr schon nicht mehr ein, nämlich zum Kustos zu gehen und sich in der Sache Klarheit zu verschaffen. Sie erbat sich vielmehr vom Schreiner des Hotels unter einem Vorwand den Glaserdiamanten und wartete nun noch die schickliche Gelegenheit ab, um die Vitrine aufzubrechen.

Die Lady hatte keine Uebung im Umgang mit Glaserdiamanten, und so schnitt sie sich bei dem gefährlichen Experiment in die Hand. Der Diebstahl blieb sonderbarerweise unbeachtet, und sie wollte nicht sagen, wo und wie sie sich die Verwundung zugezogen habe. Sie verband sich auf eine höchst unachtsame und nachlässige Weise. Als die beiden Damen nach Nottingham zurückkehrten, hatte die Rektorin Fieber und spürte Schmerzen in der Achselhöhle.

Die Vergiftung war schon zu weit vorgeschritten, als man endlich auf ihren Zustand aufmerksam wurde, und sie konnte nicht gerettet werden. Sie war auch überzeugt, daß der Gott sich nun an ihr rächte, weil sie sein Bild ein einziges Mal auf ein paar Monate von sich gelassen hatte. Als sie gestorben war, fand man an der feinen Doppelkette zwei Ringe, und von jedem blickte der fremde, dunkle Hoti majestätisch und geheimnisvoll herab.

Der Findling

Von Alfred Prugel.

Der braunhaarige Knecht eines Pächters fand ihn auf der Landstraße nach Peronne, am Fuße einer Pappel und durchnäßt von einem plötzlich niedergehenden Gewitterregen. Er trug den erschöpften Knaben nach Cuvilly, wo sich die Frau des neuen Steuerpächters seiner annahm und die Bauern neugierig durch Fenster und Türspalt den Findling begafften. Seine Kleider waren mit Erde beschmutzt, die Spitzenkrause des leinenen Hemdes zerrissen; Tränen rannen über sein mageres Gesicht. Er mochte ungefähr neun Jahre alt sein, doch erst am nächsten Tage merkte man, daß er taubstumm war. Man schrieb ihm Fragen auf eine Tafel, aber er konnte sie nicht lesen und wandte sich verängstigt ab. Am Hinterkopf hatte er eine Wunde, die ein blutiger Schorf dick überkrustete; sie mochte von einem Sturz herrühren.

Gerüchte von der Auffindung eines ausgesetzten Knaben, der offenbar einer vornehmen Familie angehörte, verbreiteten sich schnell über die Dörfer und Flecken und lockten Haufen von Neugierigen nach Cuvilly; doch kannte keiner von ihnen den Findling. Endlich schickte der Pfarrer einen Bericht nach Paris an den Polizeigeneralleutnant de Sartines, der den Knaben nach Bicetre bringen ließ. Aber er war schwächlich und erkrankte bald nach seiner Einlieferung. Man mußte ihn in einem Korbe nach dem Hotel Dieu tragen, wo er fiebernd lag, mit geschwollenen Gelenken. Die Aerzte gaben ihn auf. Indessen wachte die Schwester Adrienne, Tochter eines Pächters in der Dauphine, bei ihm, und ihr blasses Gesicht neigte sich über seine Schmerzen wie das Antlitz eines Engels.

Als er so nach Monaten genas, nahm sich der berühmte Taubstummenlehrer, der Abbe L'Epee, seiner an. Mit geduldiger Miene lehrte er ihn, wie man durch das Heben und Senken der Hände Buchstaben bildet und aus ihnen Worte und Sätze formt. Der Knabe, dem man den Namen Philipp gegeben hatte, begriff nur sehr langsam; man mußte ihm alles viele Male wiederholen, und auch dann wurde er beim geringsten Fehler mutlos und verkroch sich in einen Winkel der Hintertreppe, oder noch lieber in die Kammer Pierres des Wärters, der ihm kolorierte Bildchen zeigte: Burgen mit Zinnen und Türmen, einen Hirsch von der Meute gehetzt, holländische Windmühlen und Schiffe mit goldgelben Segeln. Philipp betrachtete aufmerksam den breiten Mund des Wärters, das starke Kinn und die vom Tabakschnupfen geröteten Nasenlöcher. Doch wurde keine Erinnerung in ihm wach. Sein Gedächtnis war wie ein erblindeter Spiegel, und das einzige, was er zuweilen erblickte, waren die halbverwischten Umrisse eines großen Hauses und die Bilder Geharnischter auf einer alten Grabplatte. Dabei schien eine große Furcht über ihn zu kommen, und ohne jeden Grund legte er die Hände schützend an den Kopf.

Die Zeitungen hatten über ihn geschrieben, und man nannte seinen Namen schon in den Kaffeehäusern und Salons. Aber das Dunkel um seine Herkunft lichtete sich nicht, obgleich die Polizei mit ihren Nachforschungen fortfuhr und immer wieder Leute kamen, die den Knaben zu sehen wünschten. Eine junge Wäscherin wollte in Philipp den Sohn eines gewissen Le Duc, Kaufmann in Saint-Dennis erkennen. Ihre Mitteilungen konnten bald an der Hand der Totenliste widerlegt werden. Danach teilte Madame d'Hauteserre dem Abbe mit, der Knabe sei der Sohn der verwitwen Gräfin Solar, der angeblich unter den merkwürdigsten Umständen an den Pocken gestorben war. Die Gesellschafterin des Fräulein Degodets, das mütterlicherseits mit der Gräfin Solar verwandt, versicherte ebenfalls, es sei der junge Solar. Doch die Gräfin weigerte sich hartnäckig, den Findling anzuerkennen. Der Abbe beschuldigte sie, die Leiche eines fremden Knaben als die ihres Sohnes ausgegeben zu haben, um das Vermögen an sich zu bringen, das ihm beim Tode des alten Grafen Solar, ihres Schwiegervaters, zufallen mußte, — und wandte sich an den Grafen Saint-Germaine. Die Klageschrift umfaßte 43 Seiten. Hochangestellte Persönlichkeiten sicherten dem Abbe ihre Unterstützung zu. Danach mußte man nach Toulouse fahren, um die Identität Philipps mit dem jungen Solar durch Zeugen bestätigen zu lassen, und später nach Clermont, um ihn dem alten Grafen Solar vorzustellen.

Obgleich man zweimal Unglück hatte, die Pferde lahmten und am dritten Tage ein Wolkenbruch die Straßen verwüstete, bereiteten die Reisen Philipp großes Vergnügen, und er bewunderte die Uniform des jungen Postillons, seinen blauen Rock und die langen kalbsledernen Stiefel. In Clermont führte man ihn in einen hohen Saal. Er erschrak vor den vielen prüfenden Augen, die

sich bei seinem Eintritt auf ihn richteten. Eine dicke, alte Frau, auf deren verblühtem Gesicht karminrote Schminkflecke saßen, tätschelte mit ihrer ringgeschmückten Hand vorsichtig Philipps Wangen. Es war Fräulein Desgodets.

Viele Personen erkannten Philipp als den jungen Solar. Gesicht und Gestalt stimmten vollkommen überein; auch der junge Solar war taubstumm gewesen. Man führte ihn nun vor das Stadthaus in Toulouse, vor dem jener oft gespielt hatte, aber Philipp sah teilnahmslos auf die finsteren Mauern des spätgothischen Baus. Einige Zeugen wurden darauf unsicher; die meisten begnügten sich mit der Erklärung des Abbes, die Schrecken der Entführung und Aussetzung hätten das Gedächtnis des Kindes zerstört. Man müsse deshalb Nachsicht üben. Als man von der Reise zurückkehrte, erschreckten die hohen, dunklen Gänge des Hotel Dieu von neuem den Knaben, die verbrauchten Hölzer der Möbel und die heftigen Gebärden der andern Kinder, die gleich ihm in einem Saal unterrichtet wurden, durch dessen spitze Fenster man das eiserne Kreuz von St. Julien sehen konnte, eine blaugetünchte Hausmauer und die schütteren Wipfel alter Roßkastanien.

Ein Vierteljahr darauf ließ der königliche Prokurator den Hauslehrer der Gräfin Solar, einen jungen Mann namens Cadeaux, verhaften und in das Chatelet einliefern. Er wurde beschuldigt, den jungen Grafen Solar auf Anstiften seiner Mutter entführt und zwischen Cuvilly und St. Croix ausgesetzt zu haben. Fast ein Jahr saß er in einer lichtlosen Zelle, die Füße mit Ketten beschwert; dann endlich erlaubte man ihm, eine Verteidigungsschrift zu schreiben. Er bewies, daß der junge Solar in Charlas an den Pocken gestorben war. Mehr als 60 Zeugen wurden vernommen, sie bestätigten Cadeaux' Aussagen. Der Abbe verfaßte eine Gegenschrift, die ihre Wirkung nicht verfehlte; doch boshafte Stimmen nannten ihn einen alten Roßtäuscher, der ein Bauernkind in einen Grafensohn umfälschen wolle. Inzwischen aber hatte bereits der alte Solar Philipp als seinen Enkel und Erben anerkannt.

Philipp nahm davon keine Notiz; jedoch kam er eines Tages aufgeregt zum Abbe und erklärte, er wisse nun, wer seine Eltern seien: Seine Mutter habe eine goldne Uhr am Gürtel getragen und sei immer freundlich zu ihm gewesen, bis auf jenen Abend, wo man ihn auf das Pferd setzte. Doch daran wisse er sich nicht mehr genau zu erinnern. Sein Vater habe sich einmal mit dem Gewehr am linken Fuß verwundet und seitdem hinke er. Später widerrief er alles. Er habe nur geträumt, sein Kopf schmerze ihn und er fürchte sich, wenn er allein sei. Der Abbe strich ihm freundlich über das Haar und beruhigte ihn.

Da Philipps Gesundheit angegriffen war, brachte er den Sechzehnjährigen nach Poitiers, wo er bei dem Pfarrer des Ortes wohnen sollte. Die Häuser von Poitiers mit ihren dürren Strohdächern waren häßlich, doch ringsum senkten sich die Felder überraschend in ein kleines Tal, das von dem Rauschen des Flusses ganz erfüllt war. Durch niedrige Buchen schimmerte steingrau die Fassade eines Landschlößchens, das dem Marquis Regnard gehörte. Am liebsten saß Philipp im Schatten einer Akazie, deren unterste Zweige seine Schultern berührten. Auf dem tiefen Braun des Schloßteiches flirrten Lichtkreise. Junge Enten schwammen über das dünne Wellenmuster, das der Wind silbergrau auf den dunklen Grund zeichnete. Wenn sich Philipp vorbeugte, konnte er sein Bild im Wasser betrachten. Das fahle Blond des Haares stand über der leichtgewölbten Stirn, in seinen grauen Augen glommen Lichter, und ein Lächeln ergoß sich für Augenblicke in die leichtgeröteten Wangen.

Er war scheu wie die Tiere des Waldes, und der Pfarrer hatte Mühe, ihn auf das Schloß zu bringen, wo der Marquis ihn sehen wollte. Man führte ihn in einen kleinen Salon, auf dessen heller Seidentapete der warme Glanz einer gelben Kerze lag. Philipps Bewegungen waren linkisch und unbeholfen; die Anwesenden unterdrückten ein Lächeln, aber der neugierig-kühle Blick Victorinens, der jüngsten Tochter des Marquis, verwirrte ihn vollends. Tags darauf traf er sie in der Allee, die hundertjährige Linden ganz verdunkelten. Sie lächelte unter ihrem breitrandigen Strohhut, der mit Bändern und künstlichen Blumen garniert war, aber Philipp schrieb auf die kleine Tafel, die er stets bei sich trug: „Sprechen Sie, es ist mir möglich, die Worte von Ihren Lippen zu lesen." So konnten sie miteinander plaudern, doch stockte er oft in Gedanken und sah zu Boden, als könne er ihren Blick nicht ertragen; sie erschrack vor der Anstrengung, die seine Züge verrieten. Ein tiefes Mitleid stand in ihren Augen, dann wieder ängstigten sie seine ungestümen Geberden. Manchmal ergriff er ihre Hand und preßte sie, daß Victorine vor Schmerz aufschrie. Sogleich ließ er sie fahren, und ihre Bestürzung bemerkend, entfernte er sich, einen Ausdruck tiefster Niedergeschlagenheit im Gesicht. Endlich bat Philipp sie, ihm zu folgen. Er müsse nun das Schloß seiner Eltern suchen, allein könne er es nicht finden, und den andern wolle er nichts sagen; nur dem Abbe, aber der sei nicht hier, und schreiben dürfe er ihm nicht, damit sein Geheimnis bewahrt bleibe. Schließlich verwirrte er sich und wurde ängstlich: In der Dämmerung wollte er Reiter bemerkt haben, die sich vorsichtig dem Dorfe zu nähern suchten. Gewiß wollten ihn seine Freunde entführen lassen. Das Mädchen erwiderte,

er solle nur ganz ruhig sein, hier würde ihm nichts geschehen.

Aber er hörte nicht auf ihre tröstenden Worte und verbarg sich wie ein Verfolgter im Schilf, das in trockenen Haufen den Teich umsäumte. Der erschreckte Pfarrer mußte ihn durch die Magd suchen lassen. Dann kam er widerstrebend, den braunen Rock beschmutzt. Er verlangte hohe Stiefel, wie sie der Postillon damals getragen hatte. Als er sie erhielt, überredete er den Feldhüter, ihm eine seiner Pistolen zu geben. Nun, erklärte er Victorine, nun müsse er bald weggehen. Vom Abbe sei keine Nachricht gekommen, der Prozeß beschäftigte ihn wohl, aber niemand könne wissen, wer er, Philipp, in Wirklichkeit sei. Weder der Abbe noch das Gericht; ja, er selbst wisse es nicht, bevor er nicht das Schloß gefunden. Im Traume sei es ihm schon erschienen, das gläserne Schloß, in dem seine Eltern gewohnt. An den spiegelblanken Wänden habe er sich als Kind den Kopf eingestoßen, seither schmerze ihn eine Stelle so sehr. Dann beschrieb er auch seine alten runden Türme und die hohen Hecken in mancherlei Gestalt, die es den Blicken verbargen.

Vergeblich bat ihn Victorine zu bleiben, seine Unruhe schien zu wachsen, und immer wieder kritzelte er auf die Tafel: Bald werdet ihr alle wissen, wer ich bin. Er jammerte, daß er nun doch allein gehen müsse und nannte Victorine seine liebe Braut, dabei lächelte er eigentümlich und meinte, daß er sie bald holen wolle. Victorine errötete, aber in einer plötzlichen Aufwallung küßte sie ihn auf den großen, ratlos zuckenden Mund. In der Dämmerung gingen sie durch das Tal, die Hände ineinander, still und friedlich. Philipp ward beklommen zumute; auf einen grauen, runden Felsstein schrieb er mit Kreide in großen Buchstaben „Victorine", und darunter die Jahreszahl „1789".

Dann war er plötzlich verschwunden. Tagelang suchten ihn die Gendarmen auf der Landstraße, er blieb verschollen und Victorine schwieg hartnäckig. Dann schrieb der Pfarrer an den Abbe L'Epee, der aber im Hotel Dieu an Herzbräune schwer darnieder lag. Die Ungewißheit über das Schicksal Philipps und die Mühseligkeiten des Prozesses beschleunigten seinen Verfall. Er bat Gott, ihn den Ausgang des Prozesses erleben zu lassen, jedoch die Verhandlungen wurden von der gegnerischen Partei absichtlich verschleppt, und nur die Vorstellung, Philipp würde eines Tages der Graf Solar sein und 100,000 Livres erben, erleichterten ihm die letzten Tage seines Lebens.

Unterdessen trockneten auf den Feldern schon die kümmerlichen Garben des Weizens, die Körner von der Dürre halb verbrannt; das Heu duftete schwach in spärlichen Haufen. Philipp mied die endlosen, nackten Landstraßen; er fror unter der hohen Sonne und zuweilen stieg er auf einen Hügel; dann glaubte er das Schloß zu sehen — eine schimmernde Fata morgana, deren ferner Glanz ihn wärmte. Er strich um die Unruhe der Dörfer, in denen sich die Bauern zusammenrotteten, und halbzerfetzte Anschläge auf den blaugetünchten Mauern der Gehöfte klebten. Am liebsten wanderte er am Walde entlang. Manchmal erfüllte sein Herz der tröstliche Gedanke der Einkehr in hohe, kühle Räume, die sich ihm freundlich öffnen würden, dann wieder war es verwirrender Traum, der seine Gedanken mit Dunkelheit befiel, wie Blätterfall die Erde an stillen Novembertagen. Rings um ihn verschwand die Welt zu grauen und leisen Bildern.

Nach tagelangem Umherirren begegnete er auf der Landstraße nach Reims einem Haufen Männer und Frauen, die, mit Knütteln und Beilen bewaffnet, einem Schloß entgegenzogen, dessen Türme die Strahlen der untergehenden Sonne trafen. Eine Trommel rollte ihre dumpfen Wirbel über die Felder. Von einer plötzlichen Ahnung getrieben, die noch einmal alles Sehnsüchtige, Unerfüllte und Strebende in ihm zum Klingen brachte, schloß er sich dem Zuge an und ging neben einem Mädchen, dessen Profil ihn für Augenblicke,

rasch verwehende Augenblicke, an Victorine erinnerte.

Die Herrschaft des Schlosses war geflohen, indessen hatten sich die Diener und Feldhüter mit Jagdgewehren bewaffnet, und ihr Salvenfeuer brachte den anstürzenden Haufen in Verwirrung. Eine abirrende Kugel traf Philipp in den Leib und er brach zusammen, den Blick auf das hohe Portal des Schlosses gerichtet. Die Bauern, die ihn später wegtrugen, wunderten sich über den hellen Glanz, der seine ausgelöschten Züge noch überstrahlte. Sie nahmen ihm Rock und Stiefel und scharrten ihn in einer Ecke ihres Kirchhofes ein, unter einer dünnästigen Weide, wo die Namenlosen und Fremden, die Selbstmörder und Vergessenen begraben wurden.

Der Abbe L'Epee starb im September, kurz vor dem Ausgang des Prozesses. Im selben Monat drang ein bewaffneter Volkshaufen in das Chatelet. Berge von engbeschriebenen Akten warfen die Frauen aus den Fenstern auf die Straße, wo sie von sommersprossigen Ziegelträgern unter lautem Geschrei verbrannt wurden. Aber ein plötzlicher Windstoß riß die glimmenden Blätter auseinander, und das in einer zierlichen Schrift ausgefertigte Urteil des obersten Gerichtes, das den Findling des Abbe L'Epee, genannt Philipp, als den jungen Grafen Solar anerkannte, tanzte verkohlend über die Köpfe der Johlenden und verzischte irgendwo in einer trüben Regenpfütze.

Schlamm

Von Karl-Wilhelm Eigenbrodt

Der Mond stützte gerade seinen mäßigen quellenden Schädel auf die Kante des Horizontes und begann, bequem zurückgelehnt gegen das Samtpolster der Nacht, in der Welt sich umzusehen und breitzumachen, als zwischen den aufgefahrenen Panzern eine kleine Bewegung entstand, die selbst dem gelben, gedunsenen Koloß in der Ferne nicht auffiel. Totenstille herrschte ringsum. Zwischen den Zacken des Himmelsgebirges baumelten an unsichtbaren Drähten verloren zwei oder drei Dutzend Sterne. Die Panzer schliefen, eine Herde stählerner Elefanten, lautlos, die plumpen Körper eng aneinander gedrängt und tief hineingewühlt in den warm wabernden Brodem des Sumpfes.

Ueber den hintersten der Panzer war plötzlich ein Schatten gefallen. Vorsichtig und zögernd hatte sich jemand aus dem Geschützturm herausgeschoben und beugte sich nun, die Hände um den Deckel gekrampft und den Kopf unsicher nach allen Seiten drehend über den Rand der braun und grün getarnten Kuppel hinaus. Niemand weit und breit. Kein Mensch, kein Tier, kein Baum — nicht einmal das Schwirren eines Käfers. Der Mann starrte in den Mond. Mann im Mond. Er wischte sich über die Augen. Eine kühle Brise war herangebrandet und hatte ihm eine Gänsehaut wie einen eisigen Mantel über die Schultern geworfen.

Gestern abend war er erst spät eingeschlafen. Wie eine ungeheure Spinne hatte sich die Schlacht um den Sumpf auf ihm festgekrallt und ein riesiges, blendendes Gebiß fletschend, versucht, sein Gehirn leerzusaugen. Schließlich aber war er dabei in einen dumpfen, bleiernen Schlaf hinabgestoßen worden.

Mitten in der Nacht jedoch fuhr er auf. Es beugte sich etwas über ihn, er spürte es deutlich, etwas Dunkles, Großes, ihm schien, er sei in einen schwarzen Mantel gemummt. Krampfhaft hielt er die Augen geschlossen. Rühr mich nicht an, dachte er verzweifelt, komm mir nicht zu nah, ich kann mich nicht wehren, ich bin hilflos, ich kann nicht. Wenn jetzt eine Hand da ist, wenn es mich abtastet — aufhören, ich kann nicht! Jetzt sucht es mich, es hebt die Decke und sucht und sucht — rasend schlägt das Herz seinen Wirbel. Herrgott, nicht so laut, gib Ruh da drin, Schluß, es hört mich sonst, es wird weiter tasten, es wird weiter suchen, das Dunkle, das Große, dicht über mir ist es und wiegt seinen Kopf hin und her, langsam herüber, hinüber — warum friere ich, der Schweiß rinnt über die Stirn — jetzt bewegt es sich wieder, eben betrachtet's mich, beobachtet mich ganz genau, es sucht, sucht nach mir, prüft und forscht und schüttelt den Kopf, da über mir, nah, ganz nah, sein Atem streift mich, gleich packt's mich an, es ist eine lange, dunkle Hand, und sie fühlt und tastet und sucht, sucht ringsherum, nun wieder näher, immer mehr, immer näher, näher und — mit einer übermenschlichen Anstrengung riß der Mann die Augen auf. Es war niemand mehr da. Er war vollkommen allein. Der Fremde blieb verschwunden.

Der Mann auf dem Panzer dehnte sich, daß die Gelenke knackten, holte tief Luft, preßte die Fäuste kurz gegen die heißen Schläfen und sprang dann, rasch entschlossen, über die großgliedrigen Ketten

herunter. Dann spuckte er aus. Für heute nacht langt's mal wieder, murmelte er vor sich hin und steckte eine Zigarette in Brand. Der frische Wind, der jetzt aufkam, tat gut. Man müßte sich ihm überlassen, müßte immer weiter gehen, immer weiter, immer dem Wind nach. Irgendwohin. Immer im Wind.

Der Mann spürte, daß seine Füße allmählich feucht wurden. Er sah an sich herunter. Bis zu den Knöcheln stand er im Schlamm. Der zähe Brei war in die Spurengeleise der Panzer hineingeflossen und hatte die langen Wunden der Erde aufgefüllt und geheilt. Er wanderte. Unaufhaltsam und schweigend blieb er auf dem Weg, trieb seine Blasen zur Oberfläche und wälzte sich in geschlossener Masse, durchbluteter, natürlicher Lava vergleichbar, durch die Täler der Welt, über die Gipfel der Welt. Ahasver. Und der Weg sang sein Lied, und der Mann machte sich auf den Weg und begann, erst schnell, dann langsamer marschierend, in die Nacht hinauszulaufen. Die Panzer blieben natürlich allmählich zurück, die Nebeldünste des Schlafes zerflatterten, und seine Füße wanderten, er merkte nicht wie, durch den schlapsenden, quatschenden Schlamm, als sei er im Sumpfe geboren. Er dachte an nichts. Er sah nichts. Automatisch tauchten die Stiefel hinunter, automatisch zogen sie sich heraus, und schmatzend schlossen sich dahinter die Löcher im Schlamm.

Der Wind pfiff stärker, die Gräser waren hoch, sie reichten ihm bis an den Gürtel und schnitten ihn manchmal in die Finger. Er aber spürte nichts von alledem. Er war auf dem Marsch. Er gehörte zum Schlamm. Er wanderte mit.

Gebüschgruppen traten ins Bild, sanken zurück. Eine Handvoll Kiefern rückte schrittweise näher, wich zur Seite und war weggeblasen. Rokitnosümpfe, dachte der Mann auf einmal und blieb stehen. Vielleicht habe ich das Herz der Welt entdeckt. Auf alle Fälle einen neuen Erdteil. Es war ja auch höchste Zeit. Seit Kolumbus ist nichts mehr entdeckt worden und die Menschheit ist ungeduldig. Damals suchte man Gold. Sie haben das ganze Gold bekommen. Heut sucht man Schlamm. Sie sollen auch den ganzen Schlamm bekommen. Alles sollen sie haben. Das Gold hat sie nicht selig gemacht. Vielleicht bringt es der Schlamm fertig. Eine Sternschuppe strich ihren weißen Bogen auf die blaue Schiefertafel des Firmaments.

Recht so, meinte der Mann, immer her damit. Hier sind wir zu Haus. Hier ist Ruhe. Und viel Platz. Es geht schon, wenn man ein bißchen zusammenrückt. Der Mann hob sein Bein heraus

und wollte einen Schritt vorwärts machen, als er einen unvorhergesehenen Widerstand verspürte und hängenblieb. Er strauchelte, verlor das Gleichgewicht und stürzte dann, die Arme weit ausgestreckt nach vorne über. Er fiel jedoch nicht weit. Unversehens fanden seine Hände etwas Hartes, Festes, an dem sie sich festklammern konnten. Offenbar war es ein Baumstumpf oder etwas Aehnliches. Neugierig tastete er an dem Hindernis herum. Es gab nach, wenn man hineindrückte, ein Baum konnte es nicht sein, eher Tuch oder Wolle — oha! Der Mann hatte plötzlich ein paar eiskalte Finger in der Hand. Ein Toter lag vor ihm. Quirlend sammelte sich Wasser um die Stiefel herum, es roch faulig nach Verwesung. Der Wind fuhr zuweilen ins Gesträuch und ließ die schwertförmigen Halme des Sumpfgrases leise hin- und herschwenken. Ab und zu knackte es in irgendeinem Winkel und raschelte dann flüchtig durchs dichte Unterholz.

Der Mann fühlte den Toten ab. Er fand einen Mund, Haare waren da, aber nur ein Bein, und auch der rechte Arm fehlte. Dann mußte alles im Schlamm stecken. Der Sumpf hatte bereits mit der Mahlzeit begonnen. Oder spuckte er gerade etwas aus? Fängt es so an? Der Mann spürte die kalten Finder in der Hand. Er wußte es nicht. Seine Füße fingen an zu frieren, die Nacht war frisch. Das ist vielleicht der Anfang, durchzuckte es ihn, der Anfang vom Ende. Das Frieren. Im Schlamm erfrieren. Man liegt still da, der Mond geht auf, der Mond geht unter, die Sonne kommt, sie geht wieder fort, und du liegst da ohne eine Bewegung, und es ist dir kalt, nicht nur an den Füßen. Ueberall friert es dich. Erst weiter unten wird's nachher wieder langsam wärmer, in der Tiefe, in der Erde drin. Die Erde ist eine feurige Kugel. Früher, wie man noch jung war, als man den Erwachsenen noch alles glaubte, was sie einem erzählten — früher, da war sie es jedenfalls noch gewesen. Ein großer, starker Planet mit einem Kern aus Hitze, Drumherum Meridiane, Länge, Breite, oben und unten ein Pol, durch die Mitte geht der Aequator. Fünf Erdteile.

Der Mann sah sich um. Der Tote wußte keine Antwort. Oder er wußte sie und wollte nur nichts sagen. Tote haben ihre eigene Sprache, der Wortschatz ist größer, er geht in keine Grammatik hinein. Man weiß, wenn sie schweigen — man weiß, was sie einem damit sagen wollen. Der Mann nickte — verstanden, sagte er und lächelte trüb. Ich bin derselben Meinung. Es ist gar kein Feuer mehr drin, sie haben alles erstickt. Schlamm ist drin. Schlamm ist auch draußen. Der Globus wälzt sich drin herum und schwimmt uns davon, am Aequator hocken Millionen Schmeißfliegen, summen um den Himmel herum und besudeln jede Wolke, die vorbeitreibt. Das Paradies ist überschwemmt. Adam steckt im Sumpf. Und die Erde war wüst und leer, hieß es nicht so?

Der Mann verspürte Hunger. Er war lange gelaufen, seit gestern hatten sie nichts mehr empfangen. Er untersuchte den Leinenbeutel, der neben dem Toten lag. Es war ein Rest Brot darin, hartes, altes Brot mit einem dumpfen und muffigen Geruch. Gleichviel. Unser täglich Brot — er brach es entzwei, schlammig mit schlammigen Händen, und schluckte Brocken für Brocken bedachtsam hinunter. Es schmeckte bitter. Das Ende schmeckt immer so. Eigentlich noch mehr als bloß das Ende. Eigentlich alles.

Der Mann überlegte. Wie hatte das Leben bis jetzt in der Hauptsache geschmeckt? Es soll einmal eine schlammfreie Periode gegeben haben, das war die Kindheit. Höchstens baute man einmal eine Burg oder einen feuerspeienden Berg, aber dazu nahmen sie immer Sand. Schlamm macht schmutzig, hatte die Mutter damals gesagt. Der Mann zerkaute den letzten Brocken. Und wie, dachte er, und wie macht er schmutzig. Gut, daß du mich so nicht mehr sehen kannst, in diesem Zustand, mich, deinen Sohn, in den Schlamm geschleudert, ein Haufen Dreck in dem Dreck.

Der Mann rückte näher und ließ sich bedächtig auf das starre gekrümmte Knie des Toten nieder und legte den Kopf in den Nacken. Man sollte immer zu zweit in den Schlamm gehen, sprach er in die Höhe. Hand in Hand durch all den Morast. Gut, daß wir uns gefunden haben. Zwei schlammige Leiber, der eine kalt, der andere warm, und gleich daneben der Sumpf, und davor Sumpf und hinterher Sumpf. Und immer nur Sumpf, Sumpf bis zum Ende der Welt.

Sagte nicht einmal ein alter griechischer Philosoph, begann der Mann nach einer Weile wieder, daß alles Leben im Schlamm entsteht? Vielleicht, wer weiß bist du aus lauter Dreck gemacht, bin ich aus Dreck gemacht, vielleicht ist das die Lösung? Der Sumpf hat uns ausgespieen, nun hängen wir wehrlos im Kristallgitter einer eisigen Mondlandschaft und zucken und strampeln und spüren keinen Boden unter den Füßen. Sechzig oder siebzig oder auch nur zwanzig Jahre bäumen wir uns, ins Licht gepfählt und gekreuzigt am Stamm des Daseins zu Tode, aber der Krieg ist ein guter Uebergang. Es wird einem leichter gemacht und der Weg ist deutlicher. Man kürzt ab. Es ist Uebergangszeit, Kamerad. Zwischenschlammzeit. Nach uns müssen sie von vorn anfangen. Wir sind zu dreckig.

Ueber den Hügelketten im Osten verfärbte sich schon zusehends der Himmel, ein paar Lerchen stiegen zwitschernd auf, und blaß, wie ein trunkener Zecher, sank der feiste Mond hintenüber in die brausende Kühle des wasserblauen Tages, als der Mann, die Ellbogen breit auf den krustigen Mantel (er war schwarz und auffallend lang) des Toten gelegt, ruhig und fest einschlief. Ueber ihn hin strich behutsam der Wind und spielte in seinen Haaren, ein paar Irrlichter tnzten scheu, auf- und niederflammend, einen knisternden Reigen um ihn herum, und mit tausend grünen wandernden Augen behütete ihn der Sumpf.

Später Vormittag war es, als er wieder erwachte. Die Sonne drehte ihren Goldball tänzelnd auf der Spitze ihrer Bahn, und die Schatten der Nacht waren längst unter die Wurzeln zurückgekrochen und warteten dort, zusammengeschnurrt und eingerollt, auf den Einbruch des Abends. Sumpfvögel pfiffen und tauchten. Der Mann rieb sich die Augen. Unter ihm war ein toter Soldat ausgestreckt. Sein Körper quer über einen schmalen und tiefen Graben gestürzt und bildete so eine Brücke von Ufer zu Ufer. Heut war er gefallen, der Mann sah es ihm an, heute nacht. Erst du hast mich gerufen, und dann — es fröstelte ihn. Hätte der Tote ihn nicht aufgehalten, beim nächsten Schritt wäre er im Bodenlosen versackt.

Der Mann zuckte ein paarmal mit den Schultern, dann zog er seinen Mantel aus, deckte ihn dem toten Soldaten übers Gesicht und ging langsam, mit schleppenden Schritten, zurück, an seinen Händen zerbröckelte nacheinander der Schlamm.

„Kaufen Sie mir einen Koffer ab, Herr".

„Wozu?"

„No, zum Hineingeben von Ihre Mäntel, Hüte, Kleider, Schuhe, Wäsche . . ."

„Und wenn schon! Soll ich wegen dem Koffer dann nackt herumlaufen?"

* * *

Geschäftsmann (zu einem Kunden vom Lande, der pustend und schnaufend die 5 Stockwerke zu seinem Kontor heraufgestiegen ist): Aber warum haben Sie denn den Aufzug nicht benutzt?

Mann vom Lande: Ich wollte es, aber ich habe ihn versäumt; er fuhr gerade ab, als ich kam".

Von der Zeit an, als die Pilger
landeten, hat es solche gegeben,
die die anderen „Ausländer"
nannten. Aber wenn wir es
wirklich überlegen, dann sind
wir doch alle Ausländer, nicht
wahr? Welche von uns sind
schon länger hier, als die ande=
ren? Einmal waren aber auch
sie Ausländer.

Mehr oder weniger sind wir alle
Ausländer, aber was noch viel
mehr ist — wir sind alle Cana=
dier! Deshalb lasset uns nicht
denken von den anderen, von
wo ihre Vorfahren kommen
oder in welche Kirche sie gehen.
Lasset uns denken bei den ande=
ren, als von Menschen — als
Canadiern.

Reproduced by courtesy of Northern Lights.

Die zwei Wiesen

Erzählung von Henryk Sienkiewicz

Es gab einal zwei nebeneinander liegende Landstriche, wie zwei unendliche Wiesen, die bloß von einem klaren Strom getrennt waren. Die Ufer des Stromes senkten sich an einer Stelle des Stromes sanft zu beiden Seiten und bildeten eine seichte Furt in Gestalt eines kleinen ruhigen Sees. Unter der blauen Tiefe des Wassers schimmerte der goldene Grund hervor, aus welchem die Stengel der Lotosblume emporwuchsen, die über dem Wasserspiegel weiße und rosige Blüten entfalteten. Regenbogenfarbene Schmetterlinge flatterten zwischen den Blumen, in den am Ufer stehenden Palmen und noch höher, in der strahlendurchtränkten Luft, vernahm man den Gesang der Vögel wie das Geläute silberner Glocken.

Das eine hieß die Wiese des Lebens, das andere die Wiese des Todes. Beide waren vom großen und allmächtigen Brahma erschaffen, der im Reiche des Lebens den guten Wischnu und im Reiche des Todes den klugen Schiwa walten ließ.

Und er sagte:

„Schaffet, wie ihr es am besten versteht!"

Und dann begann es im Lande, das dem Wischnu gehörte, vom Leben zu brodeln. Die Sonne ging auf und sie ging unter, es entstanden Tage und Nächte, es gab Flut und Ebbe; am Himmel erschienen regenschwere Wolken. Urwald bedeckte das Land, es wimmelte von Menschen, Tieren und Vögeln. Damit sich aber auch alle Lebewesen fortpflanzen und vermehren, erschuf der gute Gott die Liebe und befahl ihr gleichzeitig, Glück zu bringen.

Da berief Brahma den Wischnu vor sein Angesicht und sprach zu ihm:

„Vollkommeneres vermagst du auf Erden nicht mehr zu ersinnen, und da ich den Himmel schon früher erschaffen habe, ruhe du jetzt aus und lasse die Geschöpfe, die du Menschen benannt, ohne jede Hilfe den Faden des Lebens weiterspinnen".

Wischnu befolgte den Befehl des Brahma, und nun begannen die Menschen selbst für sich zu sorgen. Aus ihren guten Einfällen entstand die Freude, aus den schlechten der Kummer, und sie bemerkten mit Staunen, daß das Leben nicht eitel Freude sei, daß der Faden, von welchem Brahma gesprochen hatte, von zwei Spinnerinnen gesponnen wird, deren eine ein Lächeln um den Mund, die andere Tränen in den Augen hat.

Sie begaben sich daher zu dem Throne Wischnus und begannen zu klagen:

„Herr, schwer ist das Leben im Kummer".

Und er sagte:

„Die Liebe möge euch trösten".

Als sie dies vernahmen, entfernten sie sich beruhigt, denn die Liebe verscheuchte tatsächlich ihre Sorgen, die angesichts des von ihr gespendeten Glückes so geringfügig erschienen, daß es gar nicht dafür stand, sie zu beachten.

Amer die Liebe ist zugleich die große Gebärerin des Lebens. Und so kam es, daß es — obwohl der Landstrich, den Wischnu beherrschte, unermeßlich war — für die Menschen bald weder an Waldbeeren noch an Honig wilder Bienen und Früchten der Bäume reichte. Da begannen die Klügsten die Wälder zu roden, Felder zu bebauen, zu säen und zu ernten.

Und es entstand auf Erden die Arbeit. Alsbald mußten alle an die Arbeit gehen, und diese wurde nicht nur zum Grundpfeiler des Lebens, sondern beinahe zum Leben selbst.

Aber die Arbeit erzeugte Mühsal, und die Mühe gebar Ermüdung.

Die Menschen traten wieder vor den Thron des Wischnu.

„Herr!" riefen sie, ihm die Hände entgegenstreckend, „die Mühsal hat uns unsere Körper geschwächt, die Mattigkeit sich in unsere Knochen festgesetzt; wir möchten gerne ausruhen, doch das Leben zwingt uns zu unaufhörlicher Arbeit."

Darauf versetzte Wischnu:

„Der große Brahma hat mir nicht erlaubt, das Leben weiter zu entwickeln, aber ich darf etwas schaffen, was Unterbrechung des Lebens und daher Rast sein wird."

Und er schuf den Schlaf.

Die Menschen nahmen mit großer Freude das neue Geschenk entgegen, daß sie als eines der wichtigsten Gaben anerkannten, die sie je aus Gottes Hand erhielten.

Der Traum besänftigte die Sorgen und Enttäuschungen, der Schlaf stärkte die Kräfte der Ermüdeten, trocknete, wie eine gute Mutter, die Tränen des Leides und umgab die Häupter mit einem sanften Nebel des Vergessens. Daher lobten die Menschen den Schlaf und sagten:

„Sei gebenedeiet, denn du bist besser, als das wachende Leben!"

Und nur eins hatten sie ihm vorzuwerfen: daß er nicht ewig dauerte, daß ihm Erwachen folgte,

und dem Erwachen die Arbeit und neue Mühsal und neue Ermattung.

Der Gedanke daran begann sie derart zu quälen, daß sie sich zum drittenmal vor Wischnus Thron begaben.

„Herr", sagten sie, „du hast uns ein unaussprechlich großes Gut verliehen, aber es ist nicht vollkommen. Mache, daß der Schlaf ewig währt."

Da verfinsterte sich Wischnus göttliche Stirne, erzürnt über die Zudringlichkeit des Menschen antwortete er:

„Das kann ich euch nicht mehr geben . . . aber gehet hin zur Furt des Flusses und ihr werdet an dessem anderen Ufer das finden, was ihr suchet."

Die Menschen befolgten die Worte der Gottheit, und alsbald zogen ganze Scharen zu dem kleinen See; als sie ihn erreichten, schauten sie auf das andere Ufer hinüber.

Jenseits des stillen, klaren Sees lag die Wiese des Todes, das Gebiet des Schiwa.

Dort ging nie die Sonne auf, es gab keinen Tag und keine Nacht, doch war alles von einer lilafarbigen, schimmernden Klarheit erfüllt. Kein Gegenstand warf dort einen Schatten, denn jene Klarheit drang überall hin und schien den wesentlichen Inhalt des Alles zu bilden.

Das Land war nicht öde; so weit das Auge reichte, sah man Täler und Hügel, herrliche Baumgruppen, an denen Schlingpflanzen emporkrochen, Efeu und wilder Wein hingen von den hinunter. Aber die Felsen, die Baumstämme und die schlanken Stengel der Pflanzen waren fast durchsichtig, wie aus verdichtetem Licht gesponnen.

Alles war wunderschön dort, von einer auf der Wiese des Lebens unbekannten Ruhe verklärt und unbefleckt, wie in einen endlosen, seligen Traum versunken.

In der klaren Luft war nicht das geringste Säuseln zu verspüren, keine Blüte bewegte, kein Blatt rührte sich.

Die Menschen, die geräuschvoll laut sprechend ans Ufer kamen, verstummten, als sie die lilafarbige, bewegungslose, schimmernde Ferne sahen, und sie wiederholten nur flüsternd immer wieder:

„Welch eine Stille, und wie dort alles im Lichte ruht! Oh, dort ist Ruhe und ewiger Schlaf . . ."

Einige, die am meisten erschöpft waren, sagten nach einer Weile:

„Kommt, suchen wir den ewigen Schlaf.

Und sie stiegen ins Wasser. Die in den Farben des Regenbogens spielenden Fluten wichen vor ihnen zurück, als hätten sie ihnen den Uebergang erleichtern wollen. Andere, die am Ufer zurückgeblieben waren, wurden von einer plötzlichen Sehnsucht erfaßt, und sie riefen jene zurück — aber keiner wendete den Kopf, sondern sie schritten weiter, leicht und munter, sichtlich immer mehr vom Reiz des wundervollen Landes bezaubert.

Die Menge, die vom Ufer des Lebens zuschaute, bemerkte auch, daß die Körper, je mehr sie sich entfernten, heller, durchsichtiger, immer leichter und strahlender, immer leuchtender wurden und mit der die Wiese des Todes erfüllten Klarheit zu verschmelzen schienen.

Als sie darüber anlangten, legten sie sich zwischen den Blumen und Bäumen oder am Fuße des Felsen zur Ruhe. Ihre Augen waren geschlossen, aber ihr Antlitz hatte den Ausdruck unaussprechlichen Friedens, und zugleich auch den eines solchen Glückes, wie es auf der Wiese des Lebens nicht einmal die Liebe verlieh.

Als jene, die am Leben geblieben waren, dies sahen, sprachen sie zueinander:

„Süßer und besser ist das Reich des Schiwa."

Und immer zahlreicher gingen sie hinüber. Wie in festlicher Prozession zogen scharenweise Greise und Menschen reiferen Alters, Männer und Frauen, Mütter, die kleinen Kinder an der Hand, Jünglinge, Jungfrauen und dann Tausende und Millionen Menschen hinüber, so daß die Wiese des Lebens fast ganz entvölkert wurde.

Da erschrak Wischnu, dessen Pflicht es war, das Leben zu schützen, über seinen eigenen im Zorn erteilten Rat, und da er sich selbst nicht zu helfen wußte, begab er sich vor den Thron des Brahmas.

„Schöpfer", sprach er bittend, „rette das Leben. Du hast das Gebiet des Todes so schön und glückspendend gemacht, das alle Menschen mein Königreich verlassen".

„Ist dir keiner geblieben?" fragte Brahma.

„Nur ein einziger Jüngling und ein Mädchen, o Herr, die in unermeßlicher Liebe es vorgezogen haben, lieber dem ewigen Frieden zu entsagen, als die Augen zu schließen und sich nie mehr anzuschauen".

„Was wünscht du also?"

„Mache das Reich des Todes weniger schön und glückselig, denn sonst werden mich auch diese zwei verlassen, wenn der Frühling ihrer Liebe einmal vorüber ist".

Brahma überlegte eine Weile, dann sprach er:

„Nein, die Schönheit und das Glück des Reiches des Todes will ich nicht verringern; ich will aber etwas tun, um das Leben zu retten. Von nun an werden die Menschen hinüber gehen müssen aber gerne werden sie es nicht mehr tun".

Nach diesen Worten webte er aus der Finsternis eine dichte, undurchdringliche Hülle; dann schuf er zwei schreckliche Wesen: den Schmerz und die Angst. Diese mußten auf seinen Befehl die Hülle beim Eingang in das Reich des Todes aufhängen.

Seither wimmelt wieder das Leben, denn — obwohl das Reich des Todes ebenso hell, still und glückselig blieb wie vordem — die Menschen fürchten den Eingang in dieses Reich.

Deutsche Geistliche in Canada

Vereinigte Lutherische Kirche von Nord-Amerika.

Ev.-Luth. Synode von Canada.

Beamte der Synode:

Präsident: Pastor J. Reble, D.D., 710 Avondale Ave., Kitchener, Ont.

Vizepräses: Pastor A. G. Jacobi, 16 John St. E., Waterloo, Ont.

Sekretär: Pastor C. R. Cronmiller, 16 Kent St., Welland, Ont.

Hilfssekretär und Statistiker: Pastor O. Stockmann, Tavistock, Ont.

Schatzmeister: Pastor H. R. Mosig, New Hamburg, Ont.

Ontario:

C. Zarnke (em.), New Hamburg, Ont.
M. Voß, 346 Munro St., Pembroke, Ont.
C. H. Little, D.D., S.T.D., 10 Young St. East, Waterloo, Ont.
H. F. Gruhn, Elmwood, Ont.
C. Ziegler (em.), Goderich, Ont.
H. R. Mosig, New Hamburg, Ont.
H. J. Lamach (em.), New Hamburg, Ont.
W. H. Knauff, 139 Church St., Preston, Ont.
J. H. Rebble, D.D., 710 Avondale Ave., Kitchener, Ont. Office Adresse: Waterloo College, Waterloo, Ont.
O. T. C. Stockmann, Box 88, Tavistock, Ont.
John Schmieder, D.D., 43 Alma St., Kitchener, Ont.
R. Pfeiffer, B.D., Denbigh, Ont.
H. Rembe, Massey, Ont.
Theo. A. Iseler, 25 Grand Ave. S, Galt Ont.
C. S. Roberts, c/o Lutheran Home for the Aged, Hespeler, Ont.
R. B. Geelhaar, Box 338, Listowel, Ont.
F. L. Howald, S.T.M., Morrisburg, Ont.
A. G. Jacobi, 16 John St. E., Waterloo, Ont.
J. Mangelsen, Box 726, Aylmer, Ont.
L. H. Kalbfleisch, Elmira, Ont.
E. J. Fischer, Box 92, Walkerton, Ont.
J. L. Kirchhofer, Petawawa, Ont.
C. R. Cronmiller, 16 Kent St., Welland, Ont.
S. J. Wittig, Hanover, Ont.
George Innes, Williamsburg, Ont.
W. A. Mehlenbacher, 18 Victoria Ave. S., Hamilton, Ont.
H. Binhammer, B.D., Box 97, Wellesley, Ont.
E. W. Heimrich, Box 276, Zurich, Ont.
J. H. Peters, 3594 Jeanne Mance, Montreal, Que.
K. Sobbe, R.R. No. 1, Tavistock, Ont.
B. Paulson, Eganville, Ont.
H. W. Baetz, Box 156, Chesley, Ont.
N. A. Keffer, Maple, Ont.
A. W. Lotz, 49 Queen St. N., Kitchener, Ont.
S. Friedrichsen, 3680 Park Ave., Montreal, Que.
Karoly Szebik, 5338 Coolbrooke Ave., Montreal, Que.
H. N. Lossing, R.R. No. 1. Maple, Ont.
H. W. Opperman, 7 Belvale Ave., Toronto 9, Ont.
J. Yrttimaa, 1632 Dorchester St. W., Montreal, Que.
A. F. Buehlow, 4 Southampton St., Guelph, Ont.
F. C. Mueller, 104 Hughson St. N., Hamilton, Ont.
George W. Orth, Desboro, Ont.
Walter Goos, Linwood, Ont.
Julius Neff, Arnprior, Ont.
M. N. Lepisto, 222 N. Chama, Alberquerque, New Mexico.
W. C. Nolting, 1215 Parent Ave., Windsor, Ont.
Kyosti Toppila, 56 Lowther Ave., Toronto, Ont.
Karl J. Knauff, 66 Centre St., Stratford, Ont.
N. A. Berner, 1228 Spruce St., Philadelphia, P., U.S.A.
G. R. H. Wuerscher, R.R. No. 2, Baden, Ont.
Ulrich Leupold, Ph.D., 133 Albert St., Waterloo, Ont.
L. H. Schaus, 174 Albert St., Waterloo, Ont.
H. T. Lehmann, T.H.D., 186 Albert St., Waterloo, Ont.
Carl J. Treusch, S.T.M., 57 Union St., Port Colborne, Ont.
A. B. Little, S.T.M., 10 Young St., Waterloo, Ont.
Paul W. H. Eydt, R.R. No. 1, Brunner, Ont.
A. A. Schweitzer, B.D., 18 Chestnut St., Brantford, Ont.
Arnold L. Conrad, 9 Church St., Waterloo, Ont.
Martin J. Stockman, Milverton, Ont.
E. Dietsche, Walkerton, Ont.
J. F. Neudoerffer, 285 Clarke Ave., Westmount, Que.
Henry F. Nuhn, 45 Queensbury Rd., Fort Erie, Ont.
Luther Eberhardt, Ladysmith, Que.
Roy Groß, Heidelberg, Ont.
Harold H. Brose, Conestogo, Ont.
Wilho Paananen, 355 Wellington St. W., Sault Ste. Marie, Ont.
Arthur Conrad, 119 Powell Ave., Ottawa, Ont.
Eric H. Reble, R.R. No. 1, Ayton, Ont.
Alvin J. Baetz, 66 Shoemaker Ave., Kitchener, Ont.
W. Buesing, B.D., R. R. No. 1, Rankin, Ont.
S. Cooper, 185 Regent St. S., Sudbury, Ont.
A. J. Datars, Kingsdale, Ont.
George F. Durst, 203 Torrence Ave., Toronto 6, Ont.
A. Gaudins, 4500 Grand Blvd., Montreal, Que.
F. W. Haak, Box 193, Ayton, Ont.
Otto W. Heick, Ph.D., 170 Albert St., Waterloo, Ont.
L. Irschick, Sattenapalle, Guntur Distrikt, South India.
G. M. Kaiser, 74 Bleeker St., Newark, N.J., U.S.A.
Armas Korhonen, 264 McKenzie St., Sudbury, Ont.
J. Langholz (em.), 292 Canyon Drive, Columbus 2, Ohio, U.S.A.
E. Neudoerffer, D.D., „The Roses", Kotagiri, Nilgiris, India.
Juho Ojanto, Box 910, South Porcupine, Ont.
Lauri Pikkusaari, Thessalon, Ont.
Karl Raudsepp, 4575 Grand Blvd., Montreal, Que.
Henry R. Schmieder, Eganville, Ont.
H. Schorten, D.D. (em.), 82 Euclid Ave., Waterloo, Ont.
Garnet Schultz, c-o Mr. O. G. Smith, 362 Frederick St., Kitchener, Ont.
N. Willison, Litt.D., D.D., Owen Sound, Ont.
John M. Zimmerman, 454 Miller St., Pembroke, Ont.
Frederick W. Zinck, 137 Earl St., Kitchener, Ont.

Ev. Luth. Synode von West-Canada (Früher Manitoba Synode)

Beamte der Synode:

Präses: Pastor J. E. Bergbusch. Spruce Grove, Alta.; Vice-Präses: Pastor A. Goos, 419 Ave. E. N., Saskatoon, Sask.; Sekretäre: Pastor G. A. Heimann, Room 100 Union Station, Winnipeg, Man., Pastor Leonard Koß, Hay Lakes, Alta.; Schatzmeister: Herr Alex. Graf, 308—31st St., Saskatoon, Sask.; Statistiker: Pastor E. S. Rosenquist, Edenwold, Sask.

Exekutiv-Komitee der Synode:

Die Beamten der Synode und die Pastoren H. Moertelmeyer, H. Dahle, F. Oswald, und die Herren Reinhold Goltz, John Brandt, B. Katcherofski.

Beamte der Distriktskonferenzen:

Manitoba-Konferenz: Präsident, Pastor H. Moertelmeyer, Beausejour, Man.; Sekretär-Schatzmeister, Pastor O. Winter, 315 Parr St., Winnipeg, Man.

Saskatchewan - Konferenz: Präsident, H. Dahle, General Delivery, Regina, Sas.; Sekretär-Schatzmeister, Pastor E. Koch, Langenburg, Sask.

Alberta-Konferenz: Präsident, Pastor F. Oswald, 10014—81st Ave., South Edmonton, Alta.; Sekretär-Schatzmeister, Pastor L. Schoepp, Thorsby, Alta.

Synodales Missionskomitee:

Vorsitzender, Pastor Alex Koski, Clayridge, Sask.; Sekretär-Schatzmeister, Pastor G. Becker, R. R. 2, South Edmonton, Alta.

Aufsichtsbehörde des Colleges und Seminars zu Saskatoon, Sask.:

Präsident. Pastor G. A. Heimann, D.D., Winnipeg, Man; (1945—1951); Vize-Präsident, Pastor H. Dahle, Regina, Sask. (1947—1953); Sekrertär, Pastor Joh. Gnauck, Spruce Grove, Alta. (1949—1955); Schatzmeister, Herr Fred Reibetanz, 110—27th St., Saskatoon, Sask.; Präses der Synode, Pastor J. E. Bergbusch; Herr Ed. Pokrant, Rosenfeld, Man. (1945—1951); Herr Walter G. Scholtz, Langenburg, Sask. (1947—1953); Herr Adolf Shep, Spruce Grove, Alta. (1949—1955).

Examinationskomitee: Pastoren G. A. Heimann, D.D., Heinz Dahle, Eduard Duesterhoeft (1947—1951) Pastoren Johannes Gnauck, E. G. Goos, K. W. Sterzer (1949—1953).

Komitee für geistlichen Nachwuchs und Ausbildung: Pastor E. Gomann, S.T.D., Pastor C. Kleiner, D.D., Herr John Mang, Herr Fred Reibetanz.

Sekretär für christliche Haushalterschaft: Herr Alex Graf, 308—31st St., Saskatoon, Sask.

Komitee für Kirchenschulen: Pastoren F. Gaertner, E. Koch, W. Becker.

Komitee für Heidenmission: Pastoren R. Gloeckler, R. Markwart, E. Krisch; Herr John Blaser, Herr Heinrich Becker.

Komitee für soziale Mission: Pastoren E. Kublik, O. Goos, O. Winter; Herr John Meisel , Herr Reinhold Goltz.

Stadtmissionar und Einwanderungsmissionar für Winnipeg: Pastor G. A. Heimann, D.D., 60 Evanson St., Winnipeg, Man. Telephon 73 889; Office: Room 100, Union Station, Winnipeg, Man., Telephon 902 312.

Herausgeber der Synodalen Kirchenblätter:

Der Synodalbote: Pastor H. Moertelmeyer, Beausejour, Man.

The Church Messenger: Pastor E. G. Goos, 9911—146 St., Edmonton, Alta.
Geschäftsführer: Pastor K. Wulf, 372 Bannerman Ave., Winnipeg, Man.

Pastoren der Manitoba-Konferenz:

G. A. Heimann, Room 100, Union Station, Winnipeg, Man.
H. Keitel, Rosenfeld, Man.
Edmund Krisch, Thalberg, Man.
F. W. Lenz, 493 Lipton St., Winnipeg, Man.
H. Moertelmeyer, Beausejour, Man.
Geo. E. Spohr, 579 Anderson Ave., Winnipeg, Man.
Reinhold Sedo, Inglis, Man.
Walter Weind, Monrovia, Liberia, Afrika.
Otto Winter, 315 Parr St., Winnipeg, Man.
Karl Wulf, 372 Bannermen Ave., Winnipeg, Man.

Pastoren der Saskatchewan-Konferenz:

J. E. Bergbusch, 818—14th Street, Saskatoon, Sask.
Andrew Blackwell, Flin Flon, Man.
Eugen Buehler, Neudorf, Sask.
Heinz Dahle, General Delivery, Regina, Sask.
E. Gomann, S.T.D., Lutheran College and Seminary, Saskatoon, Sask.
A. Goos, 419 Ave. E. North, Saskatoon, Sask.
Otto Goos, Markinch, Sask.
C. Kleiner, D.D., Lutheran College and Seminary, Saskatoon, Sask.
Ernst Koch, Langenburg, Sask.
Aleksi Koski, Clayridge, Sask.
Wm. Mahlstedt, Craven, Sask.
Chr. Clausen-Mohr, Young, Sask.
R. Markwart, Elbourne, Sask.
Arthur Miller, Lipton, Sask.
Hy. H. Pogemiller, Esk., Sask.
E. S. Rosenquist, Edenwold, Sask.
Martin Ruccius, Monrovia, Liberia.
Philip Schmidt, Hubbard, Sask.
K. F. Sterzer, Leask, Sask.
K. W. Sterzer, 1534 McTavish St., Regina, Sask.
Peter Tourney, Elbourne, Sask.
Geo. Weidenhammer, Tisdale, Sask.
Heinrich Trawny, Davin, Sask.

Pastoren der Alberta-Konferenz:

G. Becker, R.R. 2, So. Edmonton, Alta.
Ed. Duesterhoeft, Leduc, Alta.
K. W. Freitag, Bashaw, Alta.
Fred Gaertner, Wetaskiwin, Alta.
Johannes Gnauck, R.R. 1, Spruce Grove, Alta.
R. Gloeckler, Rolly View, Alta.
Edgar Grober, beurlaubt.
Paul Hannemann, Ardrossan, Alta.
E. G. Goos, Edmonton, Alta.
H. G. H. Klingbeil, Manola, Alta.
F. Knebel, beurlaubt.
Leonard Koß, Hay Lake, Alta.
Reinhold Krisch, 10759—96th St., Edmonton, Alta.
Ewald Kublik, R.R. 2, Millet, Alta.
H. W. Luetkehoelter, R.R. 2, Duncan, B.C.
Ferd. Oswald, 10014—81st Ave., So. Edmonton, Alta.
Fritz Rehn, Barrhead, Alta.
Louis Schoepp, Thorsby, Alta.
Alvin Querengesser, R. R. 2, Brightview, Alta.
Wilhelm Wahl, Westlock, Alta.
Arnold Wilke, Spruce Grove, Alta.
Gustav Wiedenroth, Telfordville, Alta.
Alexander Wolfram, Peace River, Alta.

Missouri-Synode.

Ontario-Distrikt — Oestliches Canada.

Beamten des Distrikts:

Ehren-Präses: Pastor F. Malinsky, Elmira, Ont.
Präses: Pastor W. O. Rathke, 2 Kernahan Ave., St. Catharines, Ont.
Erster Vize-Präses: Pastor C. H. Neuhaus, 357 Miller St., Pembroke, Ont.
Zweiter Vice-Präses: Pastor M. J. Michael, Clifford, Ont.
Sekretär: Pastor C. J. Killinger, 867 Hellmuth Ave., London, Ont.
Schatzmeister: Herr W. H. E. Schmalz, 129 King St., West.
Visitatoren: Pastoren A. F. Pollex, C. H. Neuhaus, Theo. Luft, J. F. Schutt. C. J. Killinger.

Pastoren in Ontario:

W. D. Bauer, Fisherville, Ont.
W. Biesenthal, R.R. 1, Port Colborne, Ont.
A. Eißfeldt, 149 Queen St. S., Kitchener, Ont.
H. Erdman, 82 William St., Waterloo, Ont.
E. Hahn, 36 Strath Ave. (9), Toronto, Ont.
G. J. Herbst, Wartburg, Ont.
W. Heinze, Wellesley, Ont.
L. F. Higenell, Dashwood, Ont.
A. W. Huth, 88 Brock St., Simcoe, Ont.
H. J. Huth, R.R.1, Woito, Ont.
C. J. Killinger, 867 Hellmuth Ave., London, Ont.
C. Klages, R.R. 4, Mitchell, Ont.
R. Knoll, 18 Gordon Ave., Kitchener, Ont.
Theo Luft, Hanover, Ont.
C. Lantz, Golden Lake, Ont.
R. Kritsch, 154 Albert St., Oshawa.
F. Malinsky, Elmira, Ont.
M. J. Michael, Clifford, Ont.
F. Messerschmidt, Desboro, Ont.
E. Mueller, R.R. 2, Ayton, Ont.
D. Meyer, Kitchener, Ont.
M. Pollex, 14 Tuxedo Ave., Hamilton, Ont.
A. F. Pollex, Toronto, Ont.
C. H. Neuhaus, 357 Miller St., Pembroke, Ont.
W. Rathke, 2 Kernahan Ave., St. Catharines, Ont.
L. Ruhl, 232 Pine St., Sudbury, Ont.
M. Schieman, R.R. 5, Eganville, Ont.
R. E. Scholz, R. 1, Gowanstown, Ont.
A. Sabo, 19a5 Ford Blvd., Windsor, Ont.
H. J. Storm, 1184 Victoria Ave., Windsor, Ont.
G. Schaus, 101 Nelson St., Stratford, Ont.
F. Schieman, Golden Lake, Ont.
M. Toewe, Box 131, Humberstone, Ont.
H. Voege, New Hamburg, Ont.
W. Wentslaff, Windsor, Ont.
M. Weißbach, 1491 Victoria Ave., Niagara Falls, Ont.
J. Woelfle, Mitchell, Ont.
C. T. Wetzstein, 78 John St. West, Waterloo, Ont.
R. Witt, 326 Machay St., Ottawa, Ont.
F. G. Schroeder, St. Thomas, Ont.

Lehrer:

P. Enders, Ottawa, Ont.
Miss G. Heinsohn, Ottawa, Ont.

Manitoba- und Saskatchewan-Distrikt

Präses: Pastor J. H. Lucht, MacNutt, Sask.
1. Vize-Präses: Pastor A. Fuhr, Langenburg, Sask.
2. Vize-Präses: Pastor L. Koehler, 694 College Ave., Winnipeg, Man.
Sekretär: Pastor J. H. Meichsner, Roblin, Man.
Kassierer: Herr H. J. Burron, 593 Valour Road, Winnipeg, Man.

Board of Directors:

F. A. Miller, Vorsitzer, Missionssekretär, Neudorf, Sask.; L. Koehler, Sekretär, 694 College Ave., Winnipeg, Man.; A. Fuhr, Missionsvorsitzer, Langenburg, Sask.; E. E. Meinzen, Finanzsekretär, 61 Academy Road, Winnipeg, Man.; Ph. Fry, Sekretär für Erziehung und Jugend, Radio und Publicity, 619 Eighth St., Saskatoon, Sask.; H. Treit, Vorsitzer von Radio und Publicity, 1033 Victoria Ave., Regina, Sask.; Herr F. Bolduan, Kirchbau und Mission, 411 Albert Ave., Saskatoon, Sask.; Herr R. G. Patz, Finanzvorsitzer, 188 Eugenie St., Norwood, Man.; Herr Carl Wagner, Jugend und Erziehung, Visual Education, MacNutt, Sask.; Herr J. Kitsch, Finanzen, Melville, Sask. Ex Officio Glieder: Präses J. H. Lucht, Sekretär J. H. Meichsner, Kassierer Herr H. J. Burron.

Visitatoren:

Manitoba-Kreis: A. Erthal.
Assiniboine-Kreis: A. Borchardt.
Nord Saskatchewan Westkreis: H. Brase.
Nord Saskatchewan Ostkreis: C. Wirth.
Pheasant Hill-Kreis: J. Mann.
Soo Line-Kreis: H. Treit.
Swift Current-Kreis: H. Treit (zeitweilig).

Pastoren in Manitoba:

A. Erthal, 353 Broadway Ave., Winnipeg.
K. K. Hill, Inglis.
L. Koehler, 694 College Ave., Winnipeg.
A. Koslowsky, 734 Talbot Ave., Winnipeg.
J. H. Meichsner, Roblin.
R. E. Meinzen, 61 Academy Road, Winnipeg.
W. Sallach, 756 Mulvey Ave., Winnipeg.
R. Schmidt, Birch River.

Pastoren in Saskatchewan:

C. Baumung, Wordsworth.
Ph. Becker, 160 First Avenue N., Yorkton.
F. Bollefer, Verndale.
A. O. Borchardt, Langenburg.
H. Brase, Lloydminster.
H. Burkhardt, Wilkie.
W. A. Busse, Grenfell.
Ph. Fry, 619 Eight Street, Saskatoon.
A. Fuhr, Langenburg.
B. Hergesheimer, Duff.
A. Hippe, Lipton.
H. Huber, Bateman.
H. A. Huth, 1450 Rae Street, Regina.
F. W. Hyatt, Southey.
M. Leedahl, Midale.
J. H. Lucht, MacNutt.
J. Mann, Duval.
E. Mayan, Stornaway.
F. A. Miller, Neudorf.
H. Miller, Nipawin.
R. Ohlinger, Fox Valley.
F. Saß, Southey.
E. Schmiege, 356 Ominica St. E., Moose Jaw.
E. Schroeder, MacNutt.
D. Schultz, Oakshela.
P. Schwan, Margo.
R. Spomer, Spring Valley.
H. Treit, 1033 Victoria Ave., Regina.
Ph. Ulmer, Luseland.
J. Werschler, Churchbridge.
P. Wiegner, Bruno.
C. Wirth, Middle Lake.
C. Witte, Swift Current.

Alberta- und Britisch Columbia-Distrikt.

Präses: Pastor W. C. Eifert, Leduc Alta.
1. Vize-Präses: Pastor C. C. Janzow, Vernon, B.C.
2. Vize-Präses: Pastor W. A. Raedeke, Concordia College, Edmonton, Alta.
Sekretär: Pastor A. Fenske, Cloverdale, B.C.
Kassierer: Mr. Arnold A. Knebel 11156—69th St., Edmonton, Alta.

Board of Directors

Präses W. C. Eifert und Mr. A. Knebel, ex officio; die Pastoren C. F. Baase, B. Eichenlaub, C. C. Janzow, E. G. Wildgrube, C. J. Klewer und J. Ohlinger; die Herren A. Lange, Henry Folkmann und William Liske.

District Secretary of Missions:

Pastor W. A. Raedeke, Concordia College, Edmonton, Alta.

Visitatoren:

Calgary-Kreis:
Edmonton-Kreis: Pastor A. J. Mueller.
Lethbridge-Kreis: Pastor B. Eichenlaub.
Peace River-Kreis:
Stony Plain-Kreis: Pastor A. H. Raduenz
Nelson-Kreis: Pastor Th. Folkmann.
Vancouver-Kreis: Pastor C. F. Baase.
Vernon-Kreis: Pastor C. C. Janzow.

Pastoren in Alberta:

A. Appelt, P. em., 11304—127th St., Edmonton.
B. F. Behrends, Rochester.
A. Bickel, Sexsmith.
G. Eberhardt, D.D., P. em., 11411—85th St., Edmonton.
B. Eichenlaub, 710—6th St., N. Lethbridge.
W. C. Eifert, Leduc.
E. B. Fox, Didsbury.
A. Gehring, Claresholm.
L. Gierach, Hines Creek.
M. B. Hamp, Tomahawk.
K. J. Hennig, Pincher Creek.
J. Hildebrandt, Manville.
G. Jacobs, Beach Corner.
Ph. Janz, Stony Plain.
H. J. Kritsch, Craigmyle.
J. Kuring, 520 G. Woodman Ave., Medicine Hat.
D. Lentz, Trochu.
L. Liske, Wembley.
A. F. Miller, 405 Fourth Ave., N.W., Calgary.
A. J. Mueller, 9608—110th Ave., Edmonton.
A. H. Maschmeyer, R. 2, Brightview.
J. Ohlinger, Wetaskiwin.
A. F. Otke, Camrose.
A. H. Raduenz, Golden Spike.
W. A. Raedeke, Concordia College, Edmonton.
A. Reiner, Red Deer.
W. Schienbein, Mellowdale.
Gordon Schultz, Fort Saskatchewan.
J. Sillak, 878 A Third St., Medicine Hat.
M. Threinen, 463 Marsh Rd., Calgary.
F. Ulmer, Brightview.
Ph. Unterschultz, 66 Sixth N.E., Calgary.
E. G. Wildgrube, Bruderheim.
M. Zagel, Rochfort Bridge.

Professoren am Concordia College, Edmonton:

Prof. A. H. Schwermann, D.D., Direktor, Concordia College, Edmonton; Prof. A. Guebert, 7010 Jasper Ave., Edmonton; Prof. J. H. Herreilers, Concordia College, Edmonton; Prof. A. Riep, 7006 Jasper Ave., Edmonton; Prof. H. Witte, Concordia College, Edmonton; Pastor J. H. Herzer, Concordia College, Edmonton.

Pastoren in British Columbia:

C. F. Baase, 515 Seventh Ave., New Westminster.
C. O. Beiderwieden, 2718 W. 13th Ave., Vancouver.
E. A. Biberdorf, 2124 Chambers St., Victoria.
M. Cohrs, Chilliwack.
A. Fenske, Cloverdale.
Th. Folkmann, Creston.
J. D. Frese, Lumby.
F. T. Gabert, 312 E. 15th Ave., Vancouver.
M. Goetjen, Port Alberni.
Paul Guebert, Prince George.
J. Hennig, Nelson.
C. C. Janzow, Vernon.
H. A. Merklinger, Chaplain, Canadian Army.
H. W. Schaan, Oliver.
W. Wachlin, Kelowna.

Amerikanisch Lutherische Kirche.

Canada-Distrikt der Amerikanisch-Lutherischen Kirche.

Beamte des Distrikts:

Präses: Pastor K. Holfeld, 1928 College Ave., Regina, Sask.
1. **Vize-Präses:** Pastor H. Kroeger.
2. **Vize-Präses:** Pastor Peter H. Mohr, 214 Seventh St. N.E., Calgary, Alta.
Sekretär: Pastor K. J. Reimer, Reche, N. D.
Schatzmeister und Statistiker: Pastor P. H. Mohr, 26—4th St. N. E., Calgary, Alta.
Archivar: Prof. L. Pflueger, Luther College, Regina, Sask.

Pastoren in Manitoba:

L. Hartmann, Box 386, Brandon, Man.
H. Holzhausen, Waldersee, Man.
Wm. Hennig, Whitemouth, Man.
P. H. Kohlmeier, 277 Midwinter Ave., Winnipeg, Man.
Henry Krikau, Moosehorn, Man.
K. J. Reimer, Reche, N. D., U.S.A.
J. Propp, 759 Inkster Blvd., Winnipeg, Man.
W. K. Raths, 671 William Ave., Winnipeg, Man.
E. Schiewe, 352 Kelvin St., Winnipeg, Man.
G. Schwindt Steinbach, Man.
G. H. Senft, 422 Tweed Ave., Winnipeg, Man.
A. Weinbender, 832 Boyd Ave., Winnipeg, Man.

Pastoren in Saskatchewan:

J. C. Abs, Woodley, Sask.
Rudolph J. Busch, Radisson, Sask.
C. J. Daechsel, 170 Hochelaga St., Moose Jaw, Sask.
Wm. Deutschhausen, Earl Grey, Sask.
A. Ewald, Strasbourg, Sask.
F. W. Henke, 1948 Ottawa St., Regina, Sask.
E. Krempin, Lemberg, Sask.
Henry Kroeger, Yellow Grass, Sask.
John Kroeger, Rhein, Sask.
Prof. Wm. Nehrenz, 619 Ninth St. E., Saskatoon, Sask.
Prof. L. Pflueger, Luther College, Regina, Sask.
A. Propp, 123 First Avenue, Yorkton, Sask.
Wm. E. Riekert, Box 134, Neudorf, Sask.
A. P. Salemka, 415 Third St. S., Weyburn, Sask.
H. Sandermann, Wapella, Sask.
A. Sander, Melville, Sask.
Dr. Rex H. Schneider Luther College, Regina, Sask.
M. Stelzer, Leader, Sask.
A. J. Tiesenbach, Luther College, Regina, Sask.
W. Trelle, Hodgeville, Sask.
Don H. Voigts, 1437 Arthur St., Regina, Sask.
K. Keitel, Eatonia, Sask.
P. N. Christiansen, Rabbit Lake, Sask.

Pastoren in Alberta:

Herman J. C. Brandt, Hanna, Alta.
John Judt, Jr., Schuler, Alta.
J. Leinweber, 204—6A Street N.E., Calgary, Alta.
S. Manz, 503—8th St. E., Medicine Hat, Alta.
Peter H. Mohr, 214 Seventh St. N.E., Calgary, Alta.
W. J. Roßbach, 420—12th Street So., Lethbridge, Alta.
B. Rothenberger, Stettler, Alta.
Randolph R. Mohr, 11545—93rd Street, Edmonton, Alta.

Pastoren in British Columbia:

N. Mensch, Box 1895, Chilliwack, B.C.
H. Meyer, 4107—27th St., Vernon, B.C.
E. Schmok, 365—10th Avenue W., Vancouver, B. C.
H. Vorrath, Gen. Del., Kelowna, B. C.

Missionare

J. G. Schaefer, Sulurpet, Madras, India.
F. Doering, Lutheran Mission, Lae, New Guinea.

Evangelische und Reformierte Kirche.

Dakota-Synode in Canada

C. D. Maurer, 561 Boyd Ave., Winnipeg, Man.
J. F. Krieger, Fort Saskatchewan, Alta.
H. B. Roemer, Vegreville, Alta.
A. H. Roemer, Morden, Man.
F. C. Winger, (E), 379 Tweed Avenue, Winnipeg, Man.
C. Fried, Grenfell, Sask.; Duff, Sask.; Neudorf, Sask.; Wolseley, Sask.
J. S. Huebschmann, Snyder, Ont., St. Johannes Gemeinde.

Evangelische Kirche.

(Evangelical Church)

Ontario-Konferenz.

G. F. Barthel, Waterloo, Ont.
Clayton Becker, Marshalltown, Iowa.
W. E. Beese, Morriston, Ont.
J. C. Bender, South Cayuga, Ont.
J. S. Burn, New Hamburg, Ont.
W. H. Campbell, New Hamburg, Ont.
A. Clemens, 165 Nelson St., Stratford, Ont.
C. H. Cornwell, 49 Onward Ave., Kitchener, Ont.
R. E. Dahms, Sebringville, Ont.
J. B. Dengis, 15 Strachan St., Stratford, Ont.
W. A. Durst, Selkirk, Ont.
F. Paul Erb, Rodney, Ont.
R. M. Ernst, Arnprior, Ont.
G. L. Groß, Campden, Ont.
Clayton Heckendorn, Elmira, Ont.
C. M. Kauth, Rt. 1, Ayr, Ont.
H. A. Kellerman, 340 Park Str., **Kitchener,** Ont.
H. H. Leibold, Sebringville, Ont.
F. B. Meyer, Rodney, Ont.
E. R. Mohr, 378 Murry St., Pembroke, Ont.
J. M. Oestreicher, R. R. 1, Wolto, Ont.
A. E. Pletsch, St. Jacobs, Ont.
Mervyn Reuber, New Hamburg, Ont.
L. H. Pletsch, 213 Strange St., Kitchener, Ont.
E. E. Pletsch, Hanover, Ont.
R. H. Reibling, Bridgeport, Ont.
H. C. Roppel, Zurich, Ont.
A. Schlenker, Clifford, Ont.
J. W. Siebert, Chesley, Ont.
W. M. Sippell, Port Elgin, Ont.
F. M. Faist, R. R. 1, Milverton, Ont.
E. E. Hallman, 51 Roy St., Kitchener, Ont.
J. R. Wettlaufer, Golden Lake, Ont.

Nordwest Canada Konferenz

Reisende Aelteste:

R. F. Delmert, Wapella, Sask.
A. G. Gauerke, Melville, Sask.
A. J. Grams, Didsbury, Alta.
J. S. Gyorog, Kelowna, B.C.
E. H. Hartfiel, 38 Haultain Ave., Yorkton, Sask.
J. F. Huber, Torrington, Alta.
W. E. Janetzki, Castor, Alta.
T. E. Jesske, 525 9th St., N. E., Calgary, Alta.
A. G. Knopp, 727 E. 51st Ave., Vancouver, B.C.
W. W. Krueger, 2220 Halifax St., Regina, Sask.
E. A. Lieske, Box 156, Chilliwack, B.C.
F. S. Magsig, Box 22, Regina, Sask.
H. E. Meier, Warner, Alta.
A. W. Riegel, Macoun, Sask.
E. W. Riegel, Leader, Sask.

H. W. Riegel, 480 McKenzie St., Winnipeg, Man.
A. R. Schram, Kenaston, Sask.
S. Senft, 1124 Balmoral St., Medicine Hat, Alta.
D. R. Sipe, 509 A Allowance Ave., Medicine Hat, Alta.
E. Streit, Vegreville, Alta.
F. E. Vorrath, Vulcan, Alta.
G. F. Wuerfel, New Sarepta, Alta.

Reisende Diakone:

F. Becker, Nipawin, Sask.
G. S. Rattai, Lipton, Sask.
S. R. Sherman, Neudorf, Sask.
F. W. Snyder, 2079 Montreal St., Regina, Sask.
P. A. Wildemann, Three Hills, Alta.

Reisende Emeritierte Aelteste:

J. S. Domm, 626 E. 45th Ave., Vancouver, B.C.
C. S. Finkbeiner, Hanna, Alta.
F. E. Martin, 802 A 4th St., Medicine Hat, Alta.

Prediger auf Probe:

John Ehard, Rosthern, Sask.
H. T. Ginther, Morse, Sask.
R. Horch, Weyburn, Sask.
A. Stickel, Lang, Sask.
S. B. Tetz, Morris, Man.
David Unrau, Hilda, Alta.

Unter D. S. Dienst:

Fred Engel, Esk, Sask.

Deutsche Baptistenprediger in Canada.

Manitoba:

Daniel Fuchs, 829 McDermot Ave., Winnipeg, Man.
J. B. Kornalewski, Minitonas, Man.
A. Kraemer, Ochre River, Man.
Fred Ohlman, River Hills, Man.
Wm. Sturhahn, Morris, Man.

Saskatchewan:

John Engel, Ebenezer, Sask.
Isadore Faszer, Golden Prairie, Sask.
H. Lueck, 2224 Quebec St., Regina, Sask.
James McNair, Davin, Sask.
E. H. Nikkel, Southey, Sask.
W. Reimche, Nokomis, Sask.
H. Schumacher, Fenwood, Sask.
E. Thiessen, Edenwald, Sask.
John Wahl, Jansen, Sask.

Alberta:

Fred W. Benke, 10831—98th St., Edmonton, Alta.
Robt. Jaster, Valley View, Alta.
Karl Korella, 10810—78th Str., Edmonton, Alta.
Rud. Milbrandt, Haven of Rest, Medicine Hat, Alta.
Fred Pahl, Hilda, Alta.
Rud. Rapske, 1012 Yuill St., Medicine Hat, Alta.
Jacob Rott, Carbon, Alta.
E. Seecamp, Leduc, Alta.
Henry Smuland, Millet, Alta.
R. Neuman, Ponoka, Alta.
Richard Schilke, 10860—96th St., Edmonton, Alta.
H. Schatz, 229—N.E. 8th St., Calgary, Alta
E. P. Wahl, 10826—78th Ave., Edmonton, Alta.
H. Zepik, Trochu, Alta.

British Columbia:

Philip Daum, Chilliwak, B.C.
Paul Hintze, Prince George, B. C.
Ruben Kern, 528—E. 52nd Ave., Vancouver, B.C.
A. Kujath, Box 1424, Kelowna, B.C.
John Schweitzer, 415 E. 49th Ave., Vancouver, B. C.

Ontario:

John Kuehn, Cormac, Ont.
A. Stelter, Arnprior, Ont.
Carl Weisser, Killaloe, Ont.

Mennonitische Prediger.

Manitoba:

Abrahams, David, Headingly.
Adrian, Joh. D., Gretna.
Andres, Johann F., Steinbach.
Barkmann, Jacob F., Steinbach.
Baerg, Johann, Steinbach.
Baerg, R. M., Winnipeg.
Barkman, John G., Giroux.
Bartel, Peter K., Kleefeld.
Becker, H. J., Marquette.
Berg, Peter D., Rosenfeld.
Bergen, Abram, Winnipegosis.
Bergen, Jacob P., Lowe Farm.
Bergen, Joh. P., Altona.
Block, Gerh., Crystal City.
Born, Heinrich, Altona.
Born, Jacob P., Whitewater.
Braun, Daniel, N. Kildonan.
Braun, Johann J., Riverville.
Brandt, H. A., Steinbach.
Bueckert, Abram, Plum Coulee.
Bueckert, Johann P., Gretna.
Buhr, Wilh. S., Morden.
Derksen, Heinr. Homefield.
Dick, D. D., Riverville.
Dick, John R., Steinbach.
Dirks, Alexander P., North Kildonan.
Doerksen, D. D., Boissevain.
Doerksen, Jacob W., Plum Coulee.
Doerksen, B. P., Giroux.
Driedger, Johann A., Marquette.
Dueck, Bernh. R., Morris.
Dueck, J. E., Plum Coulee.
Dueck, Peter W., Horndean.
Dueck, Jacob P., Steinbach.
Dueck, Corn. P., Morris.
Duerksen, D. K., Plum Coulee.
Duerksen, H., Homefield.
Dyck, Johann P., St. Anne.
Dyck, Franz Whitewater.
Dyck, Gerh. G., Morden.
Dyck, Jacob J., Gretna.
Dyck, D. A., Newton Siding.
Dyck, Heinrich, Boissevain.
Enns, Cornel., Reinland.
Enns, Franz J., Steinbach.
Enns, Heinrich G., Reinland.
Enns, H. H., Elm Creek.
Enns, Joh. J., Gruenthal.
Enns, Johann H., Winnipeg.
Enns, J., Steinbach.
Enns, Wilhelm H., Springstein.
Enns, Heinrich, Steinbach.
Epp, Jacob P., Steinbach.
Epp, Johann, Lowe Farm.
Ewert, Benjamin, Winnipeg.
Falk, Wilhelm H., Altona.
Falk, W. W., Winnipeg.
Fast, B. B., Winnipeg.
Fast, David J., Chortitz.
Fehr, Isaak J., Morden.
Fehr, Peter, Elm Creek.
Friesen, Cornel. W., Riverville.
Friesen, A. B., Alexander
Friesen, A. H., Winkler.
Friesen, F. H., Morden.
Friesen, Harry S., Winkler.
Friesen, H. J., St. Elizabeth.
Friesen, Isaak, Winkler.
Friesen, Js. M., Altona.
Friesen, Isbr. W., Altona.
Friesen, J. R., Gretna.
Friesen, Jacob H., Gretna.
Friesen, Johann E., Glenlea.
Friesen, J. P., Halbstadt.
Friesen, Peter D., Steinbach.
Friesen, P. A., Steinbach.
Friesen, Joh. P., Winkler.
Friesen, Peter W., Morris.
Friesen, Cornelius, Riverville.
Friesen, A. W., Winkler.
Friesen, Is. J., Winnipeg.
Friesen, Is. W., Altona.
Friesen, A. M., Winkler.
Friesen, H. F., Morden.
Friesen, Jacob E., Riverville.
Friesen, John, Oak Bluff.
Friesen, John R., Kleefeld.
Froese, Abram, Oak Bluff.
Froese, Jacob J., Winkler.
Froese, Gerhard, Horndean.
Fröse, Abram H., Gruenthal.
Funk, Jacob R., Gruenthal.
Funk, Peter G., Grünthal.
Funk, Jacob R., Chortitz.
Funk, Abram E., Edrans.
Funk, J., Elm Creek.
Gerbrandt, Jacob P., Lowe Farm.
Gerbrandt, Peter, Steinbach.
Gerbrandt, P. J., Plum Coulee
Giesbrecht, Gerh. F., Steinbach.
Giesbrecht, M. M., Altona.
Giesbrecht, J., Elm Creek.
Giesbrecht, P. U., Homewood.
Guenther, J. S., Steinbach.
Goossen, Gerhard F., Rosenort.
Goossen, Heinrich, Manitou.
Goossen, Walter, Morris.
Harder, Heinrich P., Winkler.
Heinrichs, Johann P., Rosenfeld.
Heinrichs, Peter J., St. Elizabeth.
Heinrichs, Peter P., Lowe Farm.
Heinrichs, W. P., Steinbach.
Hoeppner, Jacob N., Altona.
Hoeppner, Isaak A., Morden.
Hooge, Johann J., Plum Coulee.
Hyde, A. A., Winkler.
Isaak, Abram J., Rivers.
Isaak, Joh. P., Morris.
Isaak, Joseph, Kleefeld.
Janz, Ben. P., Steinbach.
Janzen, C. C., Winnipegosis.
Janzen, Johann H., Morden.
Janzen, H. H., Winnipeg.
Janzen, Heinr., North Kildonan.
Kehler, Peter P., Altona.
Kehler, J. H., Thornhill.
Kehler, Abr. F., Chortitz.
Kehler, Peter S., Steinbach.
Klassen, David, Culroß.
Klassen, David D., Homewood.
Klassen, David D., Steinbach.
Klassen, Gerh. J., Manitou.
Klassen, Is. P., North Kildonan.
Klassen, Jacob R., Morris.
Klassen, Jacob J., Riverville.
Klassen, Jacob H., Gretna.
Klassen, Jacob K., Gretna.
Klassen, A. W., Horndean.
Kornelsen, Peter J., Winnipeg.
Krahn, Cornelius, Reinland.
Kroeker, Franz B., Morris.
Kroeker, Jacob B., Morris.
Kroeker, A. A., Winnipeg.
Löwen, A. A., Newton Siding.
Loewen, David H., North Kildonan.
Loewen, Daniel J., North Kildonan.
Loewen, Gerh. J., Gretna.
Loewen, Jacob, Arden.
Loewen, Jacob J., Justice.
Loewen, Jacob J., Bagot.
Lohrenz, Gerhard, Winnipeg.
Löwen, Peter J., Steinbach.
Mann, Albert, Elie.
Martens, Jacob J., Winnipegosis.
Neufeld, Abram G., Margaret.
Neufeld, Bernh., Halbstadt.
Neufeld, David H., Mayfield.
Neufeld, Gerhard G., Boissevain.
Neufeld, Gerhard G., Whitewater.
Neufeld, Gerhard G., Manitou.
Neufeld, Hermann H., Winnipeg.
Neufeld, J. J., Horndean.
Neufeld, J. P., Winnipeg.
Nickel, Jacob, Elm Creek.
Olfert, H. J., McCreary.
Pankratz, Jacob, Glenlea.
Pauls, Jacob M., Morden.
Penner, Cornel. R., Giroux.
Penner, Jacob F., Morden.
Penner, Johann G., Winnipegosis.
Penner, Johann J., Kleefeld.
Penner, Johann D., Morris.
Penner, Johann M., St. Anne.
Penner, Peter A., St. Anne.
Penner, G. H., Plum Coulee.
Penner, D. W., St. Anne.
Peters, A. F., Gretna.
Peters, Abram B., Winnipeg.
Peters, Cornel. G., New Bothwell.
Peters, Jacob, Lena.
Peters, Jacob H., Gretna.
Peters, Wilhelm J., Steinbach.
Peters, W. J., Winkler.
Poettker, Johann, Arnaud.
Pries, G. D., Winkler.
Quiring, J. H., Winnipeg.
Redekop, H. H., Winkler.
Redekop, Nik., Oak Bluff.
Redekop, Js. W., North Kildonan.

Regehr, Abr. A., Steinbach.
Regehr, Heinrich, Winnipeg.
Regier, Arnold J., Winnipeg.
Reimer, David B., Giroux.
Reimer, Heinr. R., Lorette.
Reimer, Peter, Croll.
Reimer, Peter J., Steinbach.
Reimer, Corn. R. E., Kleefeld.
Reimer, Corn. R., Kleefeld.
Reimer, Bern. D., Steinbach.
Reimer, P. J. B., Steinbach.
Reimer, Franz D., Prairie Rose.
Rempel, Gerh. S., Steinbach.
Rempel, H. H., St. Anne.
Rempel, P. A., Altona.
Rempel, Erdman J., Morden.
Rempel, Jacob S., Hochstadt.
Rogalsky, Johann J., Glenlea.
Sawatzky, Franz F., Plum Coulee.
Sawatzky, B. W., Altona.
Sawatzky, Heinr., Niverville.
Schafer, Paul J., Gretna.
Schmidt, Jacob W., Altona.
Schroeder, Johann, Chortitz.
Schroeder, Victor J., North Kildonan.
Schroeder, W. W., Steinbach.
Schulz, Jacob J., Winnipeg.
Schultz, David, Altona.
Schultz, Peter, Homefield.
Schultz, P. B., Winkler.
Siemens, Jacob J., Winkler.
Stoeß, Cornel. G., Horndean.
Teichroeb, Abram A., Myrtle.
Thiessen, C. A., Austin.
Thiessen, Isaac, Gretna.
Toews, A., North Kildonan.
Toews, Heinrich P., Arnaud.
Toews, Jacob J., Glenlea.
Toews, Peter A., Altona.
Toews, Peter K., Gruenthal.
Toews, Benno, Winnipeg.
Unrau, Jacob A., Rosenfeld.
Unruh, Abram H., Winnipeg.
Voth, Heinrich S., Winkler.
Voth, Jacob, Meadows.
Voth, A. J., Winnipeg.
Wall, Heinr., Winnipeg.
Warkentin, Abram, Dominion City.
Warkentin, Heinrich A., Gruenthal.
Warkentin, Jacob, Headingly.
Warkentin, Isaak, Giroux.
Wiebe, Abram F., Lowe Farm.
Wiebe, Jacob T., St. Anne.
Wiebe, J. H., Morris.
Wiebe, Peter F., Niverville.
Wiebe, P. S., Chortitz.
Wiebe, Peter P., Winkler.
Wiebe, Philip, Domain.
Wiebe, Frank, Steinbach.
Wiebe, Jacob J., Winkler.
Wiebe, Jacob F., Barkfield.
Wiebe, Bernh. B., Plum Coulee.
Wiens, Jacob G., Elm Creek.
Wiens, Johann G., Winkler.
Wittenberg, J. N., Steinbach.
Wohlgemut, Cornelius P., Giroux.
Zacharias, Peter A., Reinland, Winkler.
Zacharias, Peter P., Reinland, Winkler.
Zacharias, Peter S., Reinland, Winkler.

Saskatchewan:

Andres, B. J., Petaigan.
Baerg, Ruben, Dalmeny.
Balzer, Johann H., Langham.
Bargen, Jacob P., Glenbush.
Bartel, Edwin S., Drake.
Berg, H. J., Dalmeny.
Bergen, Abram H., Swift Current.
Bergen, Peter, Capasin.
Block, Abram J., Waldheim.
Block, Joh. A., Waldheim.
Block, Isaac, Borden.
Boschmann, Corn. C., Petaigan.
Braun, Peter G., Gilroy.
Bueckert, David, Eyebrow.
Bueckert, Franz, Wellesley Park.
Buhler, Johann, Dalmeny.
Derksen, Bernh. J., Redfield.
Dirks, Charley, Codette.
Doerksen, David, Main Centre.
Doerksen, Jacob Herbert.
Doerksen, Jacob K., Carrot River.
Doerksen, Jacob R., Langham.
Dick, Jacob, Guernsey.
Dick, Peter, Dunelm.
Dueck, Jacob, Watrous.
Dueck, Johann, Rosthern.
Duerksen, Jacob G., Mullinger.
Dyck, Abram, Glenbush.
Dyck, David J., Waldheim.
Dyck, Gerhard Js., Hague.
Dyck, H. A., Waldheim.
Dyck, Jacob J., Pearsland.
Dyck, Jacob P., Hepburn.
Dyck, Isaak, Garthland.
Dyck, Hans, Swift Current.
Dyck, A. J., Saskatoon.
Ediger, J. T., Waldheim.
Ediger, Jacob, Saskatoon.
Ens, Jacob H., Nipawin.
Ens, Jacob, Teddington.
Enns, Franz, Mayfair.
Enns, J. A., Speedwell.
Elias, Gerhard, Rosthern.
Epp, Franz F., Hanley.
Epp, Gerhard G., Rosthern.
Epp, Heinrich M., Waldheim.
Epp, Johann, Carrot River.
Epp, Isaak, Prince Albert.
Epp, Isaak, Rosthern.
Epp, Isaak, Waldheim.
Epp, Peter G., Carrot River.
Epp, H. H., Saskatoon.
Epp, J. H., Hepburn.
Esau, Jacob, Compass.
Ewert, Klaas H., Main Centre.
Ewert, Gustav, Hodgeville.
Fast, Bernhard, Aberdeen.
Fast, Cornel., Glidden.
Fast, Johann, Beechy.
Federau, Johann, Hague.
Federau, Gerh. Js., Tugaske.
Fischer, Johann B., Laird.
Friesen, Abram B., Glenbush.
Friesen, Arthur, Laird.
Friesen, Isaak P., Saskatoon.
Friesen, Jacob J., Rosthern.
Friesen, Johann, Le Roy.
Friesen, J. J. M., Reinland.
Friesen, Johann J., Laird.
Friesen, Johann J., Warman.
Friesen, Johann R., Laird.
Friesen, Peter B., Barnes Crossing.
Friesen, Richard, Carrot River.
Friesen, Dietrich, Frontier.
Froese, B. P., Mullinger.
Froese, F. P., Mayfair.
Froese, Franz, Hepburn.
Funk, Johann J., Blumenhof.
Funk, Peter, Saskatoon.
Gerbrandt, Jacob, Saskatoon.
Giesbrecht, Gerh., Hepburn.
Goertz, Johann A., Dalmeny.
Goertzen, Abram, Herbert.
Goertzen, John D., Main Centre.
Goertzen, Jacob P., Dalmeny.
Goossen, Heinrich A., Waldheim.
Guenther, Jacob, Hague.
Hamm, Cornelius, Hague.
Harder, Isbrand, Waldheim.
Heinrichs, Abram, Fairholme.
Heinrichs, Johann, Gilroy.
Heinrichs, Jacob, Drake.
Hiebert, Joh. D., Beechy.
Hiebert, Joh., Hepburn.
Hodel, Samuel L., Flowing Well.
Huebert, John, Hepburn.
Janz, Nik. P., Main Centre.
Janzen, Jacob K., Laird.
Janzen, Johann H., Hague.
Janzen, J. J., Glenbush.
Janzen, Peter, Watrous.
Janzen, Willie, Duck Lake.
Janzen, Franz, Waldheim.
Kasper, Nick., Truax.
Klassen, H. T., Laird.
Klassen, Heinrich, McMahon.
Klassen, H. T., Rosthern.
Klassen, H. F., MacMahon.
Kliewer, Corn., Dalmeny.
Knelsen, Jacob, Kelstern.
Kroeker, Kl. D., Wingard.
Krocker, F. F., Waldheim.
Kroeker, Johann J., Glenbush.
Koop, Paul, Blumenhof.
Koop, Peter, Rosthern.
Lepp, Jacob F., Dalmeny.
Loeppky, Johann, Osler.
Loewen, Abram, Hague.
Martens, Abram A., Glenbush.
Martens, Peter, Aberdeen.
Martens, Heinrich A., Aberdeen.
Martens, J. A., Main Centre.
Miller, Jacob, Bateman.
Neudorf, Peter, Hague.
Neufeld, Franz W., Aberdeen.
Neufeld, Heinrich P., Main Centre.
Neufeld, J. M., Herbert.
Neufeld, Jacob, Laird.
Nickel, H. H., Laird.
Nickel, Jacob J., Langham.
Nickel, Johann J., Main Centre.
Nickel, Peter, Hepburn.
Nickel, Val. E., Wymark.
Ollenberger, J. J., Woodrow.
Pauls, Arthur, Laird.
Pauls, Nik. H., Glenbush.
Pauls, Jacob, Osler.
Penner, Corn., McMahon.
Penner, Isaak, Js., Laird.
Penner, H. H., Herschel.
Peters, Jacob H., Langham.
Peters, F. B., Saskatoon.
Peters, F. J., Swift Current.
Plett, H. G., Herschel.
Prieb, John E., Flowing Well.
Quiring, David, Swift Current.
Ratzlaff, Heinrich J., Dalmeny.
Redekop, Jacob F., Herbert.
Reimer, Cornelius, Teddington.
Reineke, Gerhard, Woodrow.
Rempel, Abram D., Main Centre.
Rempel, Bernhard D., Swift Current.
Rempel, David H., Hague.
Rempel, H. S., Saskatoon.
Rempel, Joh. G., Rosthern.
Rempel, Johann, Beaver Flat.
Rempel, Abr. K., Borden.
Regier, Johannes, Laird.
Regehr, H., Foam Lake.
Rosenberger, J., Guernsey.
Rogalsky, Franz, Lawson.
Rogalsky, Paul, Guernsey.
Sawatzky, Cornelius F., Laird.
Sawatzky, B. L., Saskatoon.
Schellenberg, Jacob, Hanley.
Schmidt, Aug., Dalmeny.
Schmidt, Edwin, Waldheim.
Schmidt, M. S., Guernsey.
Schrdoeder, Heinr., Clavet.
Schroeder, Paul, Drake.
Schultz, H. F., Main Centre.
Schultz, Heinrich P., Langham.
Schultz, Jacob P., Mennon.
Schultz, Johann, Cruckshank.
Schmidt, Jac. C., Rosthern.
Schmidt, Jacob R., Waldheim.
Siemens, John, Main Centre.
Stahl, Andreas, Langham.
Thielmann, Dav., Glenbush.
Thiessen, Jacob G., Dalmeny.
Thiessen, Jacob J., Saskatoon.
Thiessen, John, Herbert.
Thiessen, Martin, Fitzmaurice.
Thiessen, Jacob J., Herbert.
Thiessen, Jul. H., Swan Plain.
Toews, Js. J., Flowing Well.
Toews, Heinr. A., Guernsey.
Toews, John J., Hepburn.
Unrau, Martin K., Mullinger.
Vogt, Peter, Ratner.
Voth, Johann, Capasin.
Wall, Abram, Osler.
Warkentin, Cornelius J., Herschel.
Warkentin, Peter A., Superb.
Warkentin, Gerhard J., Dundurn.
Warkentin, Abram, Watrous.
Wiebe, H. P., Dalmeny.
Wiebe, Joh. P., Herbert.
Wiebe, Herman J., Madison.
Wiebe, D., Herbert.
Wieler, Gerhard, Langham.
Wiens, Franz F., Loreburn.
Wiens, Franz J., Dalmeny.
Wiens, Isaak H., Herbert.
Wiens, Gerhard B., Herschel.
Wiens, Johann, Herbert.
Wiens, John J., Trossachs.
Wiens, J. J., Borden.
Wiens, Wilh. J., Dundurn.
Wiens, D. B., Arelee.
Wiens, Jacob, Beechy.
Wiens, John, Herbert.
Willms, H. A., Waldheim.
Zacharias, Gerhard, Bradwell.
Zacharias, J. L., Waldheim.

Alberta:

Adrian, Leonard, Countess.
Baerg, Jacob L., Swalwell.

Boese, Daniel, Swalwell.
Boese, David, Tofield.
Boese, Samuel, Swalwell.
Brauer, Abram, Sunny Slope.
Brucks, Heinrich, Coaldale.
Conrad, A. H., LaGlace.
Dejehr, Gerhard, Crooked Creek.
Derksen, P. P., Pincher Creek.
Dick, Franz, Coaldale.
Dick, Heinrich, Chinook.
Dirks, Gerh., Namaka.
Doerksen, Bernh., Coaldale.
Doerksen, Peter P., Gem.
Duerksen, David, Coaldale.
Dueck, David, Grassy Lake.
Dueck, Jac. P., Coaldale.
Dueck, Franz W., Coaldale.
Dyck, P. P., Rosemary.
Dyck, Peter W., Rosemary.
Enns, Abram G., Coaldale.
Epp, Abram C., Tofield.
Epp, Peter P., Hussar.
Franz, Gerhard, Tofield.
Friesen, Peter W., Crooked Creek.
Friesen, Franz, Rosemary.
Froese, Abram, Tofield.
Goertz, Johann, Coaldale.
Goertz, Peter, Lindbrook.
Goossen, P. P., Coaldale.
Guenther, David, Coaldale.
Hamm, Martin, La Glace.
Harder, Cornelius D., Rosemary.
Harder, Gerh. Naco.
Harder, H. J., Didsbury.
Hiebert, Franz F., Swalwell.
Hiebert, G. D., Gem.
Heidebrecht, David A., Tofield.
Heidebrecht, A. D., Tofield.
Janz, B. B., Coaldale.
Janz, Abram, La Glace.
Janzen, Daniel J., Gem.
Janzen, David P., Pincher Creek.
Janzen, Franz, Vauxhall.
Janzen, Heinrich H., Rosemary.
Janzen, Klaas, Coaldale.
Kaufmann, Joel E., Tofield.
Klassen, Abram P., Swalwell.
Klassen, David, Coaldale.
Klassen, H. G., Munson.
Klassen, Jacob, Crowfoot.
Klassen, Jacob A., Rosemary.
Koop, Abram, Glenwood.
Kornelsen, Heinr., Coaldale.
Kroeker, David, Munson.
Langeman, Peter, Vauxhall.
Lehman, J. K., Tofield.
Lepp, H. D., Coaldale.
Martens, Abram G., Crowfoot.
Miller, Isaak, Mazzepa.
Neufeld, C. G., Didsbury.
Neufeld, J. G., Didsbury.
Neufeld, Jacob H., Gem.
Neufeld, Gerhard, Grantham.
Neufeld, Johann, Tofield.
Neufeld, Peter, Grassy Lake.
Neufeld, D. P., Rosemary.
Neufeld, H. H., Countess.
Neuman, Alex., Glassy Lake.
Neuman, D., Gem.
Nickel, Jacob D., Rosemary.
Paetkau, Abr., Gem.
Paettkau, Abram. Gem.
Pankratz, David J., Coaldale.
Pankratz, J., Gem.
Pauls, Wilhelm, Didsbury.
Penner, Johann P., Rosemary.
Penner, Corn., Rylay.
Peters, Johann, Tofield.
Ramer, Clarence, Duchess.
Ramer, H. B., Duchess.
Regehr, Peter, Tofield.
Reimer, Jacob A., Carseland.
Reist, Abram, Carstairs.
Redekop, Peter, Vauxhall.
Regehr, David, Tofield.
Regehr, Peter, Tofield.
Rempel, Heinr., Coaldale.
Rempel. Nik. A., Swalwell.
Roop, Abram, Glenwood.
Roth, N. E., Tofield.
Sawatzky, Johann J., Calgary.
Sawatzky, B. W., Coaldale.
Schellenberg, Peter, Coaldale.
Schierling, Abr., Coaldale.
Schmidt, Joh. P., Buffalo Lake.
Siebert, Nick., La Glace.
Siemens, Jacob, Coaldale.
Siemens, Heinr. H., Gem.
Siemens, H. K., Gem.
Staufer, N. B., Aldersyde.
Stutzman, Milo, Kingman.
Toews, Aron A., Namaka.
Toews, Joh. A., Coaldale.
Toews, Isaak, Swalwell.
Unger, Joh., Coaldale.
Unger, Peter A., Lethbridge.
Warkentin, Peter, Tofield.
Warkentin, P. J., Tofield.
Wiebe, Dietr., Lymburn.
Wiens, Abram, Gem.
Wiens, Gerhard, La Glace.
Willms, H. M., Carseland.
Willms, Abram, Coaldale.

British Columbia.

Bartsch, H. G., Yarrow.
Bargen, Jacob, Abbotsford.
Bergen, Jacob J., Chilliwack.
Block, Abram, Sardis.
Boldt, Bernhard, Vancouver.
Born, Peter J., Black Creek.
Braun, Joh. P., Abbotsford.
Braun, Peter, Yarrow.
Braun, J. P., Arnold.
Brucks, Jacob, Black Creek.
Duerksen, David J., Vancouver.
Doerksen, J. J., Abbotsford.
Doerksen, D. K., Yarrow.
Dueck, H. G., Sardis.
Dueck, H. G., Sardis.
Dyck, H. H., Coghlan.
Dyck, Johann, Yarrow.
Dyck, Peter J., Yarrow.
Dyck, Peter P., Renata.
Dyck, Peter P., Renata.
Esau, Aron, Yarrow.
Epp, H. M., Mt. Lehman.
Epp, Jacob, Yarrow.
Epp, Peter P., Abbotsford.
Esau, Aron, Yarrow.
Fast, H. H., Chilliwack.
Friesen, B. B., Vancouver.
Friesen, Franz. Vancouver Island.
Friesen, Nick., Black Creek.
Friesen, J. P., Upper Sumas.
Froese, Peter, Mission City.
Goertz, Johann, Vancouver.
Goertz, H. D., New Westminster.
Goertz, John A., Black Creek.
Goertzen, Js., Upper Sumas.
Goetzen, Isaac, Upper Sumas.
Guenther, David, Huntington.
Hamm, Martin, Chilliwack.
Harder, Johann A., Yarrow.
Harder, J. B., Sardis.
Harms, Isaac, Sardis.
Harms, John J., Oliver.
Harms, Joh. J., Oliver.
Heinrichs, Jacob, Armstrong.
Hodel, Samuel, Chilliwack.
Janzen, Franz, Abbotfield.
Janzen, Aron J., Aldergrove.
Janzen, David, Chilliwack.
Janzen, Isaac, Abbotsford.
Janzen, Jacob A., Rutland.
Janzen, Peter, Yarrow.
Klassen, Cornelius, Yarrow.
Klassen, Jacob, Crowfoot.
Klassen, Joh. J., Yarrow.
Klassen, Hermann, Vancouver.
Klassen, David, Yarrow.
Klassen, P. J., Yarrow.
Klassen, H. J., Vancouver.
Kliewer, J., Upper Sumas.
Kroeker, David, Crowfoot.
Langeman, P., Yarrow.
Lenzman, H., Yarrow.
Loewen, Gerh., Sardis.
Loewen, A. Js., Abbotsford.
Loewen, Gerh., Sardis.
Loewen, P. D., Yarrow.
Martens, Peter, Yarrow.
Martens, W. G. Sardis.
Nachtigal, Abr. P., Yarrow.
Neudorf, Heinr., Abbotsford.
Neufeld, John J., Vancouver.
Neufeld, K. K., Sardis.
Neufeld, H. H., Abbotsford.
Neufeld, H. P., Vancouver.
Neufeld, Joh. J., New Westminster.
Neufeld, P. J., Yarrow.
Neufeld, Gerh., Oliver.
Neufeld, J. J., New Westminster.
Nickel, J. W., Mission City.
Nickel, H. H., Abbotsford.
Pankratz, A. J., Mission City.
Penner, P. P., Abbotsford.
Penner, Corn. C., Sardis.
Penner, Gerhard, Chilliwack.
Penner, Isaac C., Sardis.
Penner, Jacob, Chilliwack.
Penner, Jacob P., Sardis.
Peters, C. C., Abbotsford.
Peters, Gerhard Sardis.
Raabe, W. W., Oliver.
Redekopp, J. F., Abbotsford.
Redekop, J. F., Abbotsford.
Regiehr, Joh., Aldergrove.
Reimer, Jacob, Yarrow.
Reimer, J. W., Sardis.
Rempel, Abram, Huntington.
Rempel, Gerh., Abbotsford.
Rempel, W. L., Chilliwack.
Rempel, Aron, Yarrow.
Rempel, A. D., Chilliwack.
Rempel, Nik., Chilliwack.
Siebert, Nik., Sardis.
Siebert, Nick, Sardis.
Siemens, Jacob D., Vancouver.
Riesen, P., Yarrow.
Stobbe, J. J., Abbotsfield.
Stobbe, J. J., Abbotsford.
Sukkau, G. H., Yarrow.
Thiessen, F. C., Abbotsford.
Thiessen, Jacob G., Vancouver.
Tiel man, Gerh., Chilliwack.
Toews, A. H., New Westminster.
Toews, C. D., Yarrow.
Toews, H., Abbotsford.
Toews, Isaac, Upper Sumas.
Toews, A. A., North Abbotsford.
Unger, Johann, Kelowna.
Unrau, Martin, Upper Sumas.
Vogt, Joh. P., Kelowna.
Warkentin, Abram, Sardis.
Warkentin, G. P., Mt. Lehman.
Wedel, Jacob, Abbotsford.
Wiebe, J. A., Abbotsford.
Wiebe, J. P., Mt. Lehman.
Wiebe, Paul, Matsqui.
Wieler, A. H., Abbotsford.
Wiens, Jacob B., Vancouver.
Wiens, W., Sardis.
Wiens, Franz, Sardis.

Ontario:

Block, Abram, Niagara.
Boldt, Bernhard, Kitchener.
Braun, Jacob, Post Rowan.
Dick, Isaak J., St. Catherines.
Dick, Jacob A., Niagara.
Dirks, Peter H., Niagara-on-the-Lake.
Dirksen, Peter, Vineland.
Doerksen, Joh. A., Vineland.
Doerksen, David J., Leamington.
Driedger, J. N., Wheatley.
Driedger, Nic. N., Leamington.
Dueck, Johann, Vineland.
Dyck, Joh. F., Niagara.
Dyck, F. P., Toronto.
Enns, Nick, Kitchener.
Epp, Abr. H., Virgil.
Epp, Jacob J., Wheatley.
Epp, Gerhard, Virgil.
Epp, Gerhard, St. Catherines.
Epp, H. H., Waterloo.
Esau, Dietr. P., Yarrow.
Ewert, Js. J., Kitchener.
Ewert, Isaac, Kitchener.
Franzen, Nick., Jordan.
Friesen, Jacob P., Kitchener.
Friesen, Jacob, New Hamburg.
Friesen, Peter. Kingsville.
Froese, Gerhard, Vineland.
Goertzen, Peter, New Hamburg.
Harder, Abram H., Beamsville.
Huebert, Abr. A., Leamington.
Konrad, Hermann, Kitchener.
Janzen, Jacob D., Wheatley.
Janzen, Jacob H., Waterloo.
Janzen, Jacob, Vineland.
Klassen, Dietr., Beamsville.
Klassen, Johann, Port Rowan.
Kroeker, P. P., Niagara on the Lake.
Kroeker, J., Leamington.
Lepp, Hermann P., Harrow.
Litke, Joh. D., St. Catherines.
Mantler, Peter, Vineland.
Matthies, Gerh., Beamsville.
Neufeld, Corn. K., Niagara on the Lake.
Pauls, Aron C., Port Rowan.

Pauls, Abram, Port Rowan.
Penner, Jacob J., Leamington.
Penner, Jacob A., Port Rowan.
Penner, Joh. D., Virgil.
Peters, A. A., Hamilton.
Peters, A. A., Vineland.
Redechop, A. H., Niagara on the Lake.
Redekop, Peter, Niagara.
Reimer, Johann, Port Rowan.
Reimer, Peter, Port Rowan.
Rempel, Abram J., Leamington.
Schellenberg, W. J., St. Catherines.
Schmidt, Nic. H., Blytheswood.
Suderman, Jacob P., Hespeler.
Thielman, H. G., Kitchener.
Thielman, J., Vineland.
Thiessen, Corn. H., Leamington.
Thiessen, Isaac, Leamington.
Toews, Wilh., Leamington.
Voth, Herman, Niagara.
Wichert, Johann J., Vineland.
Wiebe, Heinrich, Vineland.

Evangelische Brüder-Gemeinde.

Rev. Samuel Wedman, 9704—87 Ave., Edmonton, Alta.
Rev. Herrmann Schulze, Hay Lakes, Alta.
Rev. C. A. Gutensohn, 1029 West 23rd Ave., North Vancouver, B.C.
Rev. J. Redberger, 612 East 58th Ave., Vancouver, B.C.
Rev. Elmer R. Stelter, Bruderheim, Alta.
Rev. Raymond Schultz, R.R. No. 1, Edmonton South, Alta.
Rev. A. T. Weiß, New Sarepta, Alta.
Rev. W. F. Kroening, 66—6th St. N.E., Calgary, Alta.
Mr. L. Adam, Student-Pastor, 8009—95 A St., Edmonton, Alta.

Prediger der Hutterischen Brüder.

Decker, Samuel, Wrentham, Alta.
Ent, Jacob, Woolford, Alta.
Entz, Michael J., Warner, Alta.
Entz, John J., Magrath, Alta.
Entz, Peter J., Magrath, Alta.
Glanzer, Joseph, Benard, Man.
Groß, Andreas, Wrentham, Alta.
Groß, Michael, Grosse Isle, Man.
Groß, Paul, Pincher Creek, Alta.
Groß, Peter, Elie, Man.
Hofer, Andreas, Portage la Prairie.
Hofer, David, Cardston, Alta.
Hofer, David, Newton, Man.
Hofer, David, Headingly, Man.
Hofer, George, Redland, Alta.
Hofer, George, Stirling, Alta.
Hofer, Jacob, Maybut, Alta.
Hofer, Jacob, Elie, Man.
Hofer, Jacob, Granum, Alta.
Hofer, Jacob, Cardston, Alta.
Hofer, John, Maybut, Alta.
Hofer, Jacob q., Plum Coulee, Man.
Hofer, John D., Plum Coulee, Man.
Hofer, Joseph, Headingly, Man.
Hofer, John R., Arden, Man.
Hofer, Joseph, Glenwood, Alta.
Hofer, Joshua, Stirling, Alta.
Hofer, Michael, Magrath, Alta.
Hofer, Paul, Rockyford, Alta.
Hofer, Peter, New Dayton, Alta.
Hofer, Peter, Cranford, Alta.
Hofer, Peter, New Dayton, Alta.
Hofer, Peter, R.R. 1, Starbuck, Man.
Hofer, Peter, Raymond, Alta.
Kleinsasser, John, Raymond, Alta.
Kleinsasser, Jacob, Raymond, Alta.
Kleinsasser, Joseph Jr., Newton, Man.
Kleinsasser, Samuel, Cayley, Alta.
Kleinsasser, Samuel, Headingly, Man.
Mendel, Michael J., Warner, Alta.
Stahl, Elias, Rockyford, Alta.
Stahl, Paul, Beiseker, Alta.
Stahl, Paul, Jr., Beiseker, Alta.
Tschetter, Christian, Crossfield, Alta.
Tschetter, Darius, Crossfield, Alta.
Tschetter, Jacob, Redland, Alta.
Tschetter, Lorenz, Glenwood, Alta.
Tschetter, Peter, Glenwood, Alta.
Tschetter, Peter, Granum, Alta.
Waldner, Christian, Railey, Alta.
Waldner, David, Rockyford, Alta.
Waldner, Fred, Poplar Point, Man.
Waldner, George, New Dayton, Alta.
Waldner, George, Pigeon Lake, Man.
Waldner, Jacob, Magrath, Alta.
Waldner, John, Magrath, Alta.
Waldner, Joseph J., Poplar Point, Man.
Waldner, Joseph, Magrath, Alta.
Waldner, Michael, Benard, Alta.
Waldner, Michael, J., Benard, Man.
Waldner, Michael, Elie, Man.
Waldner, Samuel, Railey, Alta.
Walter, Jacob, Macleod, Alta.
Walter, Paul, Cayley, Alta.
Wipf, George, R.R., Headingly, Man.
Wipf, Jacob, Cayley, Alta.
Wipf, John, New Dayton, Alta.
Wipf, Joseph, Magrath, Alta.
Wipf, Joseph, Carnford, Alta.
Wollman, Frank, Beiseker, Alta.
Wollman, Joseph, Benard, Man.
Wurz, Andreas, Magrath, Alta.
Wurz, Andreas, Warner, Alta.
Wurz, David, Gladstone, Man.
Wurz, Jacob, Beiseker, Alta.
Wurz, John, Lethbridge, Alta.
Wurz, John, Jr., Lethbridge, Alta.

Deutschsprechende Priester im westlichen Canada.

Manitoba.

St. Josephs-Kirche, 491 College Ave., Winnipeg, Man. **Rev. R. Feist, O.M.J.,** Pfarrer; **Rev. Fr. Lenz, O.M.J.,** Assist.
Cooks Creek, Man. **Rev. Fr. Phil. Ruh, O.M.J.,** Pfarrer.
Ashern, Man. **Rev. Fr. Ferdymus, O.M.J.,** Pfarrer.
Little Britain, Man.: **Rev. Father Paul Hilland, O.M.J.,** Pfarrer.

Saskatchewan.

Erzdiözese Regina:

St. Mary's Kirche, 2026 Winnipeg St. Regina: **Rev. Father Francis Plischke, O.M.J.,** Pfarrer; **Rev. Fathers Patrick Herbst, O.M.J., Bernard Lewans, O.M.J., Peter Habets, O.M.J.,** Assistenten.
Dilke, Sask.: **Rev. Fath. Jos. Ph. Hubbert, O.M.J.,** Pfarrer.
Holdfast, Sask.: **Rev. Fath. Werner Merx, O.M.J.,** Pfarrer.
Killaly, Sask.: **Rev. Fath. Jos. Riedinger, O.M.J.,** Pfarrer.
Lemberg, Sask.: **Rev. Fath. Richard Kosian, O.M.J.,** Pfarrer.
Grayson, Sask.: **Rev. Fath. H. Kelz, O.M.J.,** Pfarrer.
Southey, Sask.: **Rev. Fath. Leo Gabriel, O.M.J.,** Pfarrer.

Diözese Gravelbourg:

Fox Valley: **Rev. Father H. Bermel, O.M.J.**
Hodgeville: **Rev. Fath. Fehrenbach.**
Mendham: **Rev. Father Jos. Schneider, O.M.J.**
Shaunavon: **Rev. Fath. Reibel.**
Prelate: **Rev. Father F. Otterbach, O.M.J.**
Prelate (Blumenfeld): **Fev. Father A. Klein, O.M.J.**
Prelate (Chaplin): **Rev. Father Frank Herman, O.M.J.**
Richmond: **Rev. H. J. Schnerch, O.M.J.**
Liebenthal, Sask.: **Rev. Father C. Prothmann, O.M.J.**
St. John's, Johnsborough: **Rev. Father M. Schatz, O.M.J.**

Diözese Saskatoon:

Provinzialhaus: 1623—20th St. W., Saskatoon, Sask. **Very Rev. B. Ueberberg,** Provinzial; **Rev. Fath. Peter Riffel, O.M.J.,** Provinzialprokurator.
Wilke, Sask.: **Rev. Fath. J. Hermann, O.M.J.**
Leipzig: **Rev. Fath. H. Boening, O.M.J.**
Handel: **Rev. Father A. Kosloski, O.M.J.**
Tramping Lake: **Rev. Fath. Th. Schweers, O.M.J.**
Revenue: **Rev. Fath. J. Rheidt, O.M.J.**
Macklin: **Rev. Fath. Th. Schnerch, O.M.J.**
Scott: **Rev. Fath. DeMong, O.M.J.**
Reward: **Rev. Fath. K. Groetschle, O.M.J.**
Grosswerder: **Rev. Fath. J. Schultz, O.M.J.**
Kerrobert: **Rev. Fath. G. Walliser, O.M.J.**
Salvador: **Rev. Fath. K. Meyer, O.M.J.**
Luseland: **Rev. Fath. John Peters, O.M.J.**
Cosine, St. Peter's: **Rev. Father H. Krawitz, O.M.J.**
Primate: **Rev. Father P. Bieler, O.M.J.**
Unity: **Rev. Fath. Val. Fix, O.M.J.**
Allan: **Rev. Father C. Ackermann, Rev. Father A. Shahun, O.M.J.**

Diözese Prince Albert:

Battleford: Studienheim der Oblatenpatres: **Rev. Fath. G. Kukarz, O.M.J.,** Superior; **Rev. Fathers: Jos. Switallo, O.M.J., J. Simon, O.M.J., Phillip Engele, O.M.J., L. Stocker, O.M.J., L. Seewald, O.M.J., K. Klein, O.M.J., A. Riffel, O.M.J., P. Feist, O.M.J.,** und **B. Herman, O.M.J.**
Carruthers, Sask.: **Rev. Fath. A. Kosolofski, O.M.J.**
St. Walburg, Sask.: **Rev. Fath. Ph. Funke, O.M.J.**
Paradise Hill, Sask.: **Rev. Fath. J. Boeser, O.M.J.**
Barthel, Sask.: **Rev. Fath. Jos. Boening, O.M.J.**
Goodsoil, Sask.: **Rev. Fath. A. Schaller, O.M.J.,** und **Pius Leibel, O.M.J.**
Vancouver, B. C.: Gemeinde der heiligen Familie: **Rev. Fath. J. Walliser, O.M.J.** Adresse: 1754, E. 36th Ave., Vancouver, B.C.

Abtei Nullius St. Peter zu Münster.

The Right Rev. Severin Gertken, O.S.B., Abt-Ordinarius.
Very Rev. Peter Windschiegl, O.S.B., Generalvikar und Prior.
Subprior. **Rev. Xaverius Benning, O.S.B.,** Rektor.
Rev. Cosmas Krumpelmann, O.S.B.
Rev. Wilfrid Hergott, O.S.B.
Rev. Paulus Kuehne, O.S.B.
Rev. Leonard Benning, O.S.B.
Rev. Aloysius Herriges, O.S.B.,
Rev. Gregor Gaffer, O.S.B.
Rev. Augustinus Nenzel, O.S.B.
Rev. Norbert Schwinghammer, O.S.B.
Rev. Wilhelm Gehlen, O.S.B.
Rev. Jerome Weber, O.S.B.
Rev. Georg Brodner, O.S.B.
Rev. Philip Loehr, O.S.B.
Rev. Martin Brodner, O.S.B.
Rev. Alfred Engele, O.S.B.
Rev. Floria Renneberg, O.S.B.
Die Obigen im St. Peterskolleg angestellt.
Rev. Lawrence Steinkogler, O.S.B., Kaplan, Hospital zu Cudworth, Sask.
Rev. Stephan Mohorko, O.S.B., Pfarrer von Fulda und Wilmont, Sask.
Rev. Dominic Hofmann, O.S.B., Pfarrer von Humboldt, Sask.
Rev. Benedict Steigenberger, O.S.B., Kaplan Humboldt Hospital.
Rev. Chrysostom Hoffmann, O.S.B., Pfarrer von Naicam und Spalding.
Rev. Lukas Bockmann, O.S.B., Pfarrer von Leofeld.
Rev. Franciscus Lohmer, O.S.B., Pfarrer von Lake Lenore und St. James.
Rev. Eduard Benning, O.S.B., Pfarrer von Cudworth und St. Leo.
Rev. Bernard Schaeffler, O.S.B., Pfarrer von Bruno.
Rev. Joseph Wickel, O.S.B., Pfarrer von Annaheim.
Rev. Marcellus Mayer, O.S.B., Pfarrer von Muenster und St. Gregor.
Rev. Matthaeus Michel, O.S.B., Pfarrer von Engelfeld und St. Martin.
Rev. Aurelius Rader, O.S.B., Pfarrer von St. Benedikt und St. Andrews.
Rev. Johannes Hable, O.S.B., Pfarrer von Marysburg und Pilger.
Rev. Theodor Doepker, O.S.B., Pfarrer von Watson und St. Oswald.
Rev. Alphonse Ludwig, O.S.B., Pfarrer von Carmel und Conception.

Siehe Seite 127.